

# Badische Heimat

Sch St BW

#n

Dezember  
4/1993

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde  
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz



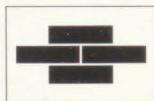
# Wie Sie Ihre Wohnträume verwirklichen



Sie träumen von einem schöneren Zuhause? Und wünschen sich mehr Raum zum Leben? Aber: die nötige finanzielle Bewegungsfreiheit - die fehlt noch? Gemeinsam mit unserer Bausparkasse

## Schwäbisch Hall

Auf diese Steine können Sie bauen



liefern wir Ihnen die passenden Finanz-Bausteine und helfen Ihnen so zu wohnen, wie Sie es sich erträumen.

### Wir machen den Weg frei



**Volksbanken Raiffeisenbanken**

# Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND  
ISSN 0930-7001

Herausgeber:  
Landesverein Badische Heimat e.V.  
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,  
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:  
Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:  
Heinrich Hauß  
Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe

Geschäftsstelle:  
Haus Badische Heimat,  
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg  
Tel. (07 61) 7 37 24

Geschäftszeiten:  
Mo. 14.00—18.00 Uhr,  
Di. 8.00—12.00Uhr,  
Do. 8.00—12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 40,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 12,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor.

Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:  
Postgiroamt Karlsruhe, Nr. 16468-751  
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873  
BLZ 680 301 00  
Öffentl. Sparkasse Freiburg,  
Girokonto 200 3 201  
BLZ 680 501 01  
Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.  
Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse  
Freiburg  
Vermerk: Spende Badische Heimat bitte  
nicht vergessen

Gesamtherstellung: G. Braun Druckerei GmbH & Co. KG  
Anzeigenverwaltung:  
G. Braun Fachverlage GmbH & Co. KG  
Karl-Friedrich-Straße 14—18  
76133 Karlsruhe  
Telefon (07 21) 1 65-2 33  
Telefax (07 21) 1 65-7-3 78  
Zur Zeit Anzeigenpreisliste Nr. 6 gültig  
Reproduktionen:  
G. Braun GmbH

# Wie Sie Ihre Wohnräume verfeinern können

Wohnaccessoires



*Ein gutes  
glückliches Jahr  
1994  
wünscht  
allen Mitgliedern  
und Freunden*

*Ihr Vorstand  
des  
Landesvereins  
Badische Heimat*

# Inhalt

Die Welt-Erfahrung in den Reisebildern Emil Wächters <i>Hubert Morgenthaler, Neckargemünd</i> ...	537	Pianistin aus dem Hegau Frieda Elise Kwast-Hodapp (1818—1949) <i>Horst Ferdinand, St. Augustin bei Bonn</i>	629
Portraits-Frauenbildnisse-Ballettszenen Der Maler Herbert Kämpfer <i>Hubert Morgenthaler, Neckargemünd</i> ...	551	Der Weise vom Bodensee — Über Leopold Ziegler (1881—1958) Zum 35. Todestag des badischen Philosophen <i>Gerd-Klaus Kaltenbrunner, Kandern</i> ...	643
Michael Eckardt als Portraitmaler Neues zum Werk des spätbarocken fränkischen Meisters <i>Peter Assion, Freiburg</i> .....	561	Karl August Mühlhäuser (1825—1881) — Pfarrer und Landtagsabgeordneter <i>Gerhard Schwinge, Karlsruhe</i> .....	651
Otto Leiber Geschichtsverein Buchenberg erinnert in einer Ausstellung an den Kunstmaler und Bildhauer Otto Leiber <i>Johann Haller, Königfeld</i> .....	577	Beteiligt am Aufbau eines neuen Frauendaseins Der Lebens- und Berufsweg zweier Abiturientinnen des ersten Mädchen- gymnasiums <i>Margarete Kraft, Karlsruhe</i> .....	673
Badische Liberalität als Verfassungsprinzip Ihre Entfaltung und ihre Grenzen 1818—1970 (Teil I 1818—1914) <i>Robert Albiez, Ettlingen</i> .....	583	Ein Fürst von Geblüt und Gesinnung Rede beim Festakt zum 70. Geburtstag Seiner Durchlaucht des Fürsten Joachim zu Fürstenberg am 23. Juli 1993 <i>Friedemann Maurer, Augsburg</i> .....	689
„Euregio Bodensee“ im Werden <i>Rainer Röder, Konstanz</i> .....	593	Deutscher Heimatbund, Aktivitätenbericht .....	694
Elektrizität für Baden aus Schwarzwälder Wasserkraft Das „Murgtalwerk“ bei Forbach besteht seit 75 Jahren <i>Bernhard Stier</i> .....	609	Heinz Schmitt zum 60. Geburtstag <i>Peter Assion, Freiburg i. Br.</i> .....	695
„Hotzen“, der rätselhafte Übername der Hausensteiner Die Suche nach dem Wortinhalt <i>Joachim Larenz, Rickenbach</i> .....	621	Buchbesprechungen .....	700

# Die Welt-Erfahrung in den Reisebildern Emil Wachters

*Hubert Morgenthaler, Neckargemünd*

Eigentlich ist er immer auf Reisen, der Maler Emil Wachter, unterwegs zu neuen Erfahrungen, neuen Horizonten, unbekanntem Lebens- und Erlebniswelten. Vor allem nach der Ausgestaltung universal angelegter Werke in Kirchen oder öffentlichen Gebäuden, konzentriertester Arbeit in Glaswerkstätten, dem angespannten Ausmalen der vorher kahlen Wände oder Deckengewölbe von Kirchen, die nur auf steil aufgerichteten Gerüsten zu erreichen sind, zieht es ihn magisch fort in andere Welten, sind Reisen ihm zur Notwendigkeit, zu einer Erholung höchst eigener Art geworden.

Denn Reisen heißt für Emil Wachter: Atem holen, Welt in sich aufnehmen, ein Da-Sein erfassen, das Bild werden will, Bild, in dem die Atmosphäre des Augenblicks spontan gesehen, seismographisch erfaßt, die Welt-Erfahrung des Künstlers anschaulich wird.

Leben doch diese Reisebilder Emil Wachters aus den verschiedensten Quellen einer immer neuen Art von Empfindung des Sehens, das ihm für das gleiche Motiv einen immer neu aufquillenden Reichtum an Variationen ermöglicht.

Der Vielfalt des Sehens, aus immer neuen Empfindungen herauswachsend, entspricht in der Verwirklichung der Bild-Rhythmisierung eine ebenso große Variationsbreite der graphischen und malerischen Techniken, die für diese Reisebilder Anwendung finden.

Der spontane Duktus der Bleistiftzeichnungen, in großflächiger Strichführung die Umrisse skizzierend, weiß Wirklichkeit ins Bild zu bannen und als Ganzheit zu gestalten. Gebündelte Schraffierungen verdichten oft

die Zeichnungen und verweben in den graphischen Impuls Elemente des Malerischen. Die kühn komponierten Tuschezeichnungen mit ihren ins Bild schwingenden Linien lassen genügend Raum frei für aufleuchtende Horizonte oder verdüsternde Grautöne, in denen Himmel und Erde miteinander verschmelzen und den Eindruck von Unendlichkeit vermitteln.

Die Zauberkraft der Aquarelle, rasch aufgetragen in ihren Farbströmungen, unkorrigierbar durch das rasch aufsaugende Papier, leben, besonders was die Landschaften betrifft, von einem fast musikalisch zu nennenden Grundklang und werden so Klang- und Farbraum zugleich.

Oft vermischt Emil Wachter die künstlerischen Mittel, differenziert durch Farbstiftschraffuren die gegenständlichen Elemente oder verleiht ihnen durch die Kompaktheit der Ölkreide eine expressive plastische Kraft. So verschieden voneinander die graphischen und malerischen Elemente der Reisebilder auch sein mögen, gemeinsam ist ihnen allen die Daseinskraft des Atmosphärischen.

Dieses Herauf-beschwören eines bestimmend Atmosphärischen im Bild, lebendig geworden in seinen Landschaften oder im bunten Treiben eines orientalischen Bazars, eines visionär ins Bild sich erhebenden Kulturmonumentes, wie zum Beispiel den Pyramiden, verdankt seine Verwirklichung jedoch nicht allein der spontanen, höchst konzentrierten Gestaltungsweise allein, sondern ist ganz auch Ausdruck seiner universal angelegten Persönlichkeit.

Wer je das Vergnügen hatte, mit Emil Wachter Landschaften zu erleben, Naturformen zu



*Emil Wachter, Alter Ägypter*

schauen, mit ihm unter Menschen zu sein, zu Fuß, im Auto oder im Zug, wird erstaunt darüber sein, mit welcher spielerischer Eleganz und Konzentration zugleich er die Eindrücke des jeweiligen Augenblicks sich anverwandelt, das Wesenhafte einer Landschaft, einer Naturform, eines Bauwerkes, eines Menschen- gesichts erkennt, die Gerüche einer Erdsphäre

erspürt, mit seiner Phantasie belebt und schon in der Geste Bild werden läßt. Fast zärtlich wie ein Liebhaber streicheln seine Hände die angeschaute Welt, skizzieren Umrisse, formen sie, schließen sie ein, lassen sie Motiv werden. Wie ein Dirigent vor seinem Orchester gestaltet er die Landschaft und läßt die Mitreisenden teilnehmen am





*Emil Wachter, Junge Ägypterin*

Prozeß der Bildwerdung. Die Worte fallen sparsam, aber genau in ihrer Diktion. Nie ist ein Zeigefinger im Spiel. Nichts wird gedeutet, gerät ins Lehrhafte. Die Bewegungen der Hände bleiben Spiel, Beschwörung, fast magisch anmutende Zeichensprache, hingegeben an den Zauber des Augenblicks.

Unverbraucht und wie zum ersten Male gesehen, erscheint so die angeschaute Welt vor dem mitfühlenden Betrachter. Er ahnt zwar, was im Bild geschehen könnte und ist dann doch überrascht, mit welcher Vehemenz das Gesehene, Erlebte, Ausdruck wird, ins Bild

gerinnt, geschaffen aus der Konzentration des Augenblicks. Dieses Einholen der Welt ins Reich der eigenen Phantasie, ihre stets verdichtende Umgestaltung in die Bildarchitektur verleiht den Reisebildern Wachters Lebendigkeit und Originalität. Es ist gleichsam ein Einatmen und Ausatmen einer mit Dasein erfüllten Welt.

Er selbst bekannte bei der Durchsicht seiner frühen Zeichnungen: „Zeichnen ist wie Atmen: Aufnehmen und Abgeben, Aneignung und Mitteilung. Seit ich denken kann und bewußt lebe, ja soweit ich mich überhaupt



Patmos

Kapelle auf Patmos



91



Lipsos



Jan 19 1959

zurück erinnere, also schon als Kind, war mir Zeichnen und Malen wichtiger und geläufiger als Sprechen, Verstmittel Nr. 1“.

Emil Wachers Vertrauen in das „Verstmittel Nr. 1“, das Zeichnen und Malen, aus der unmittelbaren Anschauung und der inneren Teilnahme an der Welt hervowachsend, von Kindheit an geübt, blieb nicht ohne Einbrüche und Unterbrechungen. Vor allem „das kalte Feuer und die Irritationen des so-

nannten Kunststudiums“ an der Akademie in Karlsruhe und der „hervorbrechende Sturm der abstrakten Intoleranz“, konnten nur von Emil Wacher durchgehalten werden „auf dem Hintergrund des vorher mit eigenen Augen Erlebten und Formulierten“.

Das Primat der abstrakten Malerei, in Deutschland doktrinär in Szene gesetzt in den Jahren 1946 bis weit in die 50er Jahre hinein, ließ alles „Gegenständliche“ und da-



*Emil Wachter, Taormina*

mit auch die unmittelbare individuelle Teilnahme und Bild-gestaltungen der Welt, als „reaktionär“, ja „geistig rückständig“ erscheinen.

In dieser Zeit war es eine Reise, ein Sommeraufenthalt 1954 in Schweden, der als Befreiung den erneuten Durchbruch zum Ureigensten seines Künstlertums brachte. „Dort begann ich“, so schreibt Emil Wachter, „in großem Ausmaß zu aquarellieren, die Landschaft dort und vor allem Stockholm selbst mit dem vielen Wasser lehrten mich ein neues Sehen und lösten eine Eruption von Bildern aus, die seither nicht mehr unterbrochen wurde“.

Die Bedeutung der vielen Reisen und deren Bild-Werdung in den Reisebildern ist somit auch für das Gesamtwerk Emil Wachers bis hin zu den „Triptychen“ von großer Wichtigkeit. In seiner „Lebenstafel“, den von ihm selbst zusammengestellten biographischen Daten am Ende von Katalogen oder Buchpublikationen sind seine Reisen stets exakt vermerkt. Keine der Reisen scheint ihm unwichtig zu sein.

Schon in den Studienjahren 1949—1954 führten ihn erste Reisen nach Paris und Flandern. Im Jahre 1950 begegnet er in Paris dem, für die Kunst im Kirchenraum, für den religiösen Impuls der Kunst in ihrer Ganzheit, so wichtig gewordenen Kunsthistoriker P. Régamey. In den kommenden Jahren erweitern sich seine Frankreichaufenthalte; erste Reisen nach Spanien folgen.

Eine entscheidende Phase für seine Welt- und Kunsterfahrung bildete 1954, wie schon erwähnt, seine Reise nach Schweden. Weitere Reisen nach Frankreich, Spanien, Portugal wurden im gleichen Zeitraum unternommen.

Neue und ganz andere Erfahrungen vermittelten ihm Autofahrten durch den Balkan, Griechenland und die Türkei. Griechenland und Kleinasien waren im Jahre 1961 seine nächsten Unternehmungen, deren Bilderernte viele Aquarelle bestätigten.

Seine Reisen nach Israel offenbarten ihm in unmittelbarer Weise die Landschaften der Bibel, des Alten Testaments. Vier mehrfarbige Aquarelle sind von ihm bewußt in das Buch „Genesis. Das Gesicht der Urväter“, erschienen im Herder-Verlag 1970, aufgenommen worden. Ist doch Geschichte für Emil Wachter nur erfahrbar in dem Spannungsbogen von Vergangenheit und der Erlebniskraft des in der Gegenwart lebenden Menschen. Bewußt setzt sich Emil Wachter dieser polaren Spannung aus, will vorstoßen im Bild zu Abgrund und Mythos dieser gelebten Welt, die für ihn noch in den großen Baudenkmalern gegenwärtig ist.

Er versucht im Bild ihre Größe zu fassen, sie uns ahnen zu lassen. Dies gilt für die vergangenen Kulturen Kleinasiens ebenso, wie für Ägypten, Rom, Venedig, Spanien und Portugal.

Besonders seine ins Monumentale gesteigerten Zeichnungen der Bauwerke Roms oder der Pyramiden Ägyptens sind dafür Beispiele und Beweis zugleich.

Die Gegensätzlichkeit der Erfahrungen, von Landschaftsräumen vor allem, führten ihn zur Anwendung verschiedener Formgesetze. Überwiegen bei seiner Reise 1969 nach Nordafrika — Tunesien, Algerien, Marokko — die kühn und vehement ins Bild geworfenen expressiven Formelemente und hineinflutenden Farbströme, z. B. bei der Darstellung des „Atlasgebirges“, wirken seine Aquarelle und Zeichnungen von „Patmos“ und „Ägypten“ stiller, meditativer, fast magisch inspiriert.

In der Ausstellung „Ägypten — Ägäis“, die dieser Tage in der Galerie Paul Jakobs in Dinslaken zu sehen ist, wirken diese Bilder fast homogen in ihrem Grundklang, lassen Teilnahme zu, die im Zeitlichen der Erfahrung uns das Zeitlose der Schönheit offenbaren, ähnlich einem Gedicht, das in Rhythmus und Reim eine eigene Sprachwelt vermittelt. Auf diesen Zusammenhang machte Emil Wachter bei der Eröffnung dieser Ausstellung aufmerksam, indem er auf die „verdichten-



*Emil Wachter, In Utah*

den Elemente“ der Form- und Farbsignaturen dieser Blätter hinwies. Wir entdecken beim Betrachten dieser Werke, z. B. dem Aquarell „Die Nilfischer“ zwei Boote, zwischen den weitläufigen Horizonten des Flusses treibend, in denen Fischer ihr uraltes Handwerk vollbringen: das Auslegen der Netze. Eine Szene, in fließendes, vom Licht durchsprengetes Blau getaucht, die so gestaltet zeitlos wirkt.

„Gizeh“ wird fast visionär als Urlandschaft gesehen mit den mächtig wie Urgestein in den Himmel ragenden Pyramiden. Dem „Unendlichen“ von Zeit und Raum ausgeliefert, schwebt, aus dem Nichts aufsteigend, „die

Wüste bei Abu Simbel“ dem Blick entgegen, als hätte die Natur seit Urzeiten sich nicht verändert. Diesem Zauber uralter Kultur- und Landschaftsräume stehen in den Zeichnungen sehr alltägliche Szenen entgegen, die z. B. das bunte Treiben einer „Einkaufsgasse in Kairo“ sehr direkt aufnehmen und skizzieren.

Erzählend inspiriert sind Blätter, in denen das ruhende Glücksgefühl, die paradisiische Geborgenheit einer Oase uns vermittelt wird. Gefaßt in ihrer umrißhaften Monumentalität werden „Die Widder von Karnak“ in Emil Wachers sehr individuell arrangierten Skiz-



zen, so daß vor allem die statische Kraft und Schönheit in den religiösen Symbolen offenbar werden.

Aber nicht nur die Landschaftsräume, die Natur, das bunte Treiben der orientalischen Welt in den Gassen von Kairo werden gesehen, sondern auch in den Portraits der „Tempelwächter“ der einzelne Mensch.

Ähnliches gilt für die Aquarelle, die Emil Wachter aus Patmos mitbrachte.

Auch hier ist eine Vielfalt von Eindrücken in Bilder gefaßt worden: die Schönheit der Insel selbst, aus den hell schillernden Wasserflächen der Ägäis aufsteigend, die Stadt, die Kirchen, die Behausungen der Menschen, der Tiere, selbst ein „Kaninchenstall“ findet Beachtung.

Ins Machtvolle gesteigert hat Emil Wachter diese Motive in dem später entstandenen Ölgemälde „Patmos Triptychon“.



*Emil Wachter, Südtiroler Berghof*



*Emil Wachter, New York, Manhattan*



*Emil Wachter, Zwei Boote*

Wie wichtig die Reisebilder sind für neue, ureigene Form- und Farbkompositionen, geschaffen in der konzentrierten Sphäre des Ateliers, zeigt nicht nur das „Patmos Triptychon“, sondern auch die großflächig angelegten Triptychen „Island“ (1990), „Grönland“ (1991) und „Insel im Mondlicht“ (1991).

Vielfach von Reiseeindrücken angeregt sind auch andere Ölgemälde Emil Wachters, wie z. B. „Venedig“, das in gewittriges Licht getaucht seinen Untergang zu ahnen scheint. Das ursprüngliche Erleben von Licht, Wasser, Erde und Luft, jener uns alle belebenden vier Elemente, die auf Emil Wachters Reisen in immer neuen Variationen und in ihren so verschiedenen gegenseitigen Durchdringungen von ihm gesehen wurden, sind in vielfältiger Form in sein Gesamtwerk eingeflossen. Ein Gleiches gilt für die Begegnung mit Menschen, die ganz anderen Kulturen zugehören, und die von Emil Wachter in ihrem Eigensein erkannt und aufgezeichnet worden sind. Sie haben zweifellos den universalen Raum seiner „Menschengesichter“, ausgehend von den Bildnissen der Urväter der Bibel bis hin

zu den Portraits der politischen Köpfe in Bonn, erweitert und vertieft.

Ein Kapitel für sich sind Wachters skizzenhafte Notizen, die er auf dem Flug in die USA, als „Spaziergänger in der Luft“ sozusagen, aufgezeichnet hat. Das Leben und Treiben auf den „Himmelsstraßen“ faszinierten ihn ebenso, wie die so ganz anderen Farben, die so auf unserer Erde nicht zu finden sind. Er ist einer der ganz wenigen Künstler unserer Zeit, die sich an die Darstellung dieser „Himmelsreisen“ des modernen Menschen heranwagten. Er erweiterte damit seine Welt-Erfahrung auf eine höchst originelle Weise.

Wachters Welt-Erfahrung in seinen Reisebildern ist somit ganz auf der Höhe unserer Zeit angelangt und bleibt doch zugleich Erfahrung im uralten Sinne des Wortes. Denn in unserem Worte „er-fahren“ sind gleichzeitig enthalten: das Durch-Fahren der Welt, gesehen als Bewegung hin zu einem noch unbekanntem Ziel, das Erleben und Erleiden der Welt, das notwendig hin zur Selbst-Erfahrung führt.

# Portraits — Frauenbildnisse — Ballettszenen

Der Maler Herbert Kämper

*Hubert Morgenthaler, Neckargemünd*

Der Maler Herbert Kämper, geboren 1929 in Karlsruhe, studierte dort an der Akademie der Bildenden Künste (1950—1957) und war Schüler der Professoren Walter Becker und Karl Hubbuch. So sehr er die künstlerischen Kenntnisse und das von ihm hoch eingeschätzte Können seiner Lehrer respektierte, muß festgestellt werden, daß sie in Kämpers

Werk, auch in früheren Arbeiten, keinen Einfluß zur Nachahmung bewirkt haben. Viel entscheidender waren für ihn der Kontakt zu Erich Heckel, der großes Interesse an Kämpers Arbeiten zeigte, und Wilhelm Schnarrenberger, mit deren malerischen Auffassungen er sich intensiv auseinandersetzte. Durch die „Studienstiftung des Deutschen



*Herbert Kämper, 240 × 320 cm, Oel, 1993*

Volkes“, die Herbert Kämper in den Jahren 1953 bis 1957 erhielt, erreichte er die Aufmerksamkeit einer breiteren, an seiner künstlerischen Entwicklung interessierten Öffentlichkeit. Durch zahlreiche Ausstellungen im In- und Ausland, unter anderem Mailand, London und New York, rechtfertigte er das in ihn gesetzte Vertrauen.

Kulturpreise, 1956 der Kulturpreis der Stadt Karlsruhe für Graphik, den Herbert Kämper 1960 auch für Malerei erhielt, lenkten auf sein Schaffen hin und bestätigten seine umfassende künstlerische Potenz. 1960 wurde ihm der Kulturpreis des Bundesverbandes der Deutschen Industrie verliehen, 1961 der Pfalzpreis für Graphik. Von einer noch größeren Wichtigkeit für die Entfaltung seiner Bildwelt war jedoch die Zuerkennung des Rom-Preises „Villa Massimo“, mit dem ein einjähriger Aufenthalt in Rom verbunden ist. In Rom hat sich für Herbert Kämper, nach

eigenen Aussagen, sein ihn fortan bestimmendes „humanistisches Weltbild so verfestigt, daß nach dieser Romzeit — auf dem Höhepunkt des Tachismus, der in jenen Jahren den Kunstbetrieb beherrschte —, eine radikale Zuwendung zur gegenständlichen Malerei erfolgte“.

Den Grund für diese Umkehr sieht Herbert Kämper darin, daß „durch die Auseinandersetzung mit dem Menschen über und durch Malerei eine tiefere Begegnung für ihn mit dem Menschen in seiner realen Existenz einerseits oder in seiner Vorstellungswelt andererseits ermöglicht wird.“

Es geht ihm also darum, das Sichtbare und Fühlbare einer Person im Bild zu erfassen. Dieses Interesse am Menschen bringt es mit sich, daß die Figur und das Portrait fortan eine entscheidende Rolle in seinem Schaffen angenommen hat.



Herbert Kämper, Ballettszene, „Danza Viva“, 1991, Oel, 240 × 320 cm



Herbert Kämpfer, „Nicoletta Odoardi“, Tänzerin am Badischen Staatstheater,  
120 × 90 cm, Oel, 1993

Bei den Portraits fallen dem Betrachter zwei Formen der Gestaltung auf:

1. „Das offizielle Portrait“

In ihm soll auch miterfaßt werden „die Würde und Bürde“ des Amtes. Dafür könnten als Beispiele stehen die Bildnisse des Präsidenten des Bundesgerichtshofes Prof. Dr. Pfeiffer, des Oberbürgermeisters a. D. Dullenkopf, des Regierungspräsidenten a. D. Dr. Person und ebenso das Bildnis von Alex Möller.

Das menschliche Wesen des Amtsträgers wird dabei nicht vernachlässigt, sondern kommt

vor allem in der subtilen Gestaltung des Gesichts und der Hände zu Ausdruck. Es findet also keine Verklärung der Person durch das Amt statt.

2. Ganz dem Privaten, dem persönlichen Bereich zugehörig, erscheinen die Portraits seiner Frau, in den Bildnissen „Sera Veneziana“ und „Frau mit Glas“ verdeutlicht. Sie wirken durch ihre intime Diktion der Formvolumina und die Farbnuancen unmittelbar auf den Betrachter und bleiben doch Kunstwerk für sich.



Herbert Kämper, „Barbara Rajska“, Tänzerin am Badischen Staatstheater  
Karlsruhe, 120 × 90 cm, Öl, 1993

Alle dargestellten Figuren, Menschenbilder, nehmen Blickkontakt auf zu den Augen des Betrachters. Sie sehen ihn in einer sehr offenen, direkten Weise an. Dadurch muß sich dieser notwendig mit dem Wesen der dargestellten Person auseinandersetzen. Ein Ausweichen wird bei dieser gewollten Konfrontation unmöglich.

Ein weiterer Aspekt des Werkes von Herbert Kämper, der an der künstlerischen Ausgestaltung von mehr als 100 Kirchen mitwirkte, liegt im sakralen Raum. Erst in jüngster Zeit

machte er durch die künstlerische Gesamtgestaltung des Kirchenraumes St. Elisabeth in Karlsruhe auf sich aufmerksam. Sie fand über die Landesgrenzen hinaus Anerkennung anlässlich des Katholikentages in Karlsruhe. Dennoch überwiegen in der Kunstwelt Herbert Kämpers Bildnisse von Frauen in der Figurenmalerei, die für ihn noch bestimmender geworden ist nach seinem Aufenthalt in der Villa Massimo in Rom.

Die Gestaltung der männlichen Figur im Bild bleibt weitgehend dem Selbstportrait, den





Herbert Kämpfer, „Florentina Cristali“, Tänzerin am Badischen Staatstheater,  
120 × 90 cm, Öl, 1993

Portraits allgemein, vorbehalten. Thematisch gebundene Werke in Kirchen und öffentlichen Gebäuden lassen jedoch erkennen, daß er als Figurenmaler der Gestaltungsbreite der männlich orientierten Figurenkomposition Raum bietet und sie zu einem immer präzisen Ausdruck zu bringen weiß. Selten jedoch ist die männliche Figur an sich Ausdruck selbstgewählter Bildgestaltungen.

Kämpfers Frauenbildnisse, und Herbert Kämpfer ist ein Frauenmaler par excellence, sind reich an Variationen des malerischen Aus-

drucks, bleiben jedoch immer an den dargestellten Menschen gebunden, versinken nie in die Anonymität einer beliebig erfaßten Körperfigur.

Auch bei den Aktbildern bleibt der dargestellte Mensch ganz bei sich selber, behält seine Würde und strahlt oft auch ein stolzes Selbstbewußtsein aus.

Seine kühn ins Bild verfugten Frauengestalten werden so Ausdruck eines wie selbstverständlich wirkenden Körperbewußtseins, das nichts mehr mit dem Lasziven des fine de



Herbert Kämper, „Véronique Léfèvre“, Tänzerin am Badischen Staatstheater  
Karlsruhe, 120 × 90 cm, Oel, 1993

siecle zu tun hat und uns als Zeitgenossen vertraut ist. Diese jungen Frauen in Kämpers Bildwelt wirken selbstsicher und fühlen sich geborgen und zugleich bestätigt durch ihren Körper.

Herbert Kämper läßt auch in den Aktkompositionen den dargestellten Menschen ganz für sich sein. Oft wirken die Augen prüfend, wollen wissen, was auf sie zukommt.

Sehr sparsam setzt Herbert Kämper bei seinen Aktkompositionen, seinen als Ganzheit

gestalteten Frauenbildnissen Requisiten ein. Ein Stuhl, ein Sessel, ein Kissen oder ein Bonbonglas, mit voluminösen Ausbuchtungen ausgestattet, genügen ihm als Interieur für seine Figurenkompositionen. Die gezeigte Person selbst bleibt so in ihrer plastischen Geschlossenheit dem Raum bedingungslos ausgeliefert. Nur als schmale Linien werden die Konturen des Raumes gefaßt, so daß die Farbflächen der kahlen Wände ganz aus sich heraus leben und bestehen müssen. Auf diese Weise erhält die Figur im eigenst dafür ge-



Herbert Kämpfer, „Federica Rinaldi“, Tänzerin am Badischen Staatstheater Karlsruhe, 120 × 90 cm, Öl, 1993

schaffen Farbraum ihre unverrückbar wirkende Monumentalität.

Dieses Hineinrücken des Menschen in den Raum hat jedoch nichts zu tun mit Schlemmers Raumsymbolen, seinen marionettenhaft wirkenden „Figuren im Raum“.

Trotz des kunstvollen Arrangements, das Herbert Kämpfer seinen Frauengestalten im Bild zuweist, bleiben sie unverwechselbar Person, verflüchtigen sich nie ins rein Atmosphärische, sind real erfahrbar in ihrem Menschsein.

Da Herbert Kämpfer so auf seine Weise Raum schafft für seine Frauengestalten, keine schmückenden Gegenstände als Bildfüller duldet, kann die menschliche Figur ganz als Form- und Farbeinheit gestaltet werden. Die den Menschen bestimmende Farbkontur wird so fast zum Symbol, zur Kennzeichnung des Menschen in seiner Wesenheit. Bei dem Ölbild „Roter Samtanzug“ (1970) wird eben dieses „Rot“ zur bestimmenden Aussage auch für den Menschen, die statisch auf ihrem Stuhl verankerte Frauenfigur. Ähnliche Kom-



*Herbert Kämer, Prof. Dr. R. Pfeiffer, Präsident des Bundesgerichtshofes*

positionselemente bestimmen auch die „Liegende in Blau“ (1970), bei der ein kraftvoll in seinem Formduktus ausschwingender Frauenkörper zu einer Art liegender Sphinx erstarrt, preisgegeben der Leere des Raumes.

Ganz anders, sehr viel verspielter, die großformatige Gruppenkomposition „Sieben-Mädchen-Triptychon“ (1970), in dem die statischen Figuren aufgelockert werden ins Verspielt-Ironische. Immer sind es Gegensatzpaare, die den Raum beleben und durch ihre jeweilige Koordination bestimmen. Dieses Triptychon wird nicht nur belebt durch das sich ergänzende Wechselspiel der Figuren

und ihrer Körperpositionen, sondern erhält Witz und Charme u. a. durch das jeweilige Spiel der Augen.

Monumentaler noch als das „Sieben-Mädchen-Triptychon“ ist das 2 m hohe und mehr als 3 m breite Bild „Sieben Figuren“, geschaffen in langen Malexerziten und 1981 vollendet.

In der Ausstellung „Farbe — Malerei der Gegenwart in Baden-Württemberg“ in Donaueschingen (1989) fand es, aufgrund seiner malerischen Qualitäten, hohe Anerkennung und Beachtung. Der ehemalige Direktor der Städtischen Galerien in Freiburg, Prof. Hans H. Hofstätter charakterisiert dieses Bild in



*Herbert Kämper, Prof. Dr. Alex Möller*

einer eigens aufgenommenen, komplex angelegten Bildbetrachtung im Katalog der Ausstellung. Kennzeichnend ist dabei u. a. für Prof. Hofstätter das „unmittelbare“ Aufeinandertreffen von Realistik und Irrealität, beides zum Äußersten hin formuliert. Die stehende oder leicht über dem Boden schwebende nackte Frauenfigur ist entidealisiert und fasziniert besonders durch ihr Selbstbewußtsein, mit dem ihr Blick über ihren Körper förmlich hinaussieht und den Betrachter mit einer Mischung von Frage und Aufforderung fixiert. Nicht zufällig dreht sie der senkrechten Mittelachse des Bildes den Rücken zu, diese mit den Fingerspitzen noch berührend

und sie scheint sich nach rechts aus dem Bild entfernen zu wollen, ihre Frage im Raum stehen lassend.

Was ist ein Raum? Sie befindet sich auf einer eher kompakten Bühnenebene, über deren Horizont sie hoch aufragt in einen fahl beleuchteten, blaugrauen Raum, der im Gegensatz zum Boden landschaftlich aufgefaßt ist und einen dramatisch bewölkten, partiell aufgerissenen Himmel zeigt. Er ist belebt von fliegenden nackten Frauengestalten, die zum Trotz ihrer Körperfülle schwerelos schweben, aber ohne Ziel und Willen, denn sie haben keine bestimmte Richtung und kollidieren sogar miteinander. Man sieht zum Teil ihre

Schatten auf dem Bühnenboden, wodurch die auch anderweitig erfolgte Vermischung der Realitätsebenen angedeutet wird. Bei der letzten schwebenden Figur links oben könnte die Vorstellung aufkommen, als würden nach langem und quälerischen Wirbel die Figuren sich endlich selbst in Wolken auflösen“.

Als Figurenmaler, als Gestalter von Aktkompositionen vorbereitet, eröffnete sich Herbert Kämper vor wenigen Jahren die Welt des Balletts. Durch Besuche vieler Aufführungen des Balletts des Badischen Staatstheaters in Karlsruhe und durch die Bekanntschaft mit dem Ballettdirektor und fantasievollen Choreographen Germinal Casado ergab sich für Herbert Kämper die Möglichkeit, die vorgeformte Kunstwelt des Balletts, die von stilistischen Bewegungen und menschlichem Ausdruck geprägt ist, umzusetzen aus dem Raum der Bühne in den Raum des Bildes.

Es geschieht dabei keine Illustration des Bühnengeschehens. Die Erlebniswelt des Tänzerischen erfährt vielmehr eine Verwandlung, ja Neugestaltung im Bild.

Vorstudien zu den szenischen Arrangements in großformatigen Bildern, z. B. „Pas de deux“, sind Zeichnungen, die nach der Erinnerung geschaffen wurden. Es fällt dabei auf, daß Herbert Kämper die Tänzerinnen und Tänzer nicht im Anonymen belassen hat, sondern auf die Individualität der Tanzenden Wert legte. In der Ausstellung „Gegenständliche Plastik und Malerei im Anspruch der Tradition“, gemeinsam gestaltet mit dem Bildhauer Klaus Ringwald in den Räumen der Landesvertretung des Landes Baden-Württemberg in Bonn, Sommer 1993, zeigte

es sich, daß neben den Portraits, den großen Figurenkompositionen, besonders die Ballettszenen Herbert Kämpers durch ihre malerische Vitalität und subtile Meisterschaft die Betrachter spontan ansprachen. Vor allem die Tanzszene „Pas de deux“ wirkte faszinierend auf die Ausstellungsbesucher, weil das Tanzpaar gleichsam aus dem Bild auf die Betrachter zuschwebte. Der suggestiv gestaltete Augenblick einer tänzerischen Position wurde so Bild-Wirklichkeit.

Das Umkreisen der Welt des Tanzes, der Kunstwelt des Balletts, aufbauend auf den strengen Regeln der Schritte, Gesten und Bewegungen, hört bei Herbert Kämper nicht bei der bildhaften Gestaltung erlebter Ballettszenen auf. Ihm geht es um mehr, um eine humane Bindung, eine Existenz-Werdung der Tänzerinnen und Tänzer als Personen im Bild. Er geht dabei noch einen Schritt weiter, wie die Galerie der jungen Tänzerinnen zeigt, indem er ihre Bildnisse als Ensemble sieht, und durch malerische Effekte einander zuordnet. Die Tänzerinnen in den Szenen des Balletts und die einander zugeordneten Portraits gehören für ihn zusammen. Damit wird deutlich, daß die Darstellung der Tanzenden unverwechselbar an Persönlichkeiten gebunden ist. Jede dieser Tänzerinnen, die er mit ihrem Namen genannt wissen will, erhält auch im Portrait eine jeweils höchst eigenwillige Position in Gestik und Ausdruck.

Herbert Kämpers Bindung an die Gestaltungswelt des Karlsruher Balletts ist somit ein Prozeß der Bildwerdung, die in einer höchst originalen Weise den Lebens- und Kunstraum in seiner Ganzheit zu erfassen weiß.

# Michael Eckardt als Porträtmaler

Neues zum Werk des spätbarocken fränkischen Meisters

*Peter Assion, Freiburg i. Br.*

Vom 17. bis ins 19. Jahrhundert wirkte in Walldürn die Hafner- und Malersippe Eckardt, aus der besonders die beiden Maler Michael Eckardt (1744—1803) und Sebastian Eckardt (1782—1846) hervorragen. Der letztere stand als Hofmaler in den Diensten des Fürstenhauses von Leiningen in Amorbach und kam durch die verwandtschaftlichen Verbindungen der Leiningen bis an den englischen Königshof in London<sup>1)</sup>. Michael Eckardt, der Vater des Sebastian, blieb als Maler und Dekorateur in Walldürn sesshaft, war aber ebenfalls überörtlich bekannt und wurde in dem weiträumigen fränkischen Gebiet vom Untermain bis zur Jagst für künstlerische Arbeiten beansprucht. Größere Aufträge wurden ihm vor allem von kirchlicher Seite zuteil, und da er seine Werke zu signieren pflegte bzw. Kirchenrechnungen seinen Namen nennen, ist ein entsprechendes Werkverzeichnis schon in das Künstler-Lexikon von Thieme-Becker<sup>2)</sup> aufgenommen worden (während ein Artikel über den Hofmaler Eckardt dort noch fehlt). Ein ergänztes Verzeichnis und biographische Daten veröffentlichte der Walldürner Heimatforscher Rudolf Schick 1964 in der „Badischen Heimat“ innerhalb eines Artikels, der sich in der Hauptsache mit dem Sohn Sebastian befaßt<sup>3)</sup>. Durch beide Verzeichnisse ist seither bekannt, daß Michael Eckardt 1776 die 15 Kreuzwegstationen der katholischen Stadtkirche von Stadtprozelten am Main malte, 1778 in der Walldürner Wallfahrtskirche ein neues Altarblatt am St. Annenaltar anbrachte, 1779 für die gleiche Kirche die Mittelplastik des St. Franziskusaltars aus Gips modellierte, 1788 das Dekengemälde in der katholischen Kirche zu

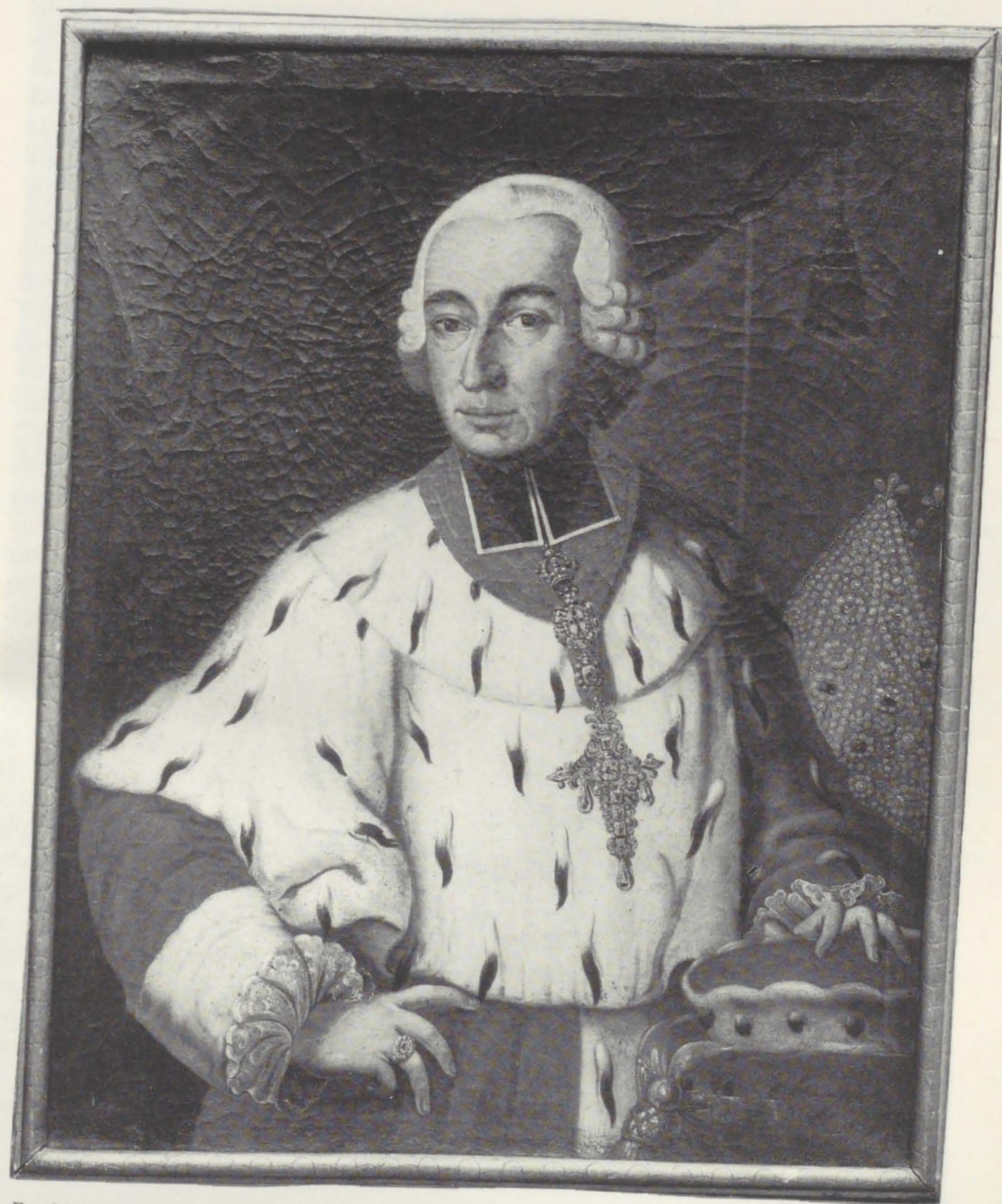
Allfeld bei Mosbach schuf (Kreuzigungsgruppe) und 1797 den Walldürner Hochaltar mit einem Gemälde der Himmelfahrt Christi austattete (1798 wieder entfernt und heute verschollen). Die Nennung kleinerer dekorativer Arbeiten und eines Marienbildnisses im Stadt- und Wallfahrtsmuseum Walldürn (früher: Heimatmuseum) vervollständigen die Auflistungen im Künstler-Lexikon bzw. bei Schick. Sie fixierten von Michael Eckardt die Vorstellung von einem typischen Kirchenkünstler des Spätbarock, der auch fern der großen Kunstzentren zu existieren vermochte, weil ihm das kirchliche Bauwesen, das bis zur Säkularisation auch auf dem Lande geblüht hat, immer wieder Aufträge verschaffte. Ist diese Vorstellung nicht falsch, so ist sie jedoch einseitig. Denn inzwischen ermittelte Werke des Malers und schriftliche Quellenfunde zeigen, daß Eckardts Schaffen über den kirchlichen Rahmen hinausreichte und die Landschaftsmalerei, die Porträtkunst und anderes miteinschloß. Belege dafür fanden sich in einem Hausbuch, das Michael Eckardt von etwa 1770 bis 1789 geführt und mit handschriftlichen Einträgen aller Art, darunter Auftragsnotizen, gefüllt hat. Dieses Buch kam in der Bibliothek des Walldürner Museums zum Vorschein, wo es — vermutlich in den 1920er Jahren von Nachkommen gestiftet — jahrzehntelang unbeachtet geruht hat. Eine Durchsicht erbrachte nun eine Fülle neuer Informationen zum Schaffen des Malers. Etwa gleichzeitig mehrten sich Hinweise auf Porträtstücke Eckardts im Besitz verschiedener Museen, und im Kunsthandel tauchte 1988 ein weiteres Gemälde dieser Art auf und wurde für das Walldürner Museum erwor-

ben<sup>4</sup>). Dies mag es rechtfertigen, sich erneut mit dem Werk des Malers zu befassen und dabei besonders auf die Porträtmalerei einzugehen, zumal die Leistungen in diesem Genre auch künstlerisch beachtlich sind und in kulturgeschichtlich-volkskundlicher Hinsicht besondere Aufmerksamkeit verdienen. Das erwähnte Hausbuch ist in einen Pappband (21 × 18 cm) gebunden und enthält 66 eng beschriebene Blätter sowie einige lose beigelegte Papierseiten<sup>5</sup>). Mit familienkundlichen Einträgen ist es offenbar schon vom Vater des Michael, dem Maler Sebastian Eckardt d. Ä. begonnen worden. Michael Eckardt führte es weiter, indem er sich über verliehenes Geld, über Farb- und Materialeinkäufe, über Ausgaben für Kleidung usw. Notizen machte. Indem auch er Familienkundliches einstreute, 1782 die Geburt seines Sohnes Sebastian vermerkte (31 r) sowie sich selber mit Namen nannte („ich Michael Eckardt“, 31 r, 39 r, 68 v), steht zweifelsfrei fest, daß die meisten Einträge auf ihn zurückgehen. Das gilt auch für die Auftragsnotizen. Ist das Buch für die gesamte Lebens- und Wirtschaftsführung des Malers benutzt worden, so war es zugleich und im besonderen Eckardts Auftragsbuch, in welchem er — in buntem Wechsel mit sonstigen Einträgen — Bestellungen festhielt und bei Gemälden das Motiv, öfter auch die Maße und den ausgehandelten Preis notierte. Die spätere Bezahlung dokumentierte er mit einigen Federstrichen durch die betreffende Notiz, bisweilen auch mit dem Vermerk „bezahlt worden“. Daß auch von privater Seite immer wieder Bilder religiöser Thematik bei Eckardt bestellt wurden, fügt sich in das bekannte Bild vom Schaffen des Malers. So dokumentiert das Hausbuch, daß er 1775 in Dorfprozelten Geld für ein Sebastiansbild erhielt (64 v), 1777 mit einem Valentinsbild für den Wirt „Zur Gans“ in Königshofen beauftragt wurde (62 v) und 1785 dem „Beckenmeister neben dem Sattler Fertig“ in Buchen ein Franziskusbild malte (34 r). Neues bietet folgender Ein-

trag: „Herr amtsvogteyschreiber Martini hat von mir erhalten im Jahr 1783 in der Wahlfarth zwey fruchten Stücklein acordiret 1 St. 48 (Kreuzer)“ (37 v). Also malte Eckardt auch Früchte-Stilleben. Doch wiederholen sich Hinweise darauf nicht, während sich immerhin drei Einträge auf die Landschaftsmalerei beziehen. Der eine, wohl von 1778 stammend, sagt aus, daß der „Pfarrer von Hedingen“ (Hettingen) „2 landschafften“ für 2 Gulden erhielt (56 r). Mit den beiden anderen wurde festgehalten, daß 1783 dem „Kirchner“ (Mesner) Johann Kraft zwei Landschaften für 1 Gulden und 30 Kreuzer gemalt (42 r) und 1785 dem Amtsvogtschreiber in Buchen „2 grosse landschafften“ mit Rahmen für 7 Gulden geliefert wurden (34 r). Demnach schuf Eckardt immer Doppelstücke mit landschaftlichen Motiven, was einer Zeitmode entsprochen haben dürfte, die auch im ländlichen Bürgertum verbreitet war und darauf hinauslief, die gute Stube mit Landschaftsbildern im Pendant zu schmücken: über dem Sofa oder beiderseits eines Schreibsekretärs plazierte. Auch in Eckardts eigener Stube hing — allerdings als Einzelstück — ein Landschaftsbild, vermerkte er doch 1779 zu zwei religiösen Bildern, die er „dem Pfälzer von Ladenburg“ liefern sollte, als gewünschtes Format: „so groß 1 Stück wie die landschafft in meiner Stub“ (40 v). Leider sind Landschaftsbilder (und Stilleben) Eckardts bisher nicht wiederaufgetaucht. Vermutet werden muß einstweilen, daß er sie nach graphischen Vorlagen (Kupferstichen) und nicht nach der Natur malte, weil dies für einen Maler wie ihn das nächstliegende war und auch erst die Romantik die Reize der Odenwälder Landschaft als „malwürdig“ entdeckte.

Was Belege zur Porträtmalerei angeht, so ziehen sich solche in noch größerer Zahl durch das Hausbuch. Als wichtigster Kunde für „borderets“ — so Eckardts dialektgefärbte Schreibweise — begegnet dabei der mainzische Keller, die höchste Amtsperson der Stadt





*Der Mainzer Kurfürst Friedrich Karl Josef von Erthal, gemalt von Michael Eckardt 1788  
(Josefine-Weibrauch-Museum Neudenau).*

Foto: G. Ederle

und entsprechend vermögend. 1776 malte ihm Eckardt für 5 Gulden ein Porträt „von seinem Herrn paba“ (43 v), das gefallen haben muß, denn es wurde — zum gleichen Preis — eine Kopie davon nachbestellt (43 v). Wohl von 1781 stammt eine Auflistung mit der Überschrift: „Was ich Michael Eckart dem Herrn Kellerey Verwalter gearbeitet habe“ (39 r). Hier ist belegt, daß der Maler zum Standardpreis von 5 Gulden drei weitere Porträts ins Amtshaus lieferte: vom Keller selbst, von dessen Bruder sowie von einer nicht genannten Person als „borderet vor den Herrn von Stingelheim“<sup>6)</sup>. Außerdem enthält die Liste folgenden Posten: „item 3 borderet gemahlt den 5. april 81, copiret dessen Herrn Weybischoffen“. Offenbar für Geschenkzwecke hatte Eckardt demnach auch Kopien von einem Bildnis des Mainzer Weihbischofs hergestellt, und zwar in so flotter Manier, daß er den Auftrag an einem einzigen Tag erledigen konnte. Ein weiteres Porträt für den Keller, das gesondert von der Auflistung und ohne Datum eingetragen wurde (39 v), dürfte dann wiederum den Amtmann dargestellt haben und war möglicherweise mit dem Bildnis, das in der Auflistung verzeichnet steht, identisch.

Weitere Besteller von Porträts waren der Amtsvogteischreiber Martini und der „Kirchner“ Kraft: beide zu Eckardts Stammkundschaft zählend und uns oben bereits als Abnehmer von Stilleben bzw. Landschaftsbildern begegnet. Dem Vogteischreiber lieferte Eckardt 1783 „das borderet gemahlt vom Herrn selbst“ (37 v), dem „Kirchner“ 1784 „ein porteret“, zu dem eine nähere Angabe fehlt und das — mit Preisnachlaß — für 4 Gulden abgegeben wurde (42 r). Die Belegreihe, die das Hausbuch zum Wirken Eckardts als Porträtmaler liefert, wird außerdem durch folgende Notiz vervollständigt: „das Maass des auf Neudenu bestelten Kuhrfürsten besteht aus 2 Schuh 10 zohl = die höhe“ (42 v). Denn obwohl nicht ausdrücklich von einem Porträt die Rede ist, bezieht sich auch dieser

Eintrag auf ein solches und stellt sogar die einzige Notiz dar, die bis jetzt zur Wiederentdeckung eines Eckardtschen Gemäldes geführt hat. Da dem Verfasser bekannt war, daß im Heimatmuseum zu Neudenu an der Jagst (Josefine-Weihrauch-Museum) drei großformatige, früher im Rathaus hängende Ölbildnisse von Mainzer Kurfürsten vorhanden sind, wurde beim Museum angefragt, ob eines dieser Bilder als Eckardt-Werk identifiziert werden könne. Tatsächlich fand sich auf der Rückseite des Bildes, das den Erzbischof und Kurfürsten Friedrich Karl Josef von Erthal darstellt, folgende auf die Leinwand gemalte Signatur: „M. ECKART/pinxit/1788“. Sie war bisher völlig unbeachtet geblieben, weil man vor Ort mit dem Malernamen nichts mehr anzufangen wußte.

Das Gemälde in Neudenu (Inv. Nr. 90/1035) mißt ohne Rahmen 86 cm in der Höhe und 70 cm in der Breite. Es zeigt den Erzbischof im Hüftbild, gekleidet in einen prächtigen roten Mantel mit Hermelinbesatz. Die linke Hand ist auf den Kurhut gelegt, der rechts im Bild auf einem Kissen ruht. Die rechte Hand stützt der Bischof elegant in der Hüfte. Im Hintergrund ragte eine perlenbesetzte Mitra auf, um zusammen mit dem goldenen Brustkreuz an die bischöfliche Würde des Dargestellten zu erinnern. Kaum anzunehmen ist allerdings, daß Erthal in dieser Aufmachung und Pose dem Walldürner Maler Modell gessen hat. Vielmehr ist davon auszugehen, daß Eckardt einen Kupferstich als Vorlage benutzte. So sind damals auch andere Maler vorgegangen, die — in großer Anzahl — Porträts des Erzbischofs fertigten. Sie setzten graphische Vorlagen in großformatigere Ölbilder um, wobei hauptsächlich Drucke der Kupferstecherfamilie Cöntgen Verwendung fanden. Auch Eckardt hat offenbar einen Cöntgen-Stich, den er sich aus Mainz besorgte oder von den Neudenuer Bestellern des Bildes vorgelegt bekam, benutzt. Denn am nächsten kommt seinem Porträt eine graphische Arbeit des Georg Jo-



Porträt des Theologen Bartholomäus Holzhauser, nach einer Vorlage gemalt von Michael Eckardt 1797 (Bezirksmuseum Buchen).

Foto: H. Brosch

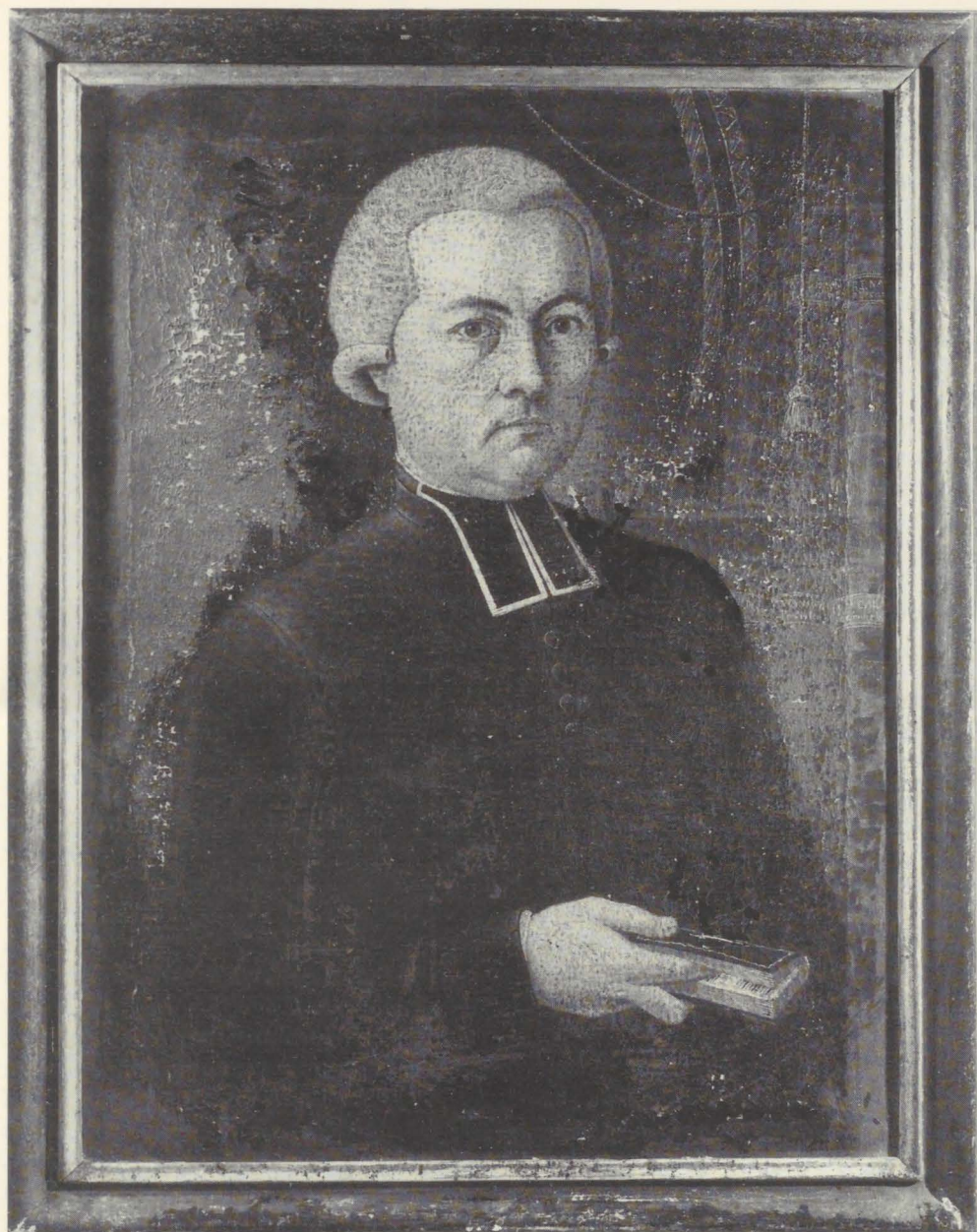
seph Cöntgen<sup>7)</sup>. Vergleicht man beide Bilder, so zeigen sich allerdings bei Eckardt auch Abweichungen von der Vorlage. Sitzt der Erzbischof bei Cöntgen in einem Sessel, so hat ihn Eckardt stehend gemalt, und blickt er auf der Graphik leicht zur Seite, so schaut er auf dem Gemälde den Betrachter direkt an. Auch hat Eckardt das Spiel der Hände verändert und den Kurhut rechts hinzugefügt. Wahrscheinlich sollte mit den Abänderungen noch mehr das Herrscherliche des Dargestellten betont werden: der Funktion des Bildes gemäß, das im Rathaus der mainzischen Stadt Neudenuau den fernen Landesherrn vertrat und die Untertanen an ihre Treue-Pflicht gegenüber dem Bischof erinnern sollte. Die gleiche Bedeutung kam den anderen Bischofporträts im Neudenuauer Rathaus zu, die die Vorgänger Erthals zeigen<sup>8)</sup>. Wer diese malte, ist unbekannt. Bei dem Erthal-Bild ist hingegen nicht nur Eckardt als Maler gesichert, sondern auch konkret vorstellbar, wie dieser zu seinem Auftrag kam. 1788 malte er in der Kirche zu Allfeld das eingangs erwähnte Deckengemälde, und offensichtlich nutzten die Neudenuauer seine Anwesenheit im Nachbarort, um mit ihm die Schaffung des bischöflichen Porträts abzusprechen. Nicht zufällig entstammt dasselbe dem gleichen Jahr wie das Allfelder Deckenbild.

Schon vor etwa 15 Jahren wurde als weiteres Werk von Eckardts Hand ein Porträt des Theologen Bartholomäus Holzhauser im Bezirksmuseum Buchen bekannt, als dort die Gemälde neu inventarisiert wurden<sup>9)</sup>. Auch dieses Bild muß Eckardt nach einer gedruckten Vorlage gemalt oder nach einem älteren Ölgemälde kopiert haben. Denn Holzhauser lebte von 1613 bis 1658 und damit lange vor Eckardts eigener Lebenszeit. Aus einem Dorf bei Augsburg gebürtig und von den Jesuiten erzogen, wirkte Holzhauser auf verschiedenen süddeutschen Pfarreien im Sinne der Gegenreformation. Herausragende Bedeutung erlangte er 1642 durch die Gründung einer Kongregation für Weltpriester, in der

sich Geistliche zusammenschlossen, die das Priestertum „in seiner ungetrübten Reinheit“ wiederherstellen wollten und „Bartholomäer“ genannt wurden<sup>10)</sup>. Auf Einladung von Erzbischof Johann Philipp von Schönborn verpflanzte Holzhauser 1654 seine Kongregation, auch „Institut“ genannt, in die Diözesen Mainz und Würzburg, wo sie unter den Landgeistlichen — vor allem im Mainzer Gebiet — die meisten Anhänger fand<sup>11)</sup>. Dazu will passen, daß das in Buchen befindliche Gemälde einst in Stadtprozellen am Main angekauft wurde<sup>12)</sup>. In dieser zum Mainzer Erzstift gehörenden Stadt oder ihrer Umgebung könnte es zu Ende des 18. Jahrhunderts von einem „Bartholomäer“ in Auftrag gegeben worden sein, aus Verehrung für den Gründer der Weltpriester-Genossenschaft und vielleicht auch mit nostalgischen Gedanken. Denn Aufklärung und Französische Revolution führten genau zu der Zeit, als Eckardt das Porträt malte, zur Auflösung des Holzhauserschen Priesterbundes.

Den Maler und das Entstehungsjahr des Bildes bezeugte folgende Aufschrift, die Eckardt — wie stets — auf der Rückseite der Leinwand anbrachte: „M. Eckart/Walthüranus/Pinxit/1797“. Bei einer unsachgemäßen Restaurierung ist diese Signatur vor einigen Jahren leider überstrichen worden, so daß sie jetzt nur noch der von Prof. Helmut Brosch angelegten Inventarkarte des Museums entnommen werden kann. Das Ölbild (Inv. Nr. 1197) befindet sich in einem klassizistischen Würfeck-Rahmen mit Vergoldungen, der original sein dürfte, und hat die Innenmaße 61,5 cm (Höhe) auf 47 cm (Breite). Holzhauser ist im Brustbild dargestellt, ins geistliche Gewand eines Weltpriesters gekleidet und ehrfürchtig die rechte Hand auf die Brust legend. Rechts oben identifiziert den Dargestellten folgende Aufschrift: „Ven. Dei Se(r)vus/Bartholomäus/Holtzhauser“.

Das oben erwähnte Gemälde, das 1988 für das Walldürner Museum erworben wurde, stellt ebenfalls einen Geistlichen dar, aber



*Bildnis des Riederner Pfarrherrn Nikolaus Arnsberger, gemalt von Michael Eckardt 1792 (Stadt- und Wallfahrtsmuseum Walldürn).*

Foto: H. W. Ströbel

einen solchen aus der Zeit und Umgebung des Malers. Dadurch gehört das Bildnis zu der Gruppe von bisher drei Porträt-Originalen, die sich dadurch auszeichnen, daß sie von Eckardt nicht nur gemalt, sondern auch entworfen und nach eigener Vorzeichnung geschaffen wurden. Denn mit Vorlagen für diese Bildnisse ist kaum zu rechnen, wie ja auch die Einträge in Eckardts Hausbuch, die sich auf „borderets“ für örtliche Besteller beziehen, nur in jenen Sonderfällen etwas über Kopiervorlagen verlauten lassen, die wir zitiert haben und zu denen hier noch eine Notiz von 1782 gestellt sein mag. Sie bezieht sich auf zwei Gemälde für den Stadtschultheißen Molitoris und lautet: „Zwey borderet Cobiret dessen Herrn Baba und Mama pro 4 fl.“ (17 v). Nach diesem Eintrag unterschied Eckardt auch sehr deutlich beim Preis zwischen kopierten und selbstentworfenen Porträts, indem er für erstere weniger als die Hälfte der sonst üblichen 5 Gulden berechnete. Es wäre reizvoll, wenn wir auch das für Walldürn angekaufte Gemälde mit seinem ursprünglichen Preis und den Umständen seiner Bestellung im Hausbuch nachweisen könnten. Doch ist dies — wie bei allen noch zu besprechenden Bildnissen — leider nicht möglich, da es von 1792 stammt und die Einträge nur bis etwa 1789 reichen. Dennoch kann von einem „echten“ Porträt von Eckardts Hand ausgegangen werden, und entsprechend willkommen war der Neuzugang im Walldürner Museum. Es gelang dadurch, daß das Ölbild aus Privatbesitz beim Auktionshaus Zemanek-Münster in Würzburg zur Versteigerung kam und der Heimat- und Museumsverein Walldürn die Mittel für seinen Erwerb aufbrachte<sup>13)</sup>.

Das jetzt mit der Nummer B 146 inventarisierte Bild hat die Innenmaße 75 cm (Höhe) auf 56 cm (Breite) und ist in einen 5,5 cm breiten schwarzen Holzrahmen mit innen umlaufender Goldleiste gefaßt. Im Hüftbild zeigt es einen Geistlichen mittleren Alters in weltpriesterlichem Habit und mit einfacher

grauer Perücke. In der linken Hand hält der Dargestellte ein Gebetbuch, womit zusätzlich auf seinen Stand verwiesen wird. Näheren Aufschluß über seine Person gibt die Rückseite des Bildes. Hier hat zunächst der Maler breit seine Signatur auf die Leinwand gesetzt: „M. ECKART/Walthüranus/Pinxit/1792“. Darunter steht von anderer Hand und — mit schwarzer Farbe — ebenfalls direkt auf die Leinwand geschrieben: „Efigies Nicolai Arnsberger/per 38 annos parochi in Riedern/donatio permanens successoris ejus/Zanoni mpr.“. In Übersetzung: „Bild des Nikolaus Arnsberger, des Pfarrers von Riedern während 38 Jahren. Zu dauerndem Verbleib geschenkt von seinem Nachfolger Zanoni, mainzischer Priester“. Wir haben es demnach mit dem Porträt des langjährigen Pfarrherrn von Riedern zu tun, eines Dorfes in der Nähe von Walldürn auf der Höhe über dem Main- und Erftal. Sein Nachfolger im Amt hatte das Bild wohl aus der Erbmasse Arnsbergers von Verwandten erhalten und es dann — so möchte man die zitierte Inschrift genauer verstehen — ins Riederer Pfarrhaus geschenkt.

Die beiden anderen Ölgemälde, die Eckardt ohne Vorlagen schuf, stellen Frauenbildnisse dar. Eines davon gehört zum Altbestand des Walldürner Museums und ist dadurch sowohl in dem handschriftlichen Inventar, das in den 1920er Jahren Museumsleiter Hans Eckstein anlegte, als auch in dem gedruckten Museumskatalog von 1965 — hier mit der neuen Inventarnummer B 2 — verzeichnet worden<sup>14)</sup>. In beiden Fällen ist es Michael Eckardt zugewiesen und als 1792 gemaltes Porträt der Barbara Jordan geb. Reinhard, einer wohlhabenden Walldürner Bürgersfrau mit der Lebenszeit 1758 bis 1845, bestimmt. Doch besitzt das Bild selbst keine entsprechende Aufschrift, und auch die übliche Signatur Eckardts fehlt auf der Rückseite der Leinwand. Bei einer Nachuntersuchung fanden sich dort zwar Spuren einer ehemaligen Beschriftung. Aber sie sind zur Unleserlich-

M. ECKARD

Walthiranus Pinxit.

1792.

---

Effigies Nicolai Arnsberger  
per 38 annos parochi in Niedern  
donatio permanentis successoris eius

Janonius

Die Signatur, die Eckardt üblicherweise auf die Rückseite der Leinwand seiner Ölbilder setzte. Zusammen mit einer späteren Nachschrift ist sie hier nach dem Arnsberger-Porträt im Walldürner Museum wiedergegeben.

Foto: H. W. Ströbel

keit verblaßt und waren wohl schon für Hans Eckstein nicht mehr entzifferbar. Gleichwohl bestimmte dieser als erster den Maler und die dargestellte Person, wozu anzunehmen ist, daß ihm aus mündlicher Überlieferung entsprechende Informationen zukamen. Das Bild ist dem Museum von Färbermeister Ignaz Kast, Walldürn, in den 1920er Jahren geschenkt worden, und es ist durchaus vorstellbar, daß damals noch Näheres über seine Bedeutung bekannt war, zumal zwischen den Familien Kast und Jordan verwandtschaftliche Beziehungen bestanden zu haben scheinen. Eine andere Möglichkeit wäre, daß Eckstein die Angaben zu dem Bild einem zweiten, heute verlorenen Haus- und Auftragsbuch des Malers entnahm.

Daß die Zuschreibung an Michael Eckardt nicht verfehlt war, beglaubigt uns heute die Tatsache, daß Eckardt in der Porträtmalerei gut bewandert war und sie in seinem Wirkungskreis offenbar als einziger Künstler gepflegt hat. Darüber hinaus können Bildvergleiche die Zuschreibung unterstützen. Zu vergleichender Betrachtung bietet sich vor allem das zweite Frauenbildnis Eckardts an, das signiert ist und sich im Reiß-Museum der Stadt Mannheim befindet (Inv. Nr. 0 83). Es ist im gleichen Jahr, dem das Walldürner Bildnis entstammen soll, gemalt worden, d. h. 1792. Von diesem unterscheidet es sich durch ein größeres Format. Hat das Porträt der Barbara Jordan die Innenmaße 38 cm (Höhe) auf 32 cm (Breite), so ist das Gemälde in Mannheim zwischen den Innenkanten des Rahmens 73 cm hoch und 56 cm breit. Doch zeigen beide Bilder wohlhabende Bürgersfrauen, die im Hüftbild gemalt sind und im Arrangement der Darstellung wie in Einzelheiten signifikante Übereinstimmungen erkennen lassen. So hat der Maler bei beiden Porträts Lebendigkeit erzielt, indem er den Körper der Modelle leicht zur Seite drehte, auch das Gesicht im Halbprofil malte, aber den Blick der Dargestellten direkt dem Betrachter zufallen ließ. Bei dem Mannheimer

Bildnis ist die rechte Hand zur Brust geführt und hält dort ein filigranes Silberkreuz am Bande: ein frommer Gestus, zu dem Eckardt durch die Gebärden von Madonnenbildnissen inspiriert worden zu sein scheint<sup>15</sup>). Das Walldürner Porträt weicht diesbezüglich ab. Aber auffällig ist wiederum, daß bei beiden Bildnissen die Brust einen schmückenden Blickfang trägt, der die Linien der Kleidung bündelt und zugleich dezent als Mittel fungiert, den Blick des Betrachters nach oben auf das Antlitz der Frauen zu lenken. Im einen Fall ist dies das erwähnte Silberkreuz, bei dem Walldürner Porträt eine ins Brusttuch gesteckte Rose mit drei Blätter.

Vor allem aber tragen die beiden Frauen die gleiche Haube mit Spitzenbesatz und eine sehr ähnliche kleinperlige Halskette, die in mehreren Schlingen eng um den Hals gelegt ist. In gewisser Weise ist so der Kopfputz des einen Bildes auf dem anderen kopiert, und dies spricht für einen Maler, der sich beim Malen von Frauenporträts bereits eine gewisse Routine zu eigen gemacht hatte und gemäß dieser Tatsache für beide Porträts in Anspruch zu nehmen ist. Doch war die Wiederholung der genannten Details nur möglich, weil dies auch den Wünschen der Dargestellten entsprach. Sie könnten dabei — so die nächstliegende Vermutung — einer allgemeinen Zeitmode gehuldigt haben, denn zumal die weiße Spitzenhaube taucht auch sonst auf Frauenporträts des 18. Jahrhunderts auf und ist offenbar in Süddeutschland sehr beliebt gewesen. Es sei etwa auf das um 1760 gemalte Bildnis einer Darmstädterin in Privatbesitz<sup>16</sup>) oder auf das Porträt der Josepha Gobin von 1789 im Mannheimer Reiß-Museum<sup>17</sup>) Bezug genommen. Doch zeigen diese Bilder ein breites Spektrum von Haubenvarianten, während bei den von uns diskutierten Gemälden bis in die kleinsten Details Übereinstimmung besteht und die Parallelität der Halsketten hinzukommt. Im Hinblick darauf trifft man wohl das Richtigere, wenn man annimmt, daß sich die beiden Frauen in einer Aufma-



chung malen ließen, bei der sich modische Vorgaben zu einer ortsspezifischen bürgerlichen Tracht entwickelt und verfestigt hatten. Dies aber nötigt, von einem gemeinsamen Entstehungsort der Bilder auszugehen, und da diesbezüglich alles auf Walldürn deutet, einmal mehr von Eckardt als Maler. Denn nur dieser kam seinerzeit — wie bereits betont — in dem Odenwälder Städtchen als Porträtmaler in Frage. Und hinzukommt, daß wir in Eckardt auch einen frühen Trachtenmaler sehen dürfen. Dazu muß zwar eingeschränkt werden, daß er selbst hierfür noch kaum ein Bewußtsein besaß, hat doch erst die Romantik jenes besondere Interesse an Trachten erweckt, das dann die eigentliche Trachtenmalerei des 19. Jahrhunderts zu Blüte kommen ließ. Gleichwohl aber dürfen wir Eckardt zuschreiben, uns aus dem hinteren Odenwald die ältesten bildlichen Zeugnisse einer Frauentracht überliefert und so dazu beigetragen zu haben, daß die Trachtenmalerei in Baden nicht nur mit Schwarzwälder Beispielen vertreten ist.

Betrachten wir das Porträt der Barbara Jordan noch genauer, so muß hervorgehoben werden, daß deren gesamte Kleidung einen trachtlichen Eindruck macht. Sie trägt ein mittelblaues Kleid mit eingelesemem Faltenrock und darüber ein rosafarbenes Schultertuch mit Randstreifen in schwarz und grün, das nach ländlicher Sitte kreuzweise übereinander gelegt und offenbar auf dem Rücken gebunden ist. Die Perlen der Halskette sind fast schwarz und könnten — da mit englischem Jet erst ab 1800 gerechnet werden kann — aus Granat oder granatfarbigem Glas bestanden haben: eine Vermutung, die von dem Mannheimer Gemälde her naheliegt, wo als Farbe der Kette deutlich ein dunkelroter Granatton zu erkennen ist. Die Haube besteht aus einem Kopfteil aus rotgemustertem Stoff, von dem eine nur undeutlich erkennbare Bandgarnierung auf den Rücken fällt. Die weiße Spitze, die in zwei abgestuften Lagen das Gesicht umrahmt, ist auf einen Unter-

grund von wohl gesteiftem Leinen aufgebracht. Die Naht zwischen Unterlage und Kopfteil verdeckt ein gemustertes Band, das beiderseits des Kopfes in zwei kleinen Schlaufen ausläuft. Alles zusammen stellt uns möglicherweise die Frauentracht dar, die in Walldürn auch noch getragen wurde, als Clemens Brentano 1804 die Wallfahrtskirche besuchte und in einem Brief davon sprach, die Menschen hätten „in schöner Ordnung“ gekniet und „durch die gleichförmige Kleidung“ ein recht erbauliches Bild abgegeben<sup>18)</sup>. Erst um 1830 verdrängte, wie die Trachtenforschung herausgearbeitet hat<sup>19)</sup>, die von Ostfranken her vordringende schwarze Bänderkappe die älteren Odenwälder Haubenformen mit Einschluß der in Walldürn getragenen Spitzenhaube. Den Schnitt des Kleides, den das Porträt der Frau Jordan zeigt, und farbige Schultertücher von Seide behielt man hingegen noch Jahrzehnte länger bei<sup>20)</sup>.

Bei dem Frauenbildnis, das sich in Mannheim befindet, ist die Haube in gleicher Technik hergestellt und mit ihren Details noch besser erkennbar. Doch statt eines umgeschlungenen Schultertuches trägt die Porträtierte ein kleineres cremefarbenes Brusttuch, das in den weiten Ausschnitt des Kleides gesteckt ist. Und dieses Kleid hebt sich durch Stoff und Schnitt deutlich von dem der Barbara Jordan ab. Es ist eng auf Taille gearbeitet und hat geschlitzte Ärmel, die ebenso wie der Ausschnitt mit Häkelspitze besetzt sind. Dazu prunkt es mit einem auffällig gemusterten Stoff, der auf grauem Grund mit violetten Streifen ein netzartig übergezogenes helles Blumenmuster zeigt. Für die Stoffart wäre an Lampas, ein teures Seidengewebe, zu denken. Aber auch wenn das Original nur aus bedrucktem Kattun bestand und eine in Altrosa gehaltene Schürze mit Vorstecker den üppigen Gesamteindruck mildert, ist offensichtlich, daß sich die Trägerin des Kleides in besonders repräsentativer Aufmachung gemalt sehen wollte. Sie folgte dabei noch 1792 — mit ländlichem Verzug gegenüber moder-

neren Modetendenzen — den Vorgaben des adelig-bürgerlichen Rokoko. Und wenn sie einerseits die ortsübliche Spitzenhaube und den gleichen Halsschmuck wie die Frau Jordan anlegte, so steht ihre sonstige Aufmachung doch auch für eine gewisse Distanz zum Trachtlich-Verbindlichen. Dazu will gut passen, daß das Porträt keine durchschnittliche Bürgersfrau zeigt, sondern — wie auf der Rückseite des Bildes angegeben — eine Walldürner „Bürgermeistersfrau“.

Auf der Rückseite lesen wir zunächst die der Leinwand aufgemalte Signatur: „M. ECKART/Walthüranus pinxit/1792“. Auf dem breiten Holzrahmen aber, der wie bei dem Bild der Frau Jordan aus dem 19. Jahrhundert stammt, finden wir einen aufgeklebten Zettel mit folgender Notiz: „Bild der Frau Bürger-



*Bildnis der Barbara Jordan in Walldürner Bürgertracht, gemalt von Michael Eckardt 1792 (Stadt- und Wallfahrtsmuseum Walldürn).*

Foto: H. W. Ströbel

meister . . . von Walldürn. Geschenk von Frau Aug. Brunner, Witwe. Mannheim. Aug. 1920“. Das Bild ist demnach dem Reiß-Museum 1920 geschenkt worden, wobei die Stifterin noch Angaben zu der Dargestellten machen konnte, mit Ausnahme des Namens, an dessen Stelle drei Pünktchen stehen. Diese Lücke kann möglicherweise mit Hilfe des Eckardtschen Haus- und Auftragsbuches gefüllt werden. Wenn wir hier lesen, daß der Maler den Stadtschultheißen Molitor zu einem guten Kunden hatte und ihm 1782 zwei Porträts seiner Eltern kopierte sowie einen Porträtrahmen vergoldete (17 v), so liegt die Annahme nahe, daß er auch später noch für Molitor gearbeitet hat und ihm als Porträt seiner Gattin das in Mannheim erhaltene schuf. Später dürfte das Bild durch Verwandte, die in der Stadt Mannheim zuzogen, in die Quadratestadt gelangt sein. Der Name Brunner der Stifterin begegnet in Walldürn als derjenige einer wohlhabenden Bürgerfamilie, die das Gasthaus „Zum Löwen“ besaß und als Akademiker den badischen Staatsrat Felix Karl Brunner (1803—1857) hervorbrachte. Letzterer wirkte als Hofgerichtsdirektor 1845 in Mannheim und wurde als solcher zum Mannheimer Ehrenbürger ernannt<sup>21</sup>). Andererseits wissen wir von einem Mannheimer Apotheker mit Namen August Brunner. Er könnte ein Neffe des Staatsrates oder sonst ein naher Verwandter gewesen sein. Das Mannheimer Adreßbuch weist ihn für 1910 als Besitzer der Stern-Apotheke in T 3, 1 aus. Im Adreßbuch von 1919 sind seine Erben als Inhaber dieser Apotheke genannt. Folglich muß er damals gestorben gewesen sein, und wenn die Stifterin des Gemäldes im Reiß-Museum 1920 als „Aug. Brunner-Witwe“ bezeichnet wurde, so muß sie — zumal sonstige Anhaltspunkte fehlen — die Gattin jenes August Brunner mit wohl Walldürner Hintergrund gewesen sein.

Denkbar ist, daß zu den beiden Frauenporträts einst noch Gegenstücke gehörten, die die jeweiligen Gatten darstellten: den Schuld-

heißen Molitoris und den Handelsmann Georg Anton Jordan (1759—1821)<sup>22</sup>). Zumal bei dem Bildnis im Walldürner Museum könnte an ein Pendant gedacht werden. Denn möglicherweise besaß das Rosen-Attribut der Barbara Jordan auch die Bedeutung eines Liebeszeichens und stellte einen inneren Bezug zu einem zweiten Bildnis her, das den Ehemann zeigte, vermutlich ebenfalls mit einer Blume (etwa einer Nelke). Aus festlichem Anlaß (Heirat, Hochzeitsjubiläum) sind solche Doppelporträts gerne in Auftrag gegeben worden und mit korrespondierenden Blumenzeichen aus der bürgerlichen und bäuerlichen Welt Süddeutschlands und Österreichs bekannt<sup>23</sup>). Doch blieb uns das Männerporträt, falls vorhanden, nicht erhalten, so daß sich über Bezüge des Frauenbildnisses zum Brauchwesen nur spekulieren läßt<sup>24</sup>).

Künstlerisch stellen die Gemälde der beiden Frauen die besten Leistungen Eckardts auf dem Gebiet der Porträtmalerei dar. Sie kamen den Repräsentationsbedürfnissen entgegen, die seinerzeit auch im kleinstädtischen Bürgertum bestanden. Aber sie übertrafen die Darstellung des Allgemeinen, Typenmäßigen und Symbolischen, indem es dem Maler gelang, in den Gesichtszügen auch die Individualität seiner Modelle zum Vorschein zu bringen (am besten wohl bei dem Porträt der Barbara Jordan). Es ist anzunehmen, daß Eckardt hierfür — und auch sonst für seine Arbeit — eine Ausbildung und Schulung erhalten hatte, die über das Technische, das ihn sein Vater als Dekorateur lehren konnte, hinausging. Doch fehlte dazu bisher jeder nähere Anhaltspunkt. Möglicherweise hilft auch hier jetzt sein Hausbuch weiter. Denn es enthält die Notiz, daß er 1775 Schulden seiner Mutter bezahlte, die entstanden waren „im Jahr 1768 und 67 wie ich zu Mayntz ware“ (49 r). Folglich hielt er sich als junger Mann von 23 bzw. 24 Jahren längere Zeit in der Landeshauptstadt Mainz auf. Und wenn der Eindruck nicht trügt, so war dies deshalb

der Fall, weil er sich ebendort als Lehrling und Gehilfe eines Malers verdingt hatte. Durch Nachforschungen in Mainz läßt sich vielleicht noch herausbringen, wer am wahrscheinlichsten sein Lehrmeister war.

Nach der Heimkehr nach Walldürn, wo er ein kleines Haus in der Untergasse Nr. 7 bewohnte<sup>25</sup>), konnte Eckardt das auswärtig Erlernte freilich nicht so nutzen, daß es ihm voll die Existenz gesichert hätte. Denn gut bezahlte größere Aufträge gingen immer nur sporadisch bei ihm ein, und wenn sich mit Hilfe seines Hausbuches ein neues und dichter Bild von seinem malerischen Schaffen gewinnen läßt, mit Einschluß bisher unbekannter kirchlicher Werke<sup>26</sup>), so macht jene Quelle auch offenkundig, daß die Basis seines Broterwerbs durch Kleinaufträge aller Art gebildet wurde. Selbst einfachste Mal- und Anstreicherarbeiten verschmähte Eckardt nicht, und mit der anspruchsvollen künstlerischen Arbeit war das schlicht Handwerkliche dicht verwoben. Dies entsprach auch der Familien- und allgemeinen Berufstradition, und indem sich Eckardt von dorthin als spezialisierter Handwerker und noch nicht als „Kunstmalere“ im modernen Sinne begriff, hatte er mit den Aufträgen niederer Art wohl keine Probleme. So malte er nicht nur Porträts, sondern vergoldete auch die Rahmen dazu, die ihm von örtlichen Schreibern geliefert wurden. Er strich Stuben und Möbel farbig an, bemalte Fahnenstangen und Standarten und gab geschnitzten Heiligenfiguren die Farbfassung. Mit gewisser Regelmäßigkeit bemalte er dem Walldürner Uhrmacher Matthias May die Uhrenblätter mit Ziffern und lasierte dieselben. Vor allem aber verschaffte ihm die Wallfahrt zum Heiligen Blut in Walldürn<sup>27</sup>) alljährliche Einnahmen, indem Motivbilder bestellt und ihm Wachsstöcke, Opferkerzen und Prozessionsfahnen zur Bemalung übergeben wurden. Das Hausbuch nennt diesbezüglich mehrfach „die Köllische Körtz“ der Wallfahrer aus Urbach bei Köln (17 r, 18 r, 42 r), und eine Blutfahne bemalte er etwa



*Bildnis einer Walldürmer Schultheißengattin, gemalt von Michael Eckardt 1792 (Reiß-Museum der Stadt Mannheim).*

Foto: Robert Häusser

1775 für die Prozession der Hardheimer nach Walldürn (49 v). In den Kirchenrechnungen des fränkischen Umlandes spiegelt sich die gleiche Tätigkeit des Malers, ist doch aus denjenigen von Bürgstadt am Main bekannt geworden, daß er 1782/83 auch für das Bemalen zweier Fahnen für die Bürgstädter und „neue stangen darzu“ mit 22 Gulden entlohnt wurde<sup>28</sup>). Die Walldürner Kirchenrechnungen nennen gleichfalls seinen Namen im Zusammenhang mit Routinearbeiten und nicht nur als denjenigen des Meisters, der verschiedene Altarbilder und die Mittelplastik des Franziskusaltars schuf (vgl. oben). So sind Eckardt 1781 für das Firnissen von vier Beichtstühlen 75 Gulden und 36 Kreuzer vergütet worden<sup>29</sup>).

Indem aber das Hausbuch Eckardts dessen gesamte Wirtschaftsführung dokumentiert, erfahren wir, daß der Maler seinen Lebensunterhalt sogar aus der Landwirtschaft bezog. Er hielt Kühe und hatte eine Magd angestellt. Seine Felder ließ er immerhin von einem „Zackerbauern“ (Pflugbauer) bestellen, den er jährlich neu dingte. Aber im allgemeinen wirtschaftete er als Ackerbürger, der sich bezüglich seiner agrarischen Existenzsicherung nicht von den sonstigen Handwerkern einer fränkischen Kleinstadt unterschied. Es ist dies wie alles, was wir über die Lebens- und Arbeitsverhältnisse des Malers erfahren können, wissenswert, weil nur so dessen Arbeit richtig eingeschätzt werden kann und die besonderen Leistungen Eckardts an Wertschätzung gewinnen, wenn man ihre nicht einfachen Entstehungsbedingungen kennt.

---

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup>) Siehe Max Walter, Die Kunstbestrebungen des Hauses Leiningen im 19. Jahrhundert (= Mainfränkische Hefte 5), Würzburg 1950 (Neuaufgabe von Friedrich Oswald, Amorbach 1992); Rudolf Schick, Sebastian Eckardt, ein fränkischer Maler,

in: Badische Heimat 44 (1964), S. 169—180; ders., Sebastian Eckardt: Der leiningische Hofmaler, in: Der Kreis Buchen (Reihe „Heimat und Arbeit“), Aalen und Stuttgart 1964, S. 185—186; Peter Assion, Ein Bilderfund aus dem Sebastian-Eckardt-Nachlaß, in: Ekkhart 1977, S. 37—45.

<sup>2</sup>) Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Begründet von Ulrich Thieme und Felix Becker, Band 10, Leipzig 1914, S. 328.

<sup>3</sup>) Schick, Sebastian Eckardt, ein fränkischer Maler (wie Anm. 1), S. 170 f.

<sup>4</sup>) Vgl. Peter Assion, Zu einigen Neuerwerbungen des Museums, in: 25 Jahre Heimat- und Museumsverein und Neueröffnung des Museums Walldürn (= Walldürner Museumsschriften 7), Walldürn 1991, S. 62—72, hier S. 62—65.

<sup>5</sup>) Da Seitenzahlen fehlten, sind alle Blätter vom Verfasser numeriert worden. Zitiert wird nachfolgend die Vorder- oder Rückseite der Blätter (r = recto, vorderseitig; v = verso, rückseitig).

<sup>6</sup>) Möglicherweise zeigte das Bild diesen Herrn von Stingelheim und ist demselben vom Keller geschenkt worden. Das Porträt des Kellers selbst steht ein zweites Mal auf Bl. 39 v verzeichnet.

<sup>7</sup>) Freundl. Auskunft von Herrn Dr. Winfried Wilhelmy, Beschöfliches Dom- und Diözesanmuseum Mainz, durch Brief vom 26. 5. 1993. Die Graphik ist publiziert in dem Ausstellungskatalog: Goethe — Die Belagerung von Mainz 1793, Ursachen und Auswirkungen, Mainz 1993, S. 185. Siehe dort auch weitere Abbildungen Erthals und Artikel über seine Person.

<sup>8</sup>) Nach Angaben der Museumsgründerin Josefine Weihrauch sollen die Bilder aus Mainz geschickt worden sein, damit die Bürgerschaft ihnen stellvertretend für den (jeweils neuen) Landesherrn huldigte. Vgl. Peter Assion, Die volkskundlichen Sammlungen der Stadt Neudenau, in: Ekkhart 1971, S. 184—193, hier S. 189 f.

<sup>9</sup>) Freundl. Hinweis auf das Bild durch Prof. Helmut Brosch, Buchen, 1978.

<sup>10</sup>) Vgl. Heinrich Wildanger, Der ehrwürdige Bartholomäus Holzhauser und sein Weltpriesterinstitut, 4. Aufl. München 1941. Siehe auch Elmar Weiß, Johannes Appel (1645—1700), in: Freiburger Diözesan-Archiv 98 (1978), S. 104—170.

<sup>11</sup>) Wildauer (wie Anm. 10) S. 89.

<sup>12</sup>) Befund H. Broschs aufgrund alter Rechnungen im Museumsarchiv, übertragen auf die Inventarkarte des Bildes.

<sup>13</sup>) Vgl. Assion (wie Anm. 4).

<sup>14</sup>) Vgl. Peter Assion, Katalog der Bestände des Heimatmuseums, in: Das Städtische Heimatmuseum Walldürn (= Walldürner Museumsschriften 2), Walldürn 1965, S. 15—76, hier S. 26. — Das bei der Inventarisierung 1965 noch einsehbar gewesene Ecksteinsche Inventar kam inzwischen leider abhanden. Auf ein frühes Interesse des einsti-

gen Museumsleiters für die Maler Eckardt deutet im übrigen hin: Hans Eckstein, Hervorragende Männer Walldürns, in: Der Wartturm 3(1927/28), S. 15 (kurze Notizen zu Michael und Sebastian Eckardt).

<sup>15)</sup> Von ihm selbst stammt ein Marienbildnis im Stadt- und Wallfahrtsmuseum Walldürn (Inv. Nr. B 1), auf dem die Madonna (als Immaculata) die rechte Hand auf die Brust legt, um dort ein leuchtendes IHS-Zeichen zu umfassen. Die für Immaculata-Darstellungen typische Gebärde war also Eckardt vertraut und ist von ihm, wie es scheint, auf dem profanen Mannheimer Bild wiederholt worden.

<sup>16)</sup> Abbildung in: Darmstadt in der Zeit des Barock und Rokoko. Katalog, Darmstadt 1980, S. 41, Abb. 60.

<sup>17)</sup> Freundl. Hinweis von Museumsleiter Dr. Franz Swoboda, Mannheim, auf das von Johann Jacob de Lose gemalte Bild.

<sup>18)</sup> Peter Assion, Neue Quellen zur Geschichte der Odenwäler Tracht, in: Volkskultur im Odenwald, hrsg. von der Sammlung zur Volkskunde in Hessen Museum Otzberg, Otzberg 1986, S. 7—24, hier S. 16.

<sup>19)</sup> Hans von der Au, Odenwälder Tracht, Darmstadt 1952, S. 64; ders., Zur Frage der Frankenhäube. Der Beitrag des Maintals zwischen Spessart und Odenwald, in: Aschaffenburg Jahrbuch 1 (1952), S. 208—212.

<sup>20)</sup> Vgl. die im Stadt- und Wallfahrtsmuseum Walldürn original erhaltenen Trachtenstücke, darunter ein violettes Seidentuch mit grünen Fransen aus der Familie Hildenbrand.

<sup>21)</sup> Siehe Rudolf Schick, Felix Karl Brunner: Ein bedeutender Jurist, in: Der Kreis Buchen, Aalen und Stuttgart 1964, S. 186—188.

<sup>22)</sup> Zu diesem und seinen Vorfahren vgl. Rudolf Schick, Der „Guldene Engel“ in den letzten 300 Jahren, in: Das Haus zum Guldene Engel (= Walldürner Museumsschriften 1), Walldürn 1964/

65, S. 49—53, hier S. 49.

<sup>23)</sup> Vgl. Klaus Beitzl. Liebesgaben. Zeugnis alter Brauchkunst, Salzburg 1974, Abb. 45 und 46.

<sup>24)</sup> Der Versuch, das Entstehungsjahr 1792 des Frauenporträts mit dem Heiratsjahr der Dargestellten in Verbindung zu bringen, blieb ohne Erfolg. Denn laut des entsprechenden Trauungsbuches im Kath. Pfarrarchiv Walldürn schloß Barbara Jordan 1780 die Ehe.

<sup>25)</sup> Eine ältere Aufnahme des inzwischen durch Umbauten veränderten Häuschens siehe bei Schick, Sebastian Eckardt, ein fränkischer Maler (wie Anm. 1), S. 171.

<sup>26)</sup> So malte Eckardt 1775 auch Kreuzwegstationen für Buchen (45 v), nach deren Verbleib zu forschen wäre. Auf eine größere Arbeit für die barocke Dorfkirche von Dornberg bei Hardheim deutet folgende Notiz von 1780 hin, nach der sich Eckardt länger als Maler in dem Dorf aufhielt: „Zu Dornberg habe ich bey meiner Mahlerey in zeit 5 Wochen verzehrt 5 fl. 33 kr.“ (15 r). Er könnte damals ein Deckenbild ähnlich demjenigen in Allfeld gemalt haben. Der an Allfeld erinnernde Stuckrahmen ist noch vorhanden; das Gemälde scheint überstrichen oder beseitigt worden zu sein.

<sup>27)</sup> Trotz aufklärerischer Kritik besaß die Wallfahrt damals noch den Massenzulauf ihrer barocken Blüte. Vgl. Wolfgang Brückner. Die Verehrung des Heiligen Blutes in Walldürn. Volkskundlich-soziologische Untersuchungen zum Strukturwandel barocken Wallfahrtens (= Veröffentlichungen des Geschichts- und Kunstvereins Aschaffenburg e. V. 3), Aschaffenburg 1956.

<sup>28)</sup> Freundl. Mitteilung von Gotthilde Güterbock (Friedelsheim) durch Brief vom 26. 4. 1973.

<sup>29)</sup> Kath. Pfarrarchiv Walldürn, Kirchenrechnung 1781, S. 59. Auch in den Walldürner Stadtrechnungen steht Eckardts Name. So wurde er 1774 für zwei neue Wappen des Kurfürsten, die an den Stadttoren angebracht wurden, bezahlt (Stadtarchiv Walldürn, R 526).

## Otto Leiber

Geschichtsverein Buchenberg erinnert in einer Ausstellung  
an den Kunstmaler und Bildhauer Otto Leiber.

*Johann Haller, Königsfeld*

Der Geschichtsverein Buchenberg zeigt im Dorfmuseum in einer Sonderausstellung Werke des Malers und Bildhauers Otto Leiber. Es sind rund 150 Gemälde mit Motiven von vielen alten Höfen auf dem Brogen, im Dörfle, in Martinsweiler, die früheren Mühlen im Glasbachtal und Obermartinsweiler, blühende Wiesen, wie auch Winterbilder gehören dazu. Als Frühwerk der Jugendzeit entstanden vom 16. bis 21. Lebensjahr die „Vier Jahreszeiten“. Ein Schwerpunkt bildet das „Buchenberger Herrgöttle“, ein aus Lindenholz geschnittenes Kruzifix aus dem 12. Jahrhundert und die Innenansicht der alten St. Nikolauskirche. Im Eingangsbereich des Dorfmuseums im Rathaus in Königsfeld-Buchenberg ist ein Selbstbildnis des Künstlers in reiferen Jahren wie auch in jungen Jahren zusammen mit seiner Braut ausgestellt. Aus Privatbesitz Buchenberger Bürger hat der Geschichtsverein eine repräsentative Auswahl von Bildern zusammengestellt, die größtenteils zum ersten Mal öffentlich gezeigt werden.

Mit dieser Ausstellung will der Geschichtsverein von Buchenberg an den Hans Thoma — Schüler Otto Leiber, der von 1920 bis zu seinem Tode 1958 in Buchenberg gewohnt und gewirkt hat und an sein künstlerisches Schaffen in der Gemeinde erinnern.

Zur Biographie von Otto Leiber lassen wir den Maler, Bildhauer und Graphiker selbst zu Wort kommen, wie er sich als Senior der Vereinigung „Bildender Künstler des Landkreises Villingen Schwarzwald“ in den 50er Jahren vorstellte: „Einer alten Hegauer Sippe

entstammend wurde ich 1878 in der „wunderschönen Stadt“ Straßburg geboren als Sohn eines nach dem Siebzigerkrieg dort eingewanderten Anwaltes und langjährigen Ersten Beigeordneten des Bürgermeisters. Ich gab mich schon früh selbständigen Landschaftsstudien hin, im Schwarzwald, in Straßburgs schöner Umgebung und ganz besonders auch in den malerischen Quartieren seiner Altstadt, wurde dann, nach mehrjährigem Studium der Philosophie und Naturwissenschaften in München und Straßburg, während deren mir meine ersten öffentlichen Erfolge, besonders als Radierer, zuteil geworden waren, schon nach einjährigem Besuch der Aktklasse an der Karlsruher Kunstschule, unter Ludwig Schmid-Reutte, 1903 von Hans Thomas als Meisterschüler angenommen. Hauptsächlich in dieses erste Jahrzehnt fielen eine Reihe großer Reisen in drei Weltteile, ich skizzierte viel in Italien, Sizilien und den übrigen Mittelmeerländern, verbrachte eindrucksvolle Zeit in Paris, besuchte aber auch mit Vorliebe wiederholt die nordischen Lande, vor allem Island und Spitzbergen. 1911 siedelte ich von Karlsruhe nach München über zu weiteren autodidaktischer Ausbildung im Figürlichen. Dort wurde mir zum ersten Mal eine Berufung an die Akademie der bildenden Künste angeboten, welche aber dann am Kriegsausbruch 1914 scheiterte. Auch weitere solche Berufungen, insbesondere die von Großherzog Friedrich II gewünschte als Nachfolger Gustav Schoenlebers nach Karlsruhe, scheiterten an Kriegsausbrüchen. In München wandte ich mich auch, bei einem nichts weniger als „akademischen“



*Selbstbildniß des Malers Otto Leiber, 1930*

Aufnahmen: Johann Haller

Handwerker das technische erlernende, der Bildhauerei zu und lebe seit 1920 als unabhängiger Hinterwäldler in Buchenberg im Schwarzwald.“

Soweit seine eigenen Angaben. Sein Wirken und Angaben zu seinem Leben wären unvollständig, würde man nicht auch die Zeitumstände berücksichtigen und als weitere Quellen Verwandte, Freunde und Fachleute erwäh-

nen. Man vergegenwärtige es sich: Eine scheinbar heile, für die Ewigkeit gedachte Welt — und damit ein Weltbild — brechen zusammen. Inmitten eines Chaos von Kriegsfolgen, Revolution, Auflösungserscheinungen der alten Ordnung, inmitten der Gärungsprozesse des ungewissen Neuen, in politischer, wirtschaftlicher und sozialer Unsicherheit strandet eine junge Familie im



Schwarzwald! Zur Erinnerung: bisherige Lebensstationen waren Straßburg, Karlsruhe, München, auch Berlin — und jetzt Buchenberg! Und nicht das Buchenberg von heute — nein — das von 1920. Es war ein gewollter, aber sicher nicht leicht gefallener Rückzug aus der sich immer mehr um sich greifenden seelenlosen Modernen in den Städten in die scheinbare Geborgenheit der dörflichen Gemeinschaft mit ihren überkommenden Werten und ihrem ursprünglichem Leben. Ein junger Mann, der als junger Mensch finanziell wohl keine großen Sorgen gehabt, in guten Verhältnissen leben durfte, muß nun für seine Familie das tägliche Brot verdienen, mit seinem Beruf — und er ist Künstler! Künstler in einer Zeit allgemeiner Not, der Arbeitslosigkeit! Da hat nur wirkliches Können eine Chance, Zähigkeit und Ausdauer,

die Fähigkeit, Niederlagen einzustecken. Er muß getragen gewesen sein von einer Idee, dem Wissen um das eigene Talent, das sich schon beim Buben in eindrucksvollen Zeichnungen dokumentierte, aber auch getragen von der Verantwortung für Frau und Kinder. Und er schafft es immer wieder, verliert nicht den Mut. Er gibt nicht auf, kämpft, arbeitet hart, auch an sich selbst. Zwar gibt es Phasen der Depression, des inneren Zweifels, aber auch den Schaffensdrang. Er wird seßhaft in Buchenberg, fängt an, es zu lieben, findet Freunde, Erfolg, einen respektablen Kundenkreis, wird vor allem vom Zugereisten zum beachteten, geachteten Mitbürger. Eine faszinierende Breite des Könnens tut sich auf: Ein Künstler und ein Handwerker. Stimmungsvolle Landschaften, meisterliche Porträts und Blumen, Öl Bleistift, immer wieder im Detail



*Das St. Nikolauskirchlein in Buchenberg. Eine der ältesten Kirchen im mittleren Schwarzwald*

Aufnahmen: Johann Haller



„Akziesers Marie“ in Buchenberger Tracht.

Aufnahmen: Johann Haller

ausgeführte Radierungen, Mischtechniken, Lithographien. Humorvolle Karikaturen, Auftragsarbeiten. Aber auch Plastiken, Puppenköpfe, Kunsthandwerk. Er stellt seine Rahmen in der eigenen Werkstatt selbst her, man betreibt ein kleines Geschäft. Mit knappen Mitteln wird das „Haus am Rosenhag“ gebaut. Ohne seine Frau Elisabeth geborene Freiin von Babo, Tochter eines Oberbaurates in Karlsruhe, ist all das nicht denkbar. Er ist ein Mann seiner Zeit, mit allen Höhen und

Tiefen, nicht allen Versuchungen kann er widerstehen. „Daß es nach 1930 auch vorübergehende Unsicherheiten, Gefährdungen gab sei nicht verschwiegen. Werke wie „Hochgebirge mit Regenbogen“, eine heroisch stilisierte Landschaft im Stil der Neuen Sachlichkeit, oder „Der Sämann“ (1935) sprechen für den Kenner eine zu deutliche Sprache. Die letztgenannte Arbeit ist in der Reichskanzlei verbrannt. Nein Otto Leiber als Portaitist wie als Landschaftler hatte — auch in der brau-

nen“ Periode Besseres zu geben als stramme, markige „Helden der Arbeit“ und seelenlose „glorifizierte“ Landschaften. Spätestens 1937, nach den NS-Manifestationen im Münchener „Haus der Kunst“ hatte der Buchenberger Maler die gefährliche Kunstideologie der NS-Kulturpolitik durchschaut.“ So die Stimmen zu einer früheren Ausstellung und im Gedenkblatt des Almanach des Schwarzwald-Baar-Kreises zu seinem 25. Todestag. Sicher, er muß verkaufen, aber er verkauft nicht sich. Letztendlich bleibt er sich als Künstler und seiner Auffassung von Kunst treu. Er paßt sich nicht an, Zeitströmungen mit Moden berühren ihn wenig. Dazu seine eigene Äußerung: „Ich habe weder damals noch später alles, was für „modern“ galt, abgelehnt, wohl aber einen Peinlich großen Teil davon. Mich selbst halte ich auch heute noch für fort-

schrittlich, nämlich schöpferisch und freue mich, in dieser Auffassung keineswegs alleinstehen. Ich schuf weiterhin Kunst, wie ich sie für wertvoll hielt und halte, hatte nicht die große Masse der geltungsbedürftigen, aber unselbständigen reichen Mitläufer, die insgeheim auf das „Sachverständige“ Geltende angewiesen sind, auf meiner Seite aber um so echtere und höherwertige Freunde, wie die Mannesmann und Robert Bosch, aber vor allem die geistige Elite einer Zeit, wie mein Duzfreund Hans Thoma, Albert Schweitzer, den Nobelpreisträger Hans Spemann und viele andere“. Von den Einflüssen der Deutschrömer und dem Jugendstil in einer stark zeichnerisch betonten Malerei kommt er bald vom Realismus des späten 19. Jahrhunderts über eine Auseinandersetzung mit dem deutschen Impressionismus zu einem



*Jungbauernhof in Buchenberg-Obmartinsweiler*

Aufnahmen: Johann Haller

betont eigenen Stil, der in seinen Landschaftsformen meisterlich zum Ausdruck kommt. Neben seiner Frau haben zwei Menschen viel dazu beigetragen, indem sie sein künstlerisches Selbstvertrauen gestützt und ihn für das Leben geprägt haben: sein eigener Vater und sein Meister, Lehrer und Freund Hans Thoma.

Der Geschichtsverein Buchenberg schätzt sich glücklich, mit dieser Ausstellung unschätzbare Dokumente Buchenberger Vergangenheit, den Maler und Bildhauer Otto Leiber zu ehren. Das Dorfmuseum in Königsfeld-Buchenberg ist im Rathaus bis Ende Oktober jeden Samstag von 14.00 bis 17.00 Uhr geöffnet. In den Wintermonaten jeden ersten Samstag im Monat zu denselben Zeiten.

Liebe Mitglieder,

1994 wird der Landesverein Badische Heimat 85 Jahre alt. Um ihn gut zum Jahre 2000 bringen zu können, starten wir eine große

## Werbeaktion

mit dem Motto:

**Jedes Mitglied wirbt ein neues Mitglied!**

Deshalb unsere Bitte: Machen Sie alle mit!  
Werben Sie persönlich für den Landesverein Badische Heimat,  
Sie leisten ihm damit eine entscheidende Unterstützung.

Viel Erfolg wünscht Ihnen  
Ihr Landesvorstand

# Badische Liberalität als Verfassungsprinzip

Ihre Entfaltung und ihre Grenzen 1818—1970  
(Teil I 1818—1914)

Robert Albiez, Ettlingen

Jahreswechsel, Gedenktage und Jubiläen sind Anlässe zum Überdenken und zur Überprüfung der damals erfolgten Entscheidungen und ihrer Auswirkungen. Dadurch sind Folgerungen für kommendes Denken und Handeln möglich. Das gilt auch für den 22. 8. dieses Jahres beim Feiern des 175. Jahrestages des Beginns unseres badischen Verfassungslebens. Damit verbunden war die längst überfällige Neueinweihung des Restteils des Ständehauses zu einer Gedenkstätte (siehe *Badische Heimat* 3/1993). Denn „Verfassungen legen die an menschlichen und politischen Werten orientierte staatliche Lebensordnung eines Volkes fest als Ergebnis des Ringens seiner politischen, geistigen, sozialen und wirtschaftlichen Kräfte“<sup>1)</sup>. Sie bestimmen die Rechtsnormen für deren Entfaltung, grenzen die Entscheidungsbereiche der öffentlichen Organe ab und begründen Rechte und Pflichten seiner Bürger. In einer sich ständig entwickelnden und damit sich wandelnden Welt müssen sie offenbleiben für Änderungen und Erweiterungen, zu Revision und Reform, weil es kein einmaliges, unwandelbares und alleingültiges Idealbild einer Verfassung gibt. Unsere badische Verfassungsgeschichte ab 1818 zeigt hervorragende Ergebnisse ihrer Entwicklung, aber auch Brüche mit tiefgreifenden Folgen. Die in unserem Jahrhundert erfolgten, sollen hier auch untersucht werden, weil sie bei der Gedenkfeier nur am Rande oder gar nicht vorkamen, in Heft 3/1993 dieser Zeitschrift nur teilweise.

Die erst 1771 wieder vereinigten beiden badischen Markgraftchaften wurden 1802 bis 1811 durch das Vordringen französischer Re-

volutionstruppen an den Rhein und durch die Siege Napoleons I. über Preußen und Österreich dem Gebietsumfang nach vierfach, der Einwohnerzahl nach auf das Sechsfache vergrößert, nachdem sich Baden wie auch andere Reichsfürsten ab 1797 den Bestrebungen der französischen Politik geöffnet hatte. Ab 1806 bildete Napoleon aus 16 Reichständen von der Nordsee bis zu den Alpen gegen die beiden geschlagenen und verkleinerten deutschen Großmächte eine Art Pufferzone und verlangte dafür beträchtliche Truppenkontingente für seine Kriegszüge, die sich ab 1808 von Portugal bis Moskau ausdehnten. Noch 1813 kämpften bei Leipzig badische Soldaten auf französischer Seite, hatten aber den Befehl, bei einem erkennbaren Sieg der Gegenkoalition auf deren Seite überzutreten.

Die Aufgabe, die in wenigen Jahren zusammengeerafften Gebiete mit unterschiedlicher Tradition und innerer Struktur, geistige und weltliche Kleinstaaten, dabei zahlreiche Klöster mit wertvollem Grundbesitz, Teile größerer Territorien verschiedener Bistümer, Reichstädte, dazu Gebiete mit eigenständigen Gewicht, wie der Teil der rechtsrheinischen Kurpfalz, Fürstentümer zwischen Neckar und Main, Fürstenberg als Brücke zwischen den badisch gewordenen Gebieten am Bodensee und den bisher habsburgisch gewesenen Breisgau zu einer auch innerlichen Einheit zusammenzufassen, war natürlich noch nicht gelöst, obwohl eine Reihe von Organisationsedikten versuchte, die Schärfe des Bruchs mit dem Früheren durch weitgehende Kompromisse und Entgegenkommen bei der gewaltsa-

men Eingliederung zu mildern und eine Synthese zwischen Altem und Neuem zu schaffen.

Bei der durch die Niederlage Napoleons notwendige Neuordnung Europas auf dem Wiener-Kongreß 1814/15 ergaben sich für Baden eine Reihe von zu lösenden Aufgaben:

Zunächst die Sicherung seines territorialen Bestands gegen die Rückgabewünsche Bayerns der rechtsrheinischen Kurpfalz zur Gewinnung einer Landbrücke von Würzburg-Landau und die anfänglich gezeigten Bestrebungen zur Rückgabe des Breisgaus an Österreich. Beides konnte mit der umstrittenen Legitimität der badischen Thronfolge begründet werden<sup>2)</sup> in einer Zeit, die das Recht auf Führung von diesem Prinzip ableitete. Dazu zeigte der württembergische Nachbar großes Interesse an Ausdehnungen am Bodensee und über Freudenstadt Richtung Oberkirch an den Rhein. Wie schon 1802/03 bei der Vergrößerung Badens, damals noch im Zusammenspiel mit Napoleon, leistete jetzt 1814/15 Rußlands Zar Alexander, der mit einer badischen Prinzessin, einer Schwester des damaligen Großherzogs Karl, verheiratet war, Hilfe aus Sorge um die Existenz des Landes, verlangte aber zur Erreichung einer inneren Zustimmung seiner Bürger eine konstitutionelle Verfassung. Alexander stand damals unter dem Einfluß seines Beraters für deutsche Angelegenheiten Freiherr von Stein, der dies für alle deutschen Einzelstaaten des soeben gegründeten Deutschen Bundes forderte, für Baden aber ganz besonders<sup>3)</sup>.

Unter diesem Druck entschloß sich der bisher zögernde Großherzog Karl, die bisher dynastische Einheit durch eine parlamentarisch-repräsentative Verfassung zu verstärken, um die Einheit des Staates auf den Einheitswillen seiner Bewohner zu stellen. Das ging über den Artikel 13 der Wiener Schlußakte — es sollen landständische Verfassungen stattfinden — weit hinaus.

Die am 22. 8. 1818 unterzeichnete Verfassung war entscheidend von Finanzrat Nebenius

geprägt worden. Er stand in der Gedankenwelt der nach französischem Vorbild sich formierenden bürgerlich-liberalen Bewegung. Sie war aber auch ein Werk des aufgeklärten Absolutismus und ohne Rücksprache mit den Betroffenen als fürstliches Edikt verabschiedet. Sie sollte in ihrer Substanz ein ganzes Jahrhundert bestehen und auf die Verfassungen 1848/49 und 1870/71 wirken.

„Ihr Ziel war die Sicherung der Einheit und Macht des Staates in der bestehenden Form, nicht die fortschreitende Selbstbestimmung seiner Untertanen im Interesse politischer Mündigkeit und möglichst weitgehender Autonomie des einzelnen und der sozialen Gruppen . . . Nicht sollte der Staat, der monarchisch-bürokratische Anstaltsstaat des aufgeklärten Absolutismus . . . zu einem bloßen Organ der Gesellschaft werden . . . Der Staat sollte der Herr, das im Entscheidenden autonome Steuerungsorgan der Gesellschaft bleiben und nicht zur bloßen Funktion ihrer jeweils vorherrschenden Kräfte werden“<sup>4)</sup>.

Denn es schreckte die zeitnahe Erinnerung an den Terror der Jakobiner 1792/93 und an die dann aus den anschließenden Revolutionskriegen sich entwickelnde Dämonie der Macht Napoleons mit zwei Jahrzehnte dauernden Feldzügen von Portugal bis Moskau, von der Nordsee bis an die Nilmündung mit den Opfern von Millionen Menschen. Vorläufer dessen, was in unserem Jahrhundert dann noch mehr Opfer und Zerstörungen forderte, wenn sich einzelne Gruppen der Macht des Staates bemächtigten und diese für ihre Ziele totalitär mißbrauchten.

Die lockere Einheit des Deutschen Bundes, eines Staatenbundes, in dem alle seine Mitglieder Gleichberechtigung und Souveränität behielten, sahen die deutschen Fürsten, besonders die süddeutschen, als Voraussetzung an, die beiden Vormächte Österreich und Preußen vom Kampf gegeneinander abzuhalten, sowie die beiden Hauptkontrahenten Rußland und Frankreich auf Distanz zu halten, um den europäischen Frieden zu si-

chern. Monarchisches Prinzip und einzelstaatliche Souveränität bildeten die Grundpfeiler ihres politischen Systems. In Baden sollten die Sicherung der Staatseinheit durch verstärkte Integration der bunt zusammengewürfelten Bevölkerung, durch Einbau der Angehörigen der bisherigen traditionellen Führungsschichten, durch die Beteiligung der Kräfte des aufstrebenden Bürgertums und bei der Auswahl ihrer Repräsentanten mit Steuerbewilligungsrecht und Mitwirkung bei der Gesetzgebung und dennoch durch eine unabhängige monarchische Führung der Exekutive das Land auf eine neue Basis stellen. Der Monarch verpflichtete sich selbst der Verfassung. Ein Grundrechtskatalog garantierte die Gleichheit der staatsbürgerlichen Rechte, forderte von allen Militärdienst und Steuerabgaben, gab allen Zugang zu Zivil-, Militär- und Kirchenämtern, dazu die Freiheit der Auswanderung.

Wie und wodurch kann sich der einzelne am staatlichen Leben beteiligen, war die entscheidende Frage. Schon 1748 hatte Montesquieu in „L'Esprit des Lois“ XI, 6 formuliert: „In allen Zeiten gibt es im Staate Leute, die durch Geburt, Reichtum oder Ehrenstellung ausgezeichnet sind. Würden sie mit der Masse des Volkes vermischt und hätten sie nur eine Stimme wie alle übrigen, so würde die gemeine Freiheit ihre Sklaverei bedeuten. . . Ihr Anteil an der Gesetzgebung muß also den übrigen Vorteilen angepaßt sein, die sie im Staate genießen. Das wird der Fall sein, wenn sie eine eigene Körperschaft bilden, die berechtigt ist, den Vorhaben des Volkes Einhalt zu gebieten, wie das Volk das Recht hat, den ihren Einhalt zu gebieten.“

Nach dieser Begründung schuf man ein Zweikammersystem. Die erste bildete eine Vertretungskörperschaft für die Angehörigen der traditionellen Führungsschichten. Immerhin gab es 267 Familien des grundbesitzenden Adels, darunter 7 ehemals souveräne Standesherrn. Ihre Zusammensetzung ließ keine Möglichkeit einer wirksamen Opposition zu,

zumal das Adelsedikt vom April 1819 den größten Teil ihrer sozialen Vorrechte und ihres materiellen Besitzstandes bestätigte. Da jeder Beschluß von beiden Kammern bejaht werden mußte, ergab sich für die Exekutive, den eigentlichen Staat, „die Möglichkeit, zwischen beiden Kammern hin und her zu pendeln und beide notfalls gegeneinander auszuspielen“<sup>55</sup>), vor allem dann, wenn versucht werden sollte, den Staat zu sehr im liberalen und parlamentarischen Sinn umzugestalten. Das politische Gewicht lag eindeutig bei der zweiten Kammer. Ihre Zusammensetzung entschied weitgehend über ihre Möglichkeiten. Die damals moderne Staatslehre wollte nach dem Grundsatz der Gleichheit das Staatsvolk an der Regierung beteiligen lassen, also keine Landesstände im früheren Sinn, sondern eine Repräsentationsverfassung. Aber in welcher Hinsicht waren die Staatsbürger damals einander gleich? Eine numerische Gleichheit galt jakobinisch und daher revolutionär. Man entschied sich, die Mitwirkungsrechte am Beitrag zum Steueraufkommen zu bemessen, aber nicht durch Zensus (Beitragshöhe) des Einzelnen, sondern nach dem allgemeinen Steueraufkommen eines Wahlbezirks. Dazu bevorzugte man die Städte, weil deren Bewohner politisch reifer und gebildeter zu sein schienen, so daß Wahlkreise mit starken Unterschieden entstanden. Im Durchschnitt repräsentierte in den Ämtern ein Abgeordneter etwa 22 000 Einwohner, in den Stadtwahlkreisen schon 4500.

Die Wahl der Abgeordneten blieb bis 1904 durch das Dazwischenschieben von Wahlmännern indirekt und erfolgte nach der absoluten Mehrheit im Wahlkreis, Listenverbindungen waren dann später möglich. Jeder männliche Staatsbürger ab 25 Jahre war wahlberechtigt, gewählt werden konnte nur ein mindestens 30jähriger mit gewisser finanzieller Sicherheit, weil man persönlich und wirtschaftlich unabhängig Deputierte wollte. Die Zuständigkeit des Landtages wurde in der Verfassung nur ungenau beschrieben. Er be-

saß das Steuerbewilligungsrecht, wie weit es die Einzelposten des Budgets betraf, war nicht formuliert. Verfassungserläuternde oder verändernde Gesetze bedurften der Zweidrittelmehrheit beider Kammern. Darüberhinaus besaß der Monarch ein absolutes Veto. Die Bedeutung zustimmungsfreier Verordnungen blieb offen. Dabei war die badische Regierung bei der Verfassungsentwicklung der Bundesakte und den Bundestagsbeschlüssen verpflichtet. „Die Weiterbildung der Verfassung, die Beantwortung der offenen Fragen konnte gar nicht konfliktfrei geschehen“<sup>6</sup>).

Aber keine Möglichkeit machte diese Verfassung so einzigartig und so wirkungsvoll wie ihr Motionsrecht, d. h. Bitten des Parlaments um Vorlage und deren Ausschußbehandlung von Gesetzesentwürfen aus allen Gebieten des politischen und wirtschaftlich-sozialen Lebens, obwohl das Gesetzesinitiativrecht bis 1869 den Abgeordneten versagt blieb. Hier entwickelte sich das, was Prinz Max v. Baden noch im Epochenjahr 1917/18 als „Badische Demokratie“ bezeichnete, die er der rein von Parteien geformten westlichen Parlamentsdemokratie als überlegen gegenüberstellte.

Er lehnte den westlichen Parlamentarismus ab, indem er neben dem „Berechtigten in dieser Bewegung . . . auf das Gefährliche“ hinwies. „Freilich ist auch vom Volke nicht die Atmosphäre geschaffen worden, in der Führer sich leicht entwickeln. Das billige Verschenken der Volksgunst ist wahrlich nicht nachahmenswert, das die Blendenden und Gewandten emporträgt auf Kosten der Tüchtigen und Echten. Aber ich vertraue, daß diese Gefahr in Deutschland nicht vorliegt, es gibt starke Sicherungen im deutschen Charakter gegen die Demagogie . . . Es muß in dieser Periode verworrenen Phrasentums mit aller Schärfe gesagt werden: Nicht Institutionen allein können die Freiheit eines Volkes verbürgen. Es gibt nur eine reale Garantie, das ist der Charakter des Volkes selbst . . .“ „Da ich den (Parteien-)Parlamentarismus für

Deutschland ablehne, so mußte ich ein Wort erfinden, das die Richtung weist, ohne eine System zu bezeichnen. Ich glaube es in dem Wort — Vertrauenssuchender Einheitswille von Krone und Volk — einigermaßen gefunden zu haben. Dieser Ausdruck enthält allerdings die stille Aufforderung an die Krone und ihre Räte, durch Klugheit, Intelligenz und zielsicheren Willen die Führerschaft zu bewahren“<sup>7</sup>).

Hier wird deutlich, was badische Liberalität bedeuten kann: Monarch und Volk verbindet ein vertrauenssuchender Einheitswille, bei dem beide aufgefordert sind, sich gegenseitig nicht durch Ansprüche, die für den anderen untragbar sind, zu überfordern. Die Führung behält die Krone und ihre Räte mit Klugheit, Intelligenz und zielsicherem Willen, die ihr aus ihrer Legitimität, der geschichtlichen Tradition, ihrer Neutralität gegenüber allen Gruppen der Gesellschaft und ihrem Überblick zugebilligt werden kann. Was aber geschieht, wenn diese Voraussetzungen nur teilweise bestehen, wenn die Not durch Belastungen den guten Willen des Volkes in Verzweiflung verwandelt hat, weil trotz dringendem Handlungsbedarf eine notwendige Entscheidung nicht erfolgt?

Die Anliegen wurden formuliert und erläutert, die Meinungsbildung war damit in Gang gesetzt. Unterschriften konnten im Volk gesammelt werden, trotz der eingeschränkten Pressefreiheit wurde berichtet und für die Unterschriften geworben. Von hier erklärt sich, daß die Bitten um Vorlagen von Gesetzesentwürfen auf vielen Gebieten in ganz Baden diskutiert und als erkannte Probleme im übrigen Deutschland gehört wurden. Sie betrafen die Trennung von Justiz und Verwaltung, Einführung von Geschworenengerichten, Gesetze über Ministerverantwortlichkeit und damit das Kontrollrecht der Volksvertretung über die Regierung bis zur Frage des gerechten Lohns durch die Fabrikrede des Abgeordneten von Buß 1837. Man verlangte nach einem System innerdeutscher Handels-



freiheit in den Debatten um den Beitritt Badens zum preußisch geführten Zollverein, darüber hinaus verlangte man eine parlamentarische Vertretung der deutschen Nation, also nach einer Bundesreform. 1842 wurde in Karlsruhe der erste Mißtrauensantrag eines deutschen Parlaments gestellt, ein Zeichen eines beginnenden Radikalisierungsprozesses, der dann ab 1847 eine Trennung zwischen den Liberalen anzeigt, nachdem die bisherige Integrationsfigur Karl v. Rotteck 1840 gestorben war<sup>8)</sup>).

Über die ersten drei Jahrzehnte badischen Verfassungslebens urteilt L. Gall S. 26:

„So sehr man also zunächst und dann wieder nach 1830 . . . sowie in einzelnen Phasen der vierziger Jahre von Seiten der großherzoglichen Regierung liberalen Forderungen entgegenkam, als „liberales Musterland“ konnte Baden nur im Hinblick sachlicher Reformmaßnahmen gelten, nicht jedoch in politischer Beziehung im engeren Sinne. Von einer direkten Beteiligung des Kammerliberalismus an den eigentlich zentralen politischen Entscheidungen ist niemals die Rede gewesen. Dieser mußte sich vielmehr damit begnügen, daß ein Teil seiner Positionen vom linken Flügel der aufgeklärten Bürokratie, dem sogenannten Geheimratsliberalismus, innerhalb des Regierungslagers vertreten und in Form von entsprechenden Gesetzesvorlagen und Verordnungen in Zeiten, in denen das aus allgemeinen politischen Erwägungen heraus opportun erschien, durchgesetzt wurde“. Dagegen formuliert Hans Fenske: „In Baden selbst gewann das Haus und seine Mitglieder schnell große Popularität . . . Der Landtag war eine nicht mehr wegzudenkende Größe . . . und hier namentlich die Volksvertretung . . . Teilweise auftretende Spannungen verhalfen auch auf der Regierungsseite der Auffassung zum Sieg, daß das Bemühen um konstruktive Zusammenarbeit . . . dem Lande viel dienlicher sei als der Versuch, einen möglichst weiten exekutiven Bereich abzustocken . . . Es kann gar nicht hoch genug

veranschlagt werden, daß selbst ein so hochkonservativer Mann wie Blittersdorff jetzt davon sprach, das repräsentative System müsse anerkannt werden, die Regierung die Majorität für sich haben . . . Wenn die konstitutionelle Balance sich nicht noch stärker als so schon zur Kammer hin gravitierte, so mit Rücksicht auf ein denkbares Eingreifen des Bundes“<sup>9)</sup>).

Berücksichtigt man, daß viele Motionen den Bestimmungen der Bundesakte und der Bundesratsbeschlüsse widersprachen oder dem Prinzip der eigenen Verfassung entgegengesetzt waren, dann muß man das Wort opportunität durch erreichbar ersetzen.

Was sich in Baden ab 1846 ankündigte — liberale Forderungen nach Umwandlung zur parlamenterischen Monarchie bis zur Änderung der Staatsform in eine sozialistische Republik — sollte fast ganz Europa 1848/49 bewegen. Auch die „Badische Demokratie“ stand in ihrer ersten ernstlichen Probe, als am 28. Februar 1848 ein Umsturz in Paris gelang. Obwohl die Forderungen nach Volksbewaffnung, Pressefreiheit und Schwurgerichten bewilligt wurden und für die in Bewegung geratene Landbevölkerung das Ende aller Feudallasten gekommen war, schlugen Radikale wie Hecker und Struve, während schon in Frankfurt ein Vorparlament zur Vorbereitung einer verfassungsgebenden Nationalversammlung tagte, zusammen mit radikalen Emigrantengruppen aus Frankreich und der Schweiz in mehrfachen Zügen gegen die Karlsruher Regierung los, konnten aber wegen ihrer geringen Zahl und ohne größeren Rückhalt in der Bevölkerung leicht von regulären Truppen auseinandergetrieben werden. Als aber im März des folgenden Jahres der preußische König die ihm übertragenen Kaiserkrone ablehnte<sup>10)</sup>, waren auch die konstitutionellen Liberalen in Baden bereit, zusammen mit den radikalen Republikanern aller Richtungen für die Reichsverfassung auch mit Waffengewalt einzutreten. Über den Winter hatten sich etwa 400 Bürgervereine mit 35—

40 000 Mitgliedern gebildet, Verbindungen in allen Kasernen waren geknüpft. Nachdem sich in Sachsen und in der Rheinpfalz Kräfte für die Annahme der Verfassung sammelten, folgte der Großteil der badischen Truppen der Mitte Mai ausgebrochenen Revolution. Der nominelle Vorsitzende des Landesausschusses der Volksvereine Lorenz Brentano stand nach der Flucht des Großherzogs einer provisorischen Regierung vor, wollte aber die Brücken zur Monarchie nicht abbrechen.

Ende Juli hatten aber die von Großherzog Leopold gerufenen Bundestruppen, die an Zahl und Bewaffnung weit überlegen waren, nach mehreren Gefechten und nach der Kapitulation der Bundesfestung Rastatt die Reste der badischen Volksarmee über die Grenze am Hochrhein getrieben. Die Erlasse der Revolutionsregierung wurden aufgehoben, die Truppen aufgelöst, später neu aufgebaut, Todesstrafen von meist preußischen Standgerichten vollzogen, Zuchthausstrafen und Geldentschädigungen für die Leerung öffentlicher Kassen auferlegt. Tausende emigrierten, teilweise auch durch die wirtschaftliche Notlage dieser Zeit getrieben.

Wie die drei Jahrzehnte dauernde Verfassungsentwicklung die Ursache dafür war, daß ernstlich nur in Baden ein großer Teil der Bevölkerung sich aktiv für eine einheitliche kleindeutsche Verfassungslösung eingesetzt hatte, so konnte auch nach ihrem Scheitern eine liberale Reformarbeit nicht lange verhindert werden, zumal der ab 1852 als Regent, ab 1856 als Großherzog Friedrich regierende Monarch entschieden gegen eine Rückentwicklung der Verfassung eingestellt war.

Etwas ab 1860 begann er mit den Führern einer jüngeren Politikergeneration eine „Neue Ära“. Ab 1862 wurde eine allgemeine Amnestie für alle Verurteilten von 1849 erlassen, durch die ein Teil der Emigrierten zurückkehren konnte. Friedrich war entscheidend während seiner Heidelberger Studienzeit geprägt worden. Dort hatte er eine Gruppe liberal eingestellter Studenten kennenge-

lernt, von denen einige inzwischen zur Führung der liberalen II. Kammermehrheit gehörten. Diese wurden in Ministerämter berufen, denn ihrem führenden Kopf, Franz v. Roggenbach, war es gelungen, die frühere Oppositionspartei in eine Regierungspartei zu wandeln, „wodurch de facto — wenn auch nicht dem Buchstaben nach — das parlamentarische Regierungssystem in Baden eingeführt wurde. Der organische Übergang zum demokratische Repräsentationssystem mit seiner charakteristischen Abhängigkeit der Regierung vom Vertrauen des Parlaments schien damit zumindest in Baden erreicht“<sup>(1)</sup>). Es wurde erkennbar, daß ohne Zustimmung großer und bedeutender Gruppen eine erfolgreiche und stabile Politik nicht mehr gestaltet werden kann. Das galt damals für eine bürgerliche durch Besitz und Bildung privilegierte und vom Wahlrecht bevorzugte Gruppierung. Was aber wird geschehen, wenn andere Gruppen Bedeutung gewinnen und ihre Ziele politisch umzusetzen versuchten?

In dem Jahrzehnt bis 1870/71 fielen Entscheidungen für die Grundlagen einer sachgerechten Wirtschaftspolitik, für eine moderne Verwaltung — 4 Landeskommisariate als Mittelinstanzen und 59 Bezirke als untere Ebene —, für eine vorbildliche Gerichtsverfassung mit einer Verwaltungsgerichtsbarkeit, die das Prinzip der Rechtsstaatlichkeit vollendete. Der Begriff „Musterland“ war damit berechtigt.

Am schwierigsten gestaltete sich die Reform für den Bereich der Bildung, weil dieser für die damaligen Liberalen aus ihrer neuhumanistischen Sicht die Grundlage für einen konstitutionellen Staat bildete. Die das Verhältnis Staat-Kirchen regelnden Gesetze zielten auf eine Art Staatskirchentum bis in deren Finanz und Bildungsbereich. Daraus entwickelte sich ein bisher unbekannt heftiger Konflikt, der weite Schichten der katholischen Bevölkerung erfaßte, zumal dies durch ihren sozial-politischen Unmut wegen der Vernachlässigung der ländlich bestimmten Regionen

breiten Auftrieb bekam und zur Bildung einer katholische Partei — zunächst Katholische Volkspartei, dann Zentrum — führte. Da dieser Kulturkampf in Baden besonders hitzig und langandauernd geführt wurde, kann man sich fragen, ob hier die Liberalität ihre Kraft eingebüßt habe. Versöhnlich erfolgte dann aber doch parallel zum preußischen Kulturkampf bis zum Ende des Jahrhunderts stufenweise der Abbau, nachdem 1876 das Simultanschulgesetz<sup>12)</sup> eine Lösung brachte, die bis heute nachwirkt und für beide Seiten tragbar war.

Von Roggenbach gelang es 1859, den Fürsten für seinen Bundesreformplan zu gewinnen. Dabei sollte der Bund unter Führung Preußens — Friedrich war seit 1856 Schwiegersohn des preußischen Königs, als Kronprinz hatte dieser 1849 die preußischen Truppen in Baden geführt — durch eine Volksvertretung in einem Nationalrat sowie von einem aus Vertretern der Bundesfürsten und ihrer Regierungen gebildeten Staatsrat geführt werden. Damit wäre er, zwar unter Ausschluß Österreichs, föderalistisch strukturiert mit direkter Beteiligung der Bundesfürsten und des Bundesvolkes gestaltet worden. Es ist denkbar, daß sich das Deutsche Reich in ganz anderer Weise entwickelt hätte, wenn statt Bismarcks Vorstellungen, die autokratisch begründet waren, sich die Roggenbach'sche parlamentarische Regierungsform durchgesetzt hätte. Nur mit Mühe konnte der badische Großherzog die von Österreich angeregte Bundesreform auf dem Frankfurter Bundestag 1863 verhindern. Aber Baden verlor dadurch bei den deutschen Mittelstaaten an Sympathie und blieb außenpolitisch weitgehend isoliert, innenpolitisch durch Schulstreit und Bundespolitik zerstritten. Der Sieg Preußens bei Königgrätz 1866 löste den Deutschen Bund auf. Die neue Nationalliberale Partei wurde in Preußen wie in Baden entscheidend. Friedrich kehrte zu einer Regierung über den Parteien zurück, die „Neue Ära“ war damit beendet. Die modellhaft

praktizierte Staatsform einer konstitutionelle Monarchie konnte schon wegen ihrer kurzen Dauer keine Wirkung auf andere Bundesstaaten erreichen, es sei denn auf die Reichsverfassung in ihrer Schlußphase im Oktober/November 1918. Die nächsten Jahrzehnte gehörten Bismarcks Erfolgen bei der Durchsetzung und Gestaltung des Deutschen Reiches, dessen Verfassung auf seine Person zugeschnitten war.

Auch wenn dieses Reich ein echter Bundesstaat blieb, seine Einzelstaaten ihre Individualität bewahrten und der Schwerpunkt seiner Verfassung bei seinem Bundesrat lag<sup>13)</sup>, entsprach dies nicht seiner Verfassungswirklichkeit. Da dessen Kompetenz zu weitgreifend angesetzt war, konnte sie gar nicht erfüllt werden, zumal den preußischen Stimmen ein absolutes Vetorecht eingeräumt wurde. Dies Übergewicht und der Funktionsverlust durch die Reichsgesetzgebung mit ihren Zentralisierungstendenzen mußten zur Resignation führen. Der badische Großherzog hatte 1871 in Versailles weitgehend auf Reservatrechte im Unterschied zu Bayern und Württemberg verzichtet, weil er eine begrenzte Mediatisierung der Einzelfürsten durch Kaisertum und Reichsgewalt als unabwendbar hinnahm. Dennoch versuchte er eine Umwandlung des Bundesrates, von Roggenbachs Vorschlägen von 1859 folgend, in ein Staatenhaus im Sinne eines Senates, der durch die Dynastien und ihre Regierungen gebildet werden sollte, zu erreichen. Dazu sollte das autoritär gesteuerte Reichkanzleramt in ein Reichsministerium mit verantwortlichen Reichsministern umgebildet werden. Während der Kanzlerschaft Bismarcks bis 1890 blieb jeder Versuch in dieser Richtung erfolglos. Es gelang auch keine Umwandlung nach dessen Entlassung, zu der Friedrich mit seinen Möglichkeiten beitrug. Hatte er seine Grenzen erkannt oder fand er keine Unterstützung, weil die meisten deutschen Fürsten sich an die bequemere Rolle eines Repräsentanten gewöhnt hatten? Sein Nachfolger Friedrich II. seit 1907, schon

als Persönlichkeit hinter seinem Vater zurückstehend, konnte weder im Reich noch im Lande eigenständige Impulse entfalten.

Im Lande selbst war zu dem Zentrum, das neben der Abwehr der Kulturkampfgesetze inzwischen die Entwicklung der Wirtschaft, mit der eine Arbeitsschutzgesetzgebung gekoppelt war, bejahte, als 2. Komponente mit eigenen gesellschaftlichen Vorstellungen die Sozialdemokratie getreten. Während sich das Zentrum auf die katholischen Verbände, vor allem auf die nach der christlichen Soziallehre aufgebauten Arbeiterbildungsvereine stützen konnte, standen hinter der SPD die links ausgerichteten Gewerkschaften<sup>14)</sup>, dazu gleichfalls Arbeitervereine, die sich zunächst in den Arbeiterschichten der Räume Mannheim, Karlsruhe und Pforzheim entwickelten. Trotz der Sozialistengesetze 1878—90 gelang es ihr, sich in Südbaden und auch in Arbeiterbaurndörfern auszubreiten. Die Stimmen beider konnten aber erst durch die lang umkämpft Wahlgesetzänderung 1904 zur Geltung kommen<sup>15)</sup>. Dadurch war auch die badische SPD zur positiven politischen Mitarbeit bereit, ab 1905 stellte sie zunächst den zweiten Vizepräsidenten der II. Kammer, seit 1909 den ersten. Mit den beiden liberalen Parteien war sie ab 1905 im „Großblock“ gegen das Zentrum, die stärkste Partei, verbunden, was ihr herbe Kritik bei den SPD-Führungsgremien im Reich einbrachte. Ebenso war diese Zusammenarbeit der badischen Exekutive nicht angenehm und der Großherzog „rüffelte . . .“ gegen das Bündnis des „auf besonnene und friedliche Entwicklung des Staates und der Gesellschaft bedachten Liberalismus“ mit einer Partei, deren zentrale Leitung „an ihrem auf Umsturz der jetzigen Staats- und Gesellschaftsordnung gerichteten Endbestrebungen entschieden festhält“<sup>16)</sup>.

Offenbar genügte die ab 1905 in Baden gezeigte Haltung einer aktiven Mitarbeit am parlamentarischen Staat noch nicht, da noch 1903 der Gesamtparteitag die von Bernstein

angeregte Revision statt Revolution verworfen hatte.

Die Bildung großer Parteien ergab sich als Folge der wirtschaftlichen, technischen und sozialen Entwicklung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Die liberale These, der Staat dürfe über das Prinzip der formalen Rechtsgleichheit hinaus in die gesellschaftliche Ordnung und ihre freie Entwicklung nicht eingreifen, blieb dabei auf der Strecke. Breit organisierte gesellschaftliche Gruppen versuchten jetzt, den Staat mit seiner immer weiter ausgreifenden Tätigkeit als regulierende Ordnungsmacht für ihre Interessen und sozialen Wertvorstellungen zu gewinnen oder gar zu bestimmen. Ob dieses Streben mit dem oben genannten System der Unabhängigkeit der Staatsspitze und ihr Reagieren aus Einsicht, Überlegenheit und Unabhängigkeit in Zeiten schwerer Belastungen erhalten bleiben konnte, wurde offenbar, als die Spannungen der beiden europäischen Bündnissysteme in den Zusammenprall des 1. Weltkrieges führten.

---

#### Anmerkungen

1) Ferdinand Siebert „Von Frankfurt nach Bonn“ — Hundert Jahre deutsche Verfassungen 1849—1949, S. 9, Hirschgraben-Verlag, Frankfurt, 1979

2) Aus der ersten Ehe Karl-Friedrichs blieben die überlebenden Söhne ohne männlichen Erben, die Söhne aus der zweiten Ehe wurden erst 1817/18 als gleichberechtigt anerkannt.

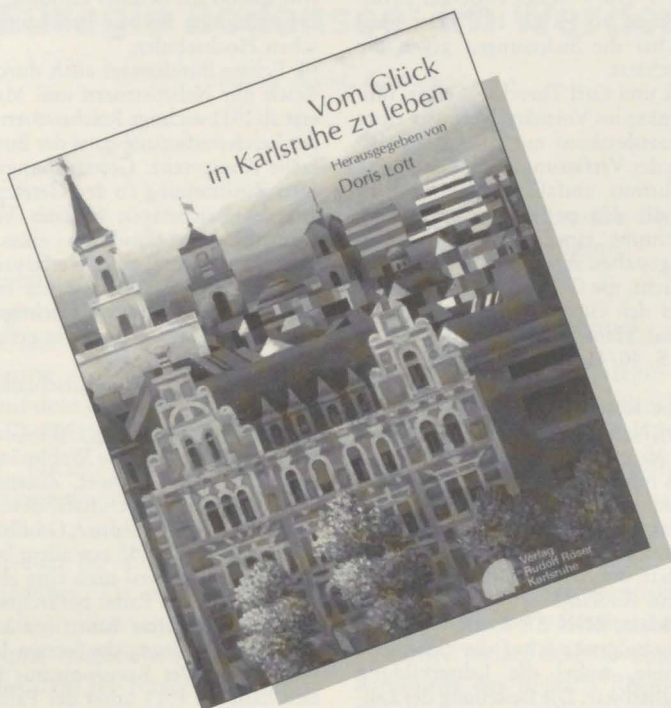
3) Ausführlich bei Ludwig Vögely „Der Vater der Badischen Verfassung von 1818 : Carl Friedrich Nebenius — „Badische Heimat“ 3/93

4) „Badische Geschichte — Vom Großherzogtum bis zur Gegenwart“ Beitrag Lothar Gall „Gründung und Entwicklung des Großherzogtums bis 1848“ S. 24, Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1979

5) L. Gall S. 25/26

6) „Das badische Ständehaus in Karlsruhe“ Beitrag Wolfgang Leiser „Badens Weg zur Demokratie 1818—1919 S. 42 — Info Verlag, KA 1988

7) Prinz Max von Baden „Erinnerungen und Dokumente“, neu herausgegeben von Golo Mann, Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1968 — Zitate 1 + 3 S. 642/43 entstanden im Zusammenhang mit dem Notenwechsel Deutschland — USA Mitte Oktober



## „Vom Glück in Karlsruhe zu leben“

ist der Titel des Buches, das im Verlag Rudolf Rösler in diesen Tagen erschienen und ab sofort im Buchhandel für DM 28,- zu erhalten ist.

Dieses Buch ist keine Stadtgeschichte, sondern eine Liebeserklärung an Karlsruhe und die Karlsruher, die ihre Stadt mit dem Herzen sehen.

Die Herausgeberin Doris Lott hat 33 Geschichten verschiedener Autoren gesammelt, die aus ganz privater Sicht ihre Begegnung mit Karlsruhe schildern.

**Die Geschenkidee für alle Liebhaber der Fächerstadt!**



Verlag  
Rudolf Rösler  
Karlsruhe

1918, das Zitat 2 S. 198/9 in der Rede zur Eröffnung der 1. Kammer am 14. 12. 1917. Der ideal denkende Prinz hat die Sicherungen gegen die Demagogie überschätzt.

<sup>8)</sup> Karl v. Rotteck und Carl Theodor Welker, führende liberale Denker im Vormärz, Verfasser eines mehrbändigen Staatslexikons mit einer systematischen Entfaltung des Verfassungsgedankens.

<sup>9)</sup> Kammerliberalismus umfaßt die Vertreter in der 2. Kammer, die den patriarchischen Obrigkeitsstaat in Richtung einer parlamentarischen Monarchie umzugestalten versuchten, Geheimratsliberalismus versucht, die Gesellschaft von „oben“ umzuformen und den einzelnen als Staatsbürger festzulegen. 2. Zitat: Hans Fenske „175 Jahre badische Verfassung“ S. 40/41, Badenia Verlag, Karlsruhe 1993

<sup>10)</sup> Der preußische König Friedrich Wilhelm IV. lehnte die von der Nationalversammlung übertragene Kaiserkrone ab, weil der eigentliche Souverän das im Volkshaus repräsentierte Volk gewesen wäre. Dem Kaiser stand nur ein aufschiebendes Vetorecht gegen parlamentarische Gesetzesbeschlüsse zu. Dazu hatten nur kleinere deutsche Fürsten ihre Zustimmung erklärt, der König scheute den Bruch mit Österreich und Rußland.

<sup>11)</sup> Klaus Jürgen Matz, BNN 27. 8. 93

<sup>12)</sup> Das Simultanschulgesetz schuf die christliche Gemeinschaftsschule, wobei die Lehrerbildung konfessionell möglich war. Die Bestellung der Lehrer sollte mit Rücksicht auf die mehrheitliche

Konfession der Schüler erfolgen. Dies galt für die Lehrerbildung bis zur Errichtung von pädagogischen Hochschulen.

<sup>13)</sup> Echter Bundesstaat auch durch Finanzhoheit, Reich nur Nebensteuern und Matrikularbeiträge, erst ab 1911 wichtige Reichssteuern. Nach Artikel 7 der Reichsverfassung hatte der Bundesrat eine dreifache Kompetenz: Gesetzgebungsorgan mit absoluter Zustimmung zu den Gesetzgebungsbeschlüssen des Reichstages, oberstes Verwaltungs- und Kontrollorgan (Funktion eines Reichsministeriums), Funktion eines Verfassungsgerichtshofes. Badische Reichspolitik wurde faktisch nur von dessen Bundesratsbevollmächtigten und einem Ministerialbeamten in Berlin geführt, auch in den 11 Ausschüssen.

<sup>14)</sup> Bis 1933 gab es in Deutschland nur Richtungs-gewerkschaften.

<sup>15)</sup> Wahlgesetzänderung 1904: Gleiches und direktes Wahlrecht — keine Wahlmänner — Bevorzugung der Städte beendet, Zusammensetzung der 1. Kammer durch Berufsständevertreter erweitert.

<sup>16)</sup> Fenske S. 76. Zum „Großblock“ gegen das Zentrum war es 1905 vor allem bei den Stichwahlen gekommen, weil man eine absolute Mehrheit der katholischen Partei befürchtete, von der man annahm, daß diese dann ihre konfessionspolitische Zurückhaltung des letzten Jahrzehnts aufgeben würde. Der Revisionismus Bernsteins setzte sich dann ab 1913 unter der Parteiführung Friedrich Eberts durch.

# „Euregio Bodensee“ im Werden

Rainer Röder, Konstanz

## I. Einleitung

Realität und Probleme des Regionalismus bestimmen das gegenwärtige politische Geschehen in Europa. Die Form der kriegerischen Auseinandersetzung — wie zwischen den Volksgruppen auf dem Gebiet des ehemaligen Jugoslawien — stellt dabei zum Glück die Ausnahme dar. Dieser destruktiven Äußerungsform steht eine mancherorts fast euphorisch zu nennende Aufbruchstimmung in den Mitgliedsstaaten der Europäischen Gemeinschaft gegenüber. Sie wird von einer Vielzahl regionaler Initiativen getragen und durch die EG mit erheblichen finanziellen Mitteln (z. B. aus dem IN-Terreg-Programm) unterstützt.<sup>1)</sup>

Auch in den an den Bodensee angrenzenden Teilen der Bundesrepublik Deutschland, Österreichs und der Schweiz sind (wieder) Bestrebungen zur Schaffung einer eigenständigen Region, der sog. „Euregio Bodensee“ im Gange. Um dieses Ziel zu erreichen, sind jedoch Probleme unterschiedlicher Art zu überwinden. Ihre Darstellung ist Gegenstand der nachfolgenden Ausführungen.

Grundsätzliche Schwierigkeiten entstehen bei der inhaltlichen Bestimmung des Begriffs „Euregio“, ihrer räumlichen Abgrenzung und der Entwicklung eines entsprechenden Selbstverständnisses. Neben der Diskussion dieser Sachverhalte wird auf Sachprobleme sowie die Aufgaben der Interessenvertretung nach Außen einerseits und der organisatorischen Gestaltung nach Innen andererseits eingegangen. Die angesprochenen Problemfelder sind ihrer Bedeutung nach ausgewählt, wobei allerdings Reihung und getroffene Feststellungen einem Leser aus den benachbarten Län-

dern durch die deutsche Perspektive eingefärbt erscheinen mögen.

## II. Region als Leerformel

Die Frage, was die „Euregio Bodensee“ sei, läßt sich mit dem Hinweis, es handle sich um einen Teil des „Europas der Regionen“, nicht beantworten. Hierzu ist schon der Begriff der „Region“ zu unbestimmt. Die angesprochene Unklarheit ist v. a. eine Folge der sehr unterschiedlichen Verwendungen, die der Begriff der „Region“ in der Vergangenheit erfahren hat. Eine sinnvolle Beschreibung der Euregio Bodensee bedarf deshalb zunächst einer Bestimmung des Begriffs Region, bevor dieses Konzept zu einer Euregio erweitert und auf den Bodenseeraum angewendet werden kann. Den wissenschaftlichen Disziplinen, die sich mit dem Begriff der „Region“ beschäftigen, ist es in der Vergangenheit zwar nicht gelungen, die Bundesstaaten und -länder in ein allgemeingültiges und zeitloses Raster von Regionen einzuteilen. Über die Merkmale zu ihrer Bestimmung wurde jedoch weitgehende Einigkeit erreicht. Danach erhält man eine funktionale Region, wenn man Raumpunkte, „... die intensive räumliche Verflechtungen untereinander, vor allem aber Verflechtungen mit einem als Bezugspunkt oder Zentrum dienenden Raumpunkt aufweisen“<sup>2)</sup> aggregiert. „Faßt man benachbarte Raumpunkte nach ihrer Ähnlichkeit hinsichtlich bestimmter Kriterien zusammen, erhält man homogene Regionen. Planungsregionen umfassen alle Raumpunkte, hinsichtlich derer jeweils dieselben regionalpolitischen Mittel eingesetzt werden. Beschränkt man sich auf die Aggregation der Raumpunkte, die der gleichen politi-

schen Verwaltung unterstehen, erhält man administrative Regionen.“<sup>3)</sup>

Die Ausführungen bewegen sich im theoretischen Raum. Sie deuten bei aller Abstraktheit aber an, daß sich die Verwendung des Begriffs Region an der Verwendung bestimmter Kriterien messen lassen muß. Von daher scheint eine auf die Angabe solcher Kriterien verzichtende Definition, nach der eine Region einen Staat oder mehrere Staaten umfassen, „... jedoch auch eine viel kleinere Einheit sein kann“<sup>4)</sup>, als zu willkürlich. Die Autoren des Zitats stehen jedoch nicht allein. Es lassen sich nämlich eine Reihe weiterer Beispiele für die unterschiedliche räumliche Dimension anführen, die mit dem Begriff Region verbunden wird.

So meint die Landesregierung Baden-Württembergs, wohl einem funktionalen Ansatz mit dem Zentrum Stuttgart folgend, ganz Baden-Württemberg mit seinen ca. 7 Millionen Einwohnern wenn Sie von Region spricht. Sie sieht Baden-Württemberg in einem Verbund der in Europa wirtschaftlich leistungsstärksten Regionen. Dieser Gruppe gehören neben Baden-Württemberg die Lombardei, die Region Rhône-Alpes, Katalonien und zukünftig auch der portugiesische Zentralraum an.<sup>5)</sup> Diejenigen dagegen, die im Südwesten Baden-Württembergs in der „Regio Basiliensis“ mitarbeiten und im Südosten rund um den Bodensee an der Schaffung der „Euregio Bodensee“ mitwirken, denken im Zusammenhang mit Region in kleineren geographischen, politischen, sozialen und kulturellen Dimensionen.<sup>6)</sup>

Dennoch umfaßt diese Ebene z. B. auf deutscher Seite der Zahl nach noch immer mehr Landkreise, als dies in einer Studie der Wirtschaftsuniönen bei der IHK Schwarzwald-Baar-Heuberg der Fall ist. Nach der Auffassung der Wirtschaftsuniönen bilden auch die Landkreise Rottweil, Tuttlingen und Schwarzwald-Baar zusammen eine eigene Region, für die Identität und Profil allerdings erst noch zu entwickeln sind.<sup>7)</sup> Das Abgren-

zungskriterium dieser Region, nämlich Organisation gemeinsamer wirtschaftlicher Interessen, ist in der oben zitierten Auflistung von Böventer u. a. nicht enthalten, aber dem der administrativen Region vergleichbar.<sup>8)</sup> Um eine solche handelt es sich auch beim letzten dargestellten Ansatz, wonach ein einzelner Landkreis ebenfalls als Region aufgefaßt werden kann. Konsequenterweise werden die Teile des Landkreises als dessen Teilregionen bezeichnet.<sup>9)</sup>

Die dargestellte Vielfalt der von den verschiedenen Autoren mit dem Begriff Region in Verbindung gebrachten Inhalte wirkt in doppelter Hinsicht Probleme auf. Zum einen ist in der begrifflichen Unbestimmtheit eine mögliche Ursache von politischen Konflikten zu sehen, die aus der Bezugnahme auf unterschiedliche Ebenen von Regionen resultieren.<sup>10)</sup> So bestimmt die je nach Raum- und Regionsverständnis unterschiedliche Perspektive die Aufmerksamkeit, mit der die „Probleme der Region“ wahrgenommen und in der Folge auch angegangen werden. Das heißt besonders drastisch dargestellt z. B., daß eine verschlechterte Konjunktur im Automobilbau das größte Problem der „Region Baden-Württemberg“ sein kann, während zugleich mit Blick auf die verkehrliche Situation in den Gemeinden rund um den Bodensee die „Autoflut“ als folgenschwerste Problematik angesehen wird. Entsprechend unterschiedlich werden Vorschläge für fördernde und hemmende Maßnahmen gestaltet und entsprechend kontrovers werden sie tatsächlich auch diskutiert.

Zum anderen ist die Bezugnahme auf die Region tendenziell geeignet, Konflikte zu verschleiern. Auszugehen ist hier von einem Funktions- und Bedeutungswandel der Regionen. D. h., daß die Regionen in dem Maß an politischer Bedeutung gewinnen, in dem sie in einem geeinten Europa als diejenige (Verwaltungs-)Ebene angesehen werden, auf der subsidiäre Aufgabenstellungen sinnvollerweise zu erledigen sind. Gelingt es nun z. B. den



deutschen Bundesländern, sich als die „regionale“ Ebene zu etablieren, auf der im europäischen Kontext legitimerweise die Aufgabenerfüllung stattfindet bzw. gestaltet wird, werden auf tiefer angesiedelten Ebenen formulierte Forderungen quasi automatisch abgestuft. Sie werden von regionalen zu bloß teilregionalen Zielsetzungen, die mit einem gegenüber der heutigen Situation nur noch geschwächtem Anspruch auftreten können.

Zusammenfassend ist zunächst ein expliziterer Umgang mit dem Begriff „Region“ zu fordern. Es scheint zukünftig geboten, wieder genauer darauf zu achten, in welchem Zusammenhang der Begriff der Region jeweils wie gebraucht wird, und welche Kriterien bei der Bildung von Regionen angelegt werden.

### III. Euregio am Bodensee

Die von der Regionalwissenschaft entwickelten Kriterien spielen in der gegenwärtigen Entwicklungsphase, die durch ein erhebliches Maß von politischer Dynamik gekennzeichnet ist, offensichtlich keine besondere Rolle. Insbesondere gelingt es bisher nicht, das Phänomen der sog. „Euregios“ mit ausreichender Klarheit zu beschreiben. Diese Tatsache läßt sich bereits mit Blick auf ihre räumliche Erstreckung darstellen.

Die angesprochenen Regionen umfassen jeweils mehrere Kantone, Kreise bzw. Bundesländer oder Departements usw. in mehreren Nationalstaaten. Erhebt man die vorgefundenen Verhältnisse vorläufig zur Norm, ist unter einer „Euregio“ die Summe von gebietskörperschaftlichen Subeinheiten mehrerer Nationalstaaten zu verstehen, deren flächenmäßiger Umfang fallweise stark schwankt. In jedem Fall übersteigen Euregios die kommunale Ebene (Landkreis als Region), erreichen aber die Ebene von Bundesländern nicht. An dieser Stelle ist erneut darauf hinzuweisen, daß der Definitionsversuch nur hinsichtlich der bundesrepublikanischen Verhältnisse — z. B. hinsichtlich des deutschen Bundeslan-

des Baden-Württemberg — zutreffend ist. Demgegenüber ist das österreichische Bundesland Vorarlberg aufgrund räumlicher Erstreckung und Einwohnerzahl wesentlicher Bestandteil der „Euregio Bodensee“.

Einfacher als die räumliche Größe ist hingegen das zweite, konstituierende Merkmal von „Euregios“ zu fassen. Es ist in der die nationalstaatlichen Grenzen überschreitenden Zusammenarbeit zu sehen. Verschiedene Formen dieses Zusammenwirkens haben sich europaweit und z. T. bereits seit Jahrzehnten entwickelt.<sup>11)</sup>

Hinsichtlich der Regio Basiliensis geht Briner davon aus, daß sich die Euregio aus sog. EG-Regionen und Nicht-EG-Regionen zusammensetzt. Diese Teilregionen decken sich wohl jeweils mit den Anteilen der verschiedenen Nationalstaaten und sollen mithilfe einer langfristig angelegten „Regio-Osmosepolitik“ zusammengefügt werden.<sup>12)</sup> Zwischen bis dahin national begrenzten, aber benachbarten Räumen ist ein reger internationaler, gedanklicher und praktischer Austausch entstanden. In einzelnen Fällen geht dieser inzwischen soweit, daß nationale Grenzen übergreifende Institutionen mit eigenständiger Entscheidungsbefugnis eingerichtet worden sind.<sup>13)</sup> Zudem unterstützen die Europäischen Gemeinschaften in jüngerer Zeit in Form ihres Interreg-Programms die grenzüberschreitende Kooperation. Das zunächst nur für EG-Binnengrenzen gedachte Programm wurde inzwischen so ausgestaltet, daß auch die im europäischen Vergleich wirtschaftlich relativ leistungsstarken Kreise auf deutscher Seite bei der Realisierung ausgewählter Maßnahmen — im Zusammenhang mit den Nicht-EG-Staaten Liechtenstein, Österreich und der Schweiz — unterstützt werden können.

Für die Übertragung eines so verstandenen Euregio-Konzepts bietet sich der Bodensee-raum geradezu an. Einerseits ist die Notwendigkeit, grenzüberschreitend tätig zu sein, in

der „Euregio Bodensee“ in besonderer Weise gegeben. So stoßen am Bodensee bzw. in seiner unmittelbaren Nähe gleich vier Nationalstaaten (Deutschland, Liechtenstein, Österreich, Schweiz) mit einer großen Zahl politischer Teilliederungen (Länder, Kantone und Kreise) und ca. 2,2 Mill. Einwohnern<sup>14)</sup> zusammen. Darüber hinaus ist eine ganze Reihe der vorhandenen Probleme dadurch gekennzeichnet, daß sie nur durch koordinierte Bemühungen aller Bewohner des Raums gelöst werden können.

Die Euregio Bodensee entspricht jedoch keinem reinen Typus von Region vollständig, sondern kann in mancher Hinsicht als funktionale, in anderer als homogene Region beschrieben werden. Mit Blick auf die vorhandenen ökonomischen, sozialen und kulturellen Verflechtungen im Bodenseeraum kann generell von einer funktionalen Region gesprochen werden.<sup>15)</sup> Zieht man aber z. B. die Pendlerbeziehungen als Maß für die räumliche Verflechtung heran, erhält man das Bild einer (entlang der nationalstaatlichen Grenzen) in Teile zufallenden Region.<sup>16)</sup> Zudem wird überdeutlich, daß die Euregio kein singuläres Zentrum besitzt, sondern daß sich die Teile auf unterschiedliche Städte hin orientieren. Dadurch gewinnt das Homogenitätskriterium, d. h. der das Landschaftsbild in allen Anrainerstaaten dominierende See an Gewicht. Unabhängig von solchen Überlegungen wurde die Euregio Bodensee jedoch pragmatisch und unter Bezugnahme auf vorhandene Verwaltungseinheiten (Region als Summe administrativer Einheiten) abgegrenzt. Darauf ist im folgenden Abschnitt einzugehen.

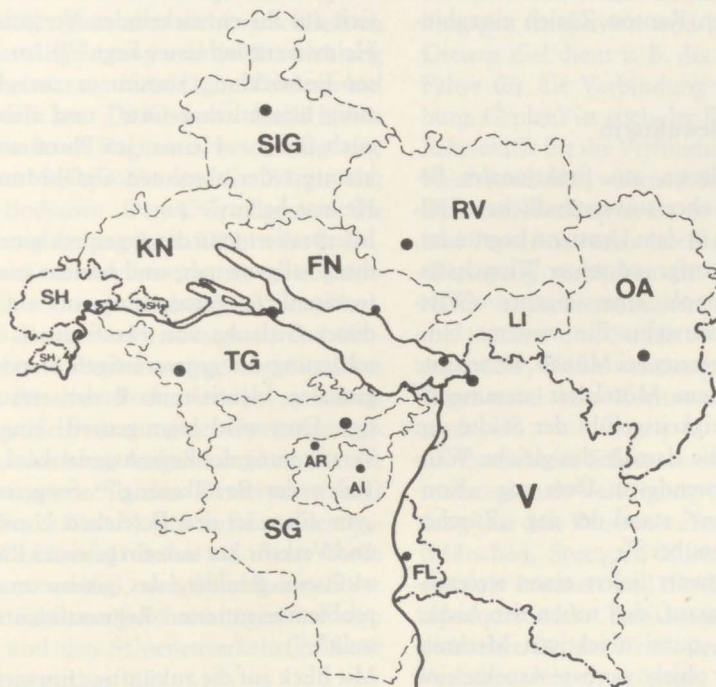
#### IV. Abgrenzungsprobleme

Eine allgemein- und endgültige Abgrenzung der Bodenseeregion bzw. der Euregio Bodensee gibt es nicht und kann es nach dem bereits Gesagten auch nicht geben. Tatsächlich las-

sen sich die oben schon angesprochenen Kriterien und einige weitere Dimensionen (z. B. sozialer und kultureller Art) heranziehen. Zugleich wird die Antwort sehr stark davon beeinflusst, wer die Region mit welchem Interesse abgrenzt. Beispielsweise wird ein Wissenschaftler, der die Qualität des Bodenseewassers untersucht, bestrebt sein, Daten aus dem gesamten Wassereinzugsgebiet des Bodensees zu bekommen. Seine Abgrenzung der Bodenseeregion wird sich deshalb grundsätzlich von einer unterscheiden, die in stärkerer Weise z. B. volkstümliche Gesichtspunkte oder die wirtschaftliche Verflechtung berücksichtigt.

Eine seinen Bedürfnissen entsprechende Abgrenzung hat auch der Bodenseegeichtverein entwickelt. Darauf aufbauend hat der „Bodenseerat“<sup>17)</sup> eine an politischen Grenzziehungen orientierte Bestimmung der „Euregio Bodensee“ vorgenommen, der zu folgen hier vorgeschlagen wird. Eine entsprechende Festlegung hat den Vorteil, daß damit der oben beschriebenen begrifflichen Unbestimmtheit pragmatisch entgegengesteuert werden kann. Darüber hinaus wurde die Abgrenzung in der Vergangenheit bereits wiederholt zum Ausgangspunkt für weitere Überlegungen genommen.<sup>18)</sup> Die nach dieser Abgrenzung der „Euregio Bodensee“ gehörenden Gebietskörperschaften gibt Abbildung 1 graphisch wieder.<sup>19)</sup> Ein kurzer Blick auf die Abbildung deutet aber auch die Grenzen dieses Ansatzes an. Indem er sich nicht an funktionalen Gesichtspunkten, sondern an politisch-administrativen Grenzen orientiert, gehören Orte im Landkreis Sigmaringen zur Euregio. Städte wie z. B. Frauenfeld und Zürich werden dagegen nicht mehr dazugerechnet, obwohl ihre räumliche Distanz zum See erheblich geringer ist.

Soweit dies gegenwärtig nachvollziehbar ist, wurden seitens des Kantons Zürich, trotz der Nähe zum und der Verflechtungen mit dem Bodenseeraum, keine Anstrengungen unternommen, an einer „Euregio Bodensee“ teilzu-



Die *Euregio Bodensee*  
 nach dem Beschluß des Gründungsforums am 25. September 1991

----- Staatsgrenzen  
 - - - - - Grenzen der Kantone und Landkreise

- |    |                                  |     |                       |
|----|----------------------------------|-----|-----------------------|
| AI | Halbkanton Appenzell-Innerrhoden | SG  | Kanton St. Gallen     |
| AR | Halbkanton Appenzell-Außerrhoden | SH  | Kanton Schaffhausen   |
| FL | Fürstentum Liechtenstein         | SIG | Landkreis Sigmaringen |
| FN | Bodenseekreis                    | TG  | Kanton Thurgau        |
| KN | Landkreis Konstanz               | V   | Bundesland Vorarlberg |
| LI | Landkreis Lindau                 |     |                       |
| OA | Landkreis Oberallgäu             |     |                       |
| RV | Landkreis Ravensburg             |     |                       |

Ouelle: Sund. H. u.a. 1992:132.

nehmen und mitzuwirken. Umgekehrt ist zumindest der öffentliche Versuch ebenfalls unterblieben, den Kanton Zürich einzubinden.

## V. Regionales Bewußtsein

Eine Ursache dieser, aus funktionaler Betrachtungsweise eher unverständlichen Haltung, liegt sicher in dem Umstand begründet, daß sich Zürich aufgrund seiner Wirtschaftskraft als Metropole einer eigenen (Wirtschafts-)Region versteht. Ein weiterer Hinweis findet sich bereits bei Münch. Er betonte das noch aus dem Mittelalter stammende Zusammengehörigkeitsgefühl der Städte um den Bodensee, die damals die gleiche Währungseinheit verwendeten. Dem sog. „Konstanzer Münzkreis“ stand der sog. „Zürcher Münzkreis“ gegenüber.<sup>20)</sup>

Die Art der Antwort liefert einen wesentlichen Hinweis darauf, daß neben den bisher angesprochenen, quasi objektiven Merkmalen auch weniger objektivierbare Aspekte eine Rolle bei der Abgrenzung von Regionen spielen können. Die auf die Entstehung und Gestaltung von Regionen einwirkenden Einstellungen und Gefühle werden unter dem Begriff „Regionales Bewußtsein“ thematisiert. Dabei handelt es sich um einen in der jüngeren Vergangenheit intensiv diskutierten sozialwissenschaftlichen Forschungsansatz, der im Vorhandensein einer regionalen Identität u. a. auch ein die wirtschaftliche Entwicklung einer Region bestimmendes Element sieht.<sup>21)</sup>

Im Rahmen dieser Zeitschrift ist m. W. zuletzt Hauß ausführlicher auf die, wie er es nannte „Regionale Mentalität“,<sup>22)</sup> ihren Zusammenhang mit dem Regionalismus und ihre Bedeutung eingegangen. Seine Auslotung des Begriffs Regionalismus,<sup>23)</sup> die auch die mit dem Begriff sich verbindenden politischen Intentionen nicht ausspart, läßt Hauß zu den Schluß kommen, „... daß vom heutigen Standpunkt aus der wohl folgenreichste

Beitrag des Regionalismus in der Herausbildung einer regionalen Mentalität und der sich aus ihr entwickelnden Veränderung des Heimatverständnisses liegt.“<sup>24)</sup> Im Zuge dieser Entwicklung kommt es zur „Pluralisierung heimatlicher Orte“ und steht Region auch für „... Heimat im Plural aus der Erkenntnis der absoluten Gefährdung lokaler Heimat heraus“.<sup>25)</sup>

Interpretiert man die angesprochene „Gefährdung“ allgemeiner, und bezieht man die naturräumliche Ausstattung mit ein, so wird dieser Gedanke von Hauß durch eine Einschätzung des gegenwärtigen Standes der regionalen Identität im Bodenseeraum bestätigt. Dort wird zwar generell eine „geringe Verankerung des Regionsgedankens in weiten Teilen der Bevölkerung“<sup>26)</sup> festgestellt. Aber „vor allem in den Bereichen Umweltschutz und Verkehr hat sich ein gewisses Regionalbewußtsein gebildet, das gewissermaßen eine problemorientierte Regionalidentität darstellt“.<sup>27)</sup>

Mit Blick auf die zukünftige Entwicklung der Region ist diese Tatsache als positiver Faktor einzuschätzen. Hinzu tritt mit dem See ein Element von in seiner Bedeutung nicht zu unterschätzender Integrationskraft. So betont Ipsen in seinen Ausführungen zu den wahrnehmungspsychologischen Voraussetzungen regionaler Identität u. a. die Faktoren der Kontur und der Komplexität. Während mit Kontur die „Betonung des Unterschiedes zu anderen“<sup>28)</sup> gemeint ist, „[kann man] die Komplexität einer Region und damit ihre Identifikationsangebote an der Zahl ihrer besonderen und der eigenen Orte ablesen. Der besondere Ort ist der, der von Einheimischen und Fremden als herausgehoben begriffen wird.“<sup>29)</sup> Angesichts der weiterhin steigenden touristischen Kennzahlen braucht nicht weiter begründet zu werden, daß die von Ipsen gebrauchten Kategorien auf den Bodensee als solchen, und die ihn umgebenden architektonischen und sonstigen kulturellen Angebote voll zutreffen.

## VI. Sachprobleme

Gegenwärtig stehen aber nicht ausschließlich Fragen der Abgrenzung und der Entwicklung einer gemeinsamen Identität im Vordergrund der öffentlichen Diskussion. Ähnlich wie auch in anderen Regionen, beschäftigt eine Reihe von Sachproblemen die Bürger der Euregio Bodensee. Damit ist allgemein die Entwicklung der gesellschaftlichen (z. B. Unterbringung von Asylbewerbern), wirtschaftlichen (z. B. sektorale Strukturprobleme), sozialen (z. B. Langzeitarbeitslosigkeit) und ökologischen (z. B. Bodenversiegelung) Situation gemeint. Für den Bodenseeraum spezifisch sind die große Bedeutung des Gewässerschutzes<sup>30)</sup> und die hohe Aufmerksamkeit, die die Verkehrssituation in den Gemeinden rings um den See erfährt.<sup>31)</sup> Nur auf das zuletztgenannte Problemfeld kann an dieser Stelle eingegangen werden, wobei im Rahmen der knappen Situationsbeschreibungen auf den Straßen- und den Schienenverkehr größerer Wert gelegt wird.

Folgt man einer Einteilung nach Verkehrsträgern, so kann für den Bereich Luftfahrt eine weitgehend übereinstimmende Beschreibung der Situation festgestellt werden. Danach stehen mit den Flughäfen Altenrhein (CH), Friedrichshafen (D) und Konstanz (D) ausreichend Kapazitäten im Zubringer- und interregionalen Flugverkehr zur Verfügung,<sup>32)</sup> wobei „die Bahnverbindungen zu den internationalen Flughäfen z. T. unattraktiv [sind].“<sup>33)</sup>

Im Bereich der Schifffahrt auf dem Bodensee ist zwischen öffentlichem und privatem Schiffsverkehr zu unterscheiden. Die Gefahren, die den betroffenen Ökosystemen von der hohen Zahl privat genutzter Freizeit-Motorboote<sup>34)</sup> drohen, haben den Protest der Naturschutzverbände hervorgerufen und dazu geführt, daß auch behördlicherseits über eine zahlenmäßige Beschränkung bzw. ein vollständiges Verbot nachgedacht wird. Die entsprechenden Verbände verwahren sich na-

türlich gegen solche Bestrebungen.<sup>35)</sup> Der öffentliche Nahverkehr auf dem Bodensee soll hingegen intensiviert und gefördert werden. Diesem Ziel dient z. B. der Bau einer neuen Fähre für die Verbindung Konstanz-Meersburg. Geplant ist auch der Bau eines weiteren Fährschiffs für die Verbindung Romanshorn-Friedrichshafen, während der Vorschlag einer Direktverbindung z. B. zwischen Konstanz und Friedrichshafen im Stadium einer Vorüberlegung verblieben ist.<sup>36)</sup> Diesen beiden relativ unproblematischen Bereichen stehen mit Schiene und Straße zwei Verkehrsträger gegenüber, die in weitaus größerem Ausmaß Gegenstand von Kontroversen waren und sind.

Im Bereich des Schienenverkehrs werden die innerregionale Versorgung und die Verknüpfung mit den Zentren außerhalb der Region (München, Stuttgart, Zürich) als zu wenig attraktiv kritisiert und die Anbindung an die alpenquerenden Transitstrecken kontrovers diskutiert. Bei der Kritik des innerregionalen Verkehrs steht zum einen der relativ hohe Zeitaufwand für Reisen entlang des Bodensees im Vordergrund.<sup>37)</sup> Zum anderen wird darauf hingewiesen, daß die „Fahrplankoordination im grenzüberschreitenden Lokalverkehr ungenügend [ist],“<sup>38)</sup> und sich, wie die Streichung eines Teils des Pendelzugverkehrs zwischen Kreuzlingen und Konstanz belegt, auch heute noch verschlechtert.<sup>39)</sup> In diesem Zusammenhang ist als Ursache zu vermuten, daß in den weit außerhalb der Region liegenden Zentralen der Staatsbahnen den in der Euregio Bodensee formulierten Bedarfen vermutlich nur eine geringe Aufmerksamkeit entgegengebracht wird.<sup>40)</sup> Die angekündigten Verbesserungen der Anbindung des westlichen Bodensees<sup>41)</sup> sind ebenfalls mit diesem Vorbehalt zu betrachten. D. h., daß es nicht das eigentliche Ziel der Bestrebungen ist, den Bodenseeraum aus dem „Verkehrsschatten“<sup>42)</sup> zu befreien, in dem er sich (noch) befindet. Vielmehr ist eine solche Entwicklung ein gerne hingenommenes Nebenprodukt der

Aufwertung der Verbindung Stuttgart-Zürich,<sup>43)</sup> die zudem zu einer alternativen Zufahrt zur Eisenbahn-Alpentransversale durch den Gotthard aufgewertet wird. Daß eine solche Entwicklung aus regionaler Sicht dennoch nicht nur wünschenswert, sondern angesichts der bereits erfolgten bzw. absehbaren Steigerungen im Güterfernverkehr zwingend geboten ist, steht aber außer Zweifel.<sup>44)</sup>

Die Frage, ob von deutscher Seite ein Tunnel durch den Splügen oder einer durch den Gotthard favorisiert werden soll, hat die Gemüter lange Zeit erhitzt, ist aber geklärt. Für die Region stellt sich im weiteren die Aufgabe, die günstigste Anbindung des Bodenseeraums an die im Zuge des Schweizer Neat-Projekts<sup>45)</sup> geplante Gotthard-Route und die dafür notwendigen Schnittstellen zwischen den Verkehrsträgern Schiene und Straße zu realisieren. Als solche Umschlagplätze sind die Frachtzentren anzusehen, von denen die Deutsche Bundesbahn im Rahmen des beschlossenen Bahn Trans-Projektes bundesweit insgesamt 41,<sup>46)</sup> im Bodenseebereich allerdings „bestenfalls ein Frachtzentrum und einen großen Umschlagbahnhof“<sup>47)</sup> errichten will. Hinsichtlich des Standorts, für den zunächst am westlichen Bodensee der Bahnhof Singen und am östlichen Bodensee der Bahnhof Ravensburg in Frage kamen, entbrannte zwischenzeitlich ein Streit, in den sich die betroffenen Industrie- und Handelskammern Hochrhein-Bodensee und Bodensee-Oberschwaben mit unterschiedlichen Zielsetzungen eingeschaltet haben.<sup>48)</sup> Diesbezüglich wurde von der Bundesbahndirektion in Karlsruhe mitgeteilt, daß eine Grundsatzentscheidung für Singen gefallen sei. Daraufhin wurde dort mit entsprechenden Planungen begonnen.<sup>49)</sup> Zuletzt hat der Verwaltungsrat der Bundesbahn seine Entscheidung überraschenderweise revidiert und Reutlingen zum Standort des Frachtzentrums bestimmt.<sup>50)</sup>

Im Bereich des Straßenverkehrs ist die Situation in der Euregio Bodensee durch das gleichzeitige Vorhandensein von Kapazitäts-

engpässen und einer Reihe von Netzlücken einerseits und den negativen Wirkungen des Straßenverkehrs auf Mensch und Natur andererseits gekennzeichnet. Beispiel einer Maßnahme, die das Schließen einer Netzlücke zum Ziel hat, ist die mit S 18 bezeichnete Verbindung der Autobahnen A 14 (Österreich) und N 13 (Schweiz) im Raum St. Margarethen und Lustenau.<sup>51)</sup> Sie steht im Widerspruch zum Ziel der Erhaltung eines intakten Naturhaushalts, da die bisher vorgesehene Trasse ein Naturschutzgebiet durchschneidet. Ziel- und Interessenkonflikte ergeben sich jedoch nicht nur zwischen Verkehrsplanung und Naturschutz. Am Beispiel der Neutrassierung der Bundesstraße 33 im Raum Konstanz lassen sich weitere Konfliktebenen verdeutlichen. So ist erstens die Trassenführung innerhalb des Stadtgebiets Konstanz zwar vorläufig im Sinne der sog. Südeinführung entschieden. Gegen eine Realisierung der entsprechenden Baumaßnahmen setzen sich jedoch verschiedene Bürgerinitiativen, die eine sog. Nordeinführung favorisieren, weiterhin vehement zur Wehr.<sup>52)</sup> Zweitens ist die Trasse außerhalb des Stadtgebiets von Konstanz zwischen der Stadt Konstanz, die eine seenahe Trasse bevorzugt, und den Gemeinden Allensbach und Reichenau, die eine seeferne Trasse befürworten, strittig.<sup>53)</sup> Und drittens ist die Diskussion nur deshalb bedeutsam, weil auf der neuen Strecke eine ganz erhebliche Zunahme des Straßengüterverkehrs erwartet wird. Eine wesentliche Ursache hierfür ist, daß sich die Bürger des Kantons Schaffhausen einer Fortführung der von Stuttgart kommenden A 81 als kürzester Verbindung nach Zürich verweigert haben. Der hierdurch hervorgerufene und ein innerregionales Konfliktpotential signalisierende Umweg-Verkehr<sup>54)</sup> verliert diesen Charakter allerdings, wenn man die Situation aus der Perspektive „transeuropäischer Netze“<sup>55)</sup> und mit einem Maßstab betrachtet, der die Distanz z. B. von Stuttgart nach Zürich auf wenigen Zentimetern abbildet.<sup>56)</sup>

Die relativ geringere Bedeutung von Umwegen macht dann den Blick frei für die überregionalen Überlegungen, die die Verkehrsplanungen am See, auch im Straßenbereich, offensichtlich ausschließlich bestimmen. Schließlich braucht nicht weiter darauf hingewiesen zu werden, daß im Bereich des Bundesfernstraßenbaus die Planungsverantwortlichkeit beim Regierungspräsidium in Freiburg, die Letztentscheidung zum Bau einer bestimmten Trassenalternative aber beim Bundesminister für Verkehr in Bonn liegt.

Die bei den — in knappster Form — angesprochenen Verkehrsträgern Straße und Schiene auftretenden Schwierigkeiten zusammenfassend, läßt sich feststellen, daß

- es innerhalb der Region ausgeprägte Ziel- und Interessenkonflikte gibt, die sich an der Lösung bestimmter Problemstellungen entzünden,
- nicht regionale, sondern überregionale Kalküle die Entscheidungen im wesentlichen mitbestimmen, und
- die Kompetenzen, die Entscheidungen zu treffen, weit außerhalb der Region liegen.

Diese aus dem Verkehrsbereich abgeleiteten Feststellungen könnten nun verallgemeinert und in gleicher oder ähnlicher Weise auch auf andere Aufgabenfelder übertragen und für diese überprüft werden. Eine solche Vorgehensweise würde aber den gegebenen Rahmen sprengen. Deshalb wird nachfolgend näher auf mögliche Formen regionaler Zielbestimmung einerseits und der Vertretung gemeinsamer Interessen nach Außen andererseits, eingegangen.

## VII. Zielbestimmung

Die Ausführungen haben deutlich gemacht, daß die unterschiedlichen Interessen innerhalb der Region relativ offen liegen. Dennoch sind in der Vergangenheit formalisierte Verfahren und Institutionen zur innerregionalen Abstimmung der Interessen, ihrer öffentli-

chen Diskussion und ihrer Entscheidung nicht vorhanden, jedenfalls aber nicht wahrnehmbar gewesen.

Den Außenstehenden mag eine solche Feststellung um so mehr überraschen, als er vielleicht Kenntnis von den Bemühungen des Landrats W. Münch von den Bemühungen des Landkreises Wangen hat. Münch forderte bereits im Jahr 1971 die grenzüberschreitende Zusammenarbeit der „Gebietskörperschaften in allen Zukunftsfragen von überörtlicher Bedeutung“.<sup>57)</sup> Hierzu, so regte er an, sollten eine Organisation für eine grenzüberschreitende Regionalplanung geschaffen, und die „gleichgerichtete oder sogar gemeinsame Verwirklichung“<sup>58</sup> entsprechender Vorhaben sichergestellt werden. Seine bald darauf gescheiterte Initiative bezweckte, die Grundlagen für ein Zusammenwirken zu legen, wie sie etwa zeitgleich mit Münchs Betreibungen in der heute vielfach als vorbildlich dargestellten Zusammenarbeit in der Euregio im Raum Rhein-Ems-Ijssel etabliert wurden.

Die gegenwärtige Situation im Bodenseeraum ist von einem neuerlichen Versuch gekennzeichnet, die weiterhin und verstärkt vorhandenen Probleme grenzüberschreitend anzugehen. So jedenfalls läßt sich allgemein die Zielsetzung beschreiben, die sich der „Bodenseerat“ gegeben hat. Aufgaben sind insbesondere,

- „selbst darüber nachzudenken und zu entscheiden, welche Funktion der Bodenseeraum in Zukunft haben soll“,<sup>59)</sup> und
- die einheitliche Vertretung der Interessen der Bodensee-Region auf europäischer Ebene<sup>60</sup>.

Beim Bodenseerat handelt es sich um ein in der Folge des zweiten Bodenseeforums entstandenes Gremium, mit zunächst 44 und zuletzt 55 Mitgliedern<sup>61)</sup> aus den vier Anrainerstaaen. Bei der Zusammensetzung wurde auf nationalen Proporz ebenso geachtet wie auf eine gleichmäßige Beteiligung von Politik, Wirtschaft und Wissenschaft. Organe des

Bodenseerats sind das Präsidium, das Plenum und die Arbeitsgruppen,<sup>62)</sup> die sich detailliert mit den aufgeworfenen Problemen befassen sollen. Als Verdienst des Bodenseerats darf aus regionaler Sicht bereits heute die Tatsache angeführt werden, daß eine — im europäischen Vergleich überfällige — Diskussion (wieder) aufgenommen wurde. Zugleich lassen sich aus der Teilnahme einer Vielzahl von regionalen Entscheidungsträgern gute Chancen für den Bodenseerat ableiten, das Schicksal der Münch'schen Initiative vermeiden zu können. Allerdings stellen die innere Struktur des Gremiums, die unterbliebene Leitbilddiskussion und die bisher fehlende Entscheidungskompetenz schwierige Probleme dar. Hinsichtlich seiner Zusammensetzung ist insbesondere darauf hinzuweisen, daß der Bodenseerat, trotz einer anderslautenden Absichtserklärung aus dem Jahr 1989,<sup>63)</sup> eine demokratische Legitimation bisher nicht besitzt.<sup>64)</sup> Für den Autor eines Leserbriefs stellt der Bodenseerat deshalb eine „Vereinigung nach Gutsherrn-Art dar, die außer Pressekonferenzen und Arbeitsessen wenig bewirken wird.“<sup>65)</sup> Dem ist zunächst entgegenzuhalten, daß mit eigenständigen Entscheidungskompetenzen ausgestattete Regionalparlamente zwar wünschenswert<sup>66)</sup> und auf nationaler Ebene auch theoretisch durchdacht<sup>67)</sup> sind, daß aber auch andere grenzüberschreitende Regionen mit größerer Tradition diesen Schritt nicht realisiert haben. Zudem ist das Fehlen demokratischer Legitimation solange noch nicht als gravierendes Problem anzusehen, als der Bodenseerat über keinerlei formal abgesicherte Einflußmöglichkeiten z. B. auf die Empfehlungen der Internationalen Bodenseekonferenz, die Entscheidungen der Länder- und Bundesverwaltungen bzw. die Mittelvergabe aus dem EG-Interreg-Programm besitzt.

Als schwerwiegenderes Problem erscheint deshalb die Tatsache, daß die angekündigte Leitbilddiskussion weitgehend unterblieben ist — oder aber bisher ohne Beteiligung der

Öffentlichkeit stattfindet. D. h., daß in den zwischenzeitlich etablierten Arbeitsgruppen des Bodenseerats z. T. Zielsetzungen sehr wohl konkret formuliert und kontrovers diskutiert werden. Allerdings bringt diese Vorgehensweise einen erheblichen Zeitaufwand mit sich, erfolgt für die Öffentlichkeit zunächst verborgen, und steht einem eventuell populäreren Aktionismus entgegen.

Angeichts der vielfältigen naturräumlichen, infrastrukturellen, wirtschaftlichen und humanen Potentiale des Bodenseeraums ist aber ein erheblicher Diskussions- und Abstimmungsbedarf gegeben. Das wurde bereits am Beispiel der Verkehrsprobleme verdeutlicht. Aber auch im Zusammenhang mit der Nutzung anderer Potentiale — wie z. B. der fortwährenden bzw. intensivierten Entwicklung als Fremdenverkehrsraum — existieren diametrale Ziele — wie z. B. die Erhaltung und Wiederherstellung von Natur- und Landschaftsschutzgebieten — und sind Entscheidungen hinsichtlich der Verteilung finanzieller Mittel zu treffen. Hierzu muß m. E. der Bodenseerat zu priorisierenden Einschätzungen gelangen und mehrheitlich in aller Öffentlichkeit Stellung nehmen, will er seinen selbst gesetzten Ansprüchen genügen.

Schließlich wurden die fehlenden Entscheidungskompetenzen des Gremiums Bodenseerat als Problem angesprochen. Darauf ist im nächsten Abschnitt einzugehen. In diesem Zusammenhang ist die Stellung des Bodenseerats im Verhältnis zu anderen Gremien von besonderer Bedeutung.

### VIII. Interessenvertretung

Neben der Formulierung regionsspezifischer Entwicklungsziele ist auch der Versuch, die entsprechenden politischen Ziele durchzusetzen, als Aufgabe des Bodenseerats anzusehen. Bei den politischen Zielen kann es sich um konkrete Forderungen handeln, wonach andere, vor allem höhere gebietskörperschaftliche Ebenen entweder



- den regionalen Zielen entsprechende Handlungen vornehmen bzw. unterstützen, oder
- den regionalen Zielen widersprechende Handlungen unterlassen sollen.

In beiden Fällen ist vornehmlich an Investitionen oder an den Transfer von finanziellen Mitteln zu denken, sei es bei der Förderung des Baus von Kläranlagen bzw. des weiteren Betriebs defizitärer Strecken des Öffentlichen Personennahverkehrs, oder beim möglichen Verzicht auf den bevorzugten Bau einer seerheinlichen Bundesfernstraße.

Die politischen Forderungen können sich aber auch generell auf die Schaffung von (rechtlichen) Rahmenbedingungen richten, die die innerregionale Zusammenarbeit erleichtern oder erst möglich machen. Diese Aufgabe ist hinsichtlich des speziellen Merkmals der „Euregio Bodensee“ von besonderer Bedeutung. Die Euregio Bodensee soll nämlich nicht nur transnational wirken. Sie muß auch den, vor allem ökonomischen und juristischen Graben zwischen einem EG-Mitgliedsland und den EFTA-Staaten überwinden.<sup>68)</sup> De facto stellen die Grenzen in der Euregio EG-Außengrenzen dar. Diese Tatsache hat sich in der Vergangenheit für die Allgemeinheit noch nicht so stark bemerkbar gemacht. Aufgrund der ablehnenden Entscheidung der Schweiz zum EWR-Vertrag besteht aber die Gefahr, daß schon konsequente Grenz- und Zollkontrollen zwischen benachbarten Städten (so z. B. Konstanz und Kreuzlingen) erhebliche zeitliche Schranken errichten.

Hinsichtlich dieser Aufgabenstellungen ist der Bodenseerat als Instrument einer Regionalpolitik anzusehen, die aus der Region heraus auf die Akteure Einfluß zu nehmen versucht, die für die Region handeln.<sup>69)</sup> Als Adressaten der regionalen Forderungen kommen die anderen Akteure der Regionalpolitik, vor allem aber die Gebietskörperschaften in Frage, auf deren Ebene die raumwirksamen fachpolitischen Entscheidungen fallen. Ne-

ben den bereits angesprochenen Nationalstaaten handelt es sich auf der Seite Österreichs dabei um das Land Vorarlberg, seitens der Schweiz um die Kantone St. Gallen und Thurgau, und hinsichtlich der Bundesrepublik Deutschland um die Bundesländer Bayern und Baden-Württemberg. Die zuletzt genannten Gebietskörperschaften haben sich 1972 zur Internationalen Bodensee Konferenz (IBK) zusammengeschlossen, der zum damaligen Zeitpunkt auch die Kantone Graubünden und Zürich (!) angehörten.<sup>70)</sup>

Zielsetzung der IBK war es zum einen, die internationale Zusammenarbeit am Bodensee vornehmlich in den Bereichen Planung und Umweltschutz zu fördern.<sup>71)</sup> Zum anderen sollte mit der Bodenseekonferenz eine Plattform geschaffen werden, „auf der die Kommunalpolitiker rund um den Bodensee zu den drängenden Fragen der Planung, der Gestaltung und des Schutzes ihrer Umwelt das Wort nehmen und miteinander sprechen können. . . . Was wir brauchen, ist keine neue Institution, sondern eine informelle Plattform . . .“<sup>72)</sup> Diesen Vorgaben gemäß wurde ein organisatorisches Minimalgerüst in Form eines ständigen Ausschusses geschaffen, der fachliche Arbeitskreise einsetzen kann.<sup>73)</sup> Dies ist z. B. für den Problembereich Verkehr geschehen.

Die bisherige Tätigkeit der IBK wird in der insgesamt spärlich gebliebenen Literatur<sup>74)</sup> der Tendenz nach einheitlich bewertet. Berner berichtet von Versuchen Vorarlbergs im Jahre 1979, „die bisher nicht sehr effektive Internationale Bodensee-Konferenz zu beleben.“<sup>75)</sup> Noch deutlicher wird Drexler, der feststellt: „Bis heute tagte die Bodenseekonferenz noch einige Male, blieb jedoch ohne jegliche Bedeutung, wie aus den Kommentaren der Lokalpresse zu entnehmen ist. Ihr Stellenwert für die Lösung der Bodenseeprobleme ist gleich Null.“<sup>76)</sup>

Diesem Urteil ist zweierlei entgegenzuhalten. Zum einen ist zu berücksichtigen, daß die IBK als „informelles Gremium für den Mei-

nungsaustausch<sup>67)</sup> konzipiert wurde. Von daher waren öffentlich beobachtbare Wirkungen nicht unbedingt zu erwarten. Zum anderen ist darauf hinzuweisen, daß die IBK ihre Aktivitäten neuerdings deutlich verstärkt hat. So faßt z. B. ein auf Initiative der IBK entstandener „Euregio Fahrplan“ erstmals alle Kurse von Bahnen, Bussen, Schiffen und Bergbahnen rund um den See in einem Kursbuch zusammen.<sup>78)</sup> Daneben plant die Kommission Bildung, Wissenschaft und Forschung der IBK, einen „Studienführer Euregio Bodensee“ herauszugeben.<sup>79)</sup> Andererseits aber wurde die Ankündigung des Jahres 1972, „in regelmäßiger Folge weitere Bodenseekonferenzen für Regionalplanung und Umweltschutz“<sup>80)</sup> abhalten zu wollen, nicht einmal ansatzweise realisiert. Dies stellt, gemessen an den Ansprüchen, ein klares und auch im Jahr 1993 noch gültiges Defizit dar. Die angestrebte Zusammenführung der in den Gemeinden arbeitenden Menschen ist nicht gelungen.

Insgesamt ist also eine bis in die jüngste Vergangenheit anhaltende, relative Untätigkeit der IBK festzustellen. Sie ist als eine Ursache für die neuerlichen regionalen Anstrengungen anzusehen. Diese mündeten in die Veranstaltung von zwei Bodensee-Foren<sup>81)</sup> und in die Gründung des Bodenseerats. Um das gegenwärtige Verhältnis beider Gremien zueinander zu fassen, läßt sich auf eine im Grundsatz immer noch gültige Beschreibung zurückgreifen. „Der Sache nach sind die möglichen Aufgaben der einen wie der anderen Veranstaltung die gleichen; sie sind insbesondere durch die Befugnisse der zu erwartenden Raumordnungskommissionen unserer Bundesstaaten deutlich abgegrenzt.“<sup>82)</sup> Damit wird v. a. auf den Umstand hingewiesen, daß die in der IBK repräsentierten Regierungen sowohl über exklusive Zugangsmöglichkeiten zu den Fachressorts und deren Informationsbasis besitzen, als auch über Entscheidungskompetenz verfügen.

Der Bodenseerat hat diese faktische Dominanz der IBK von vornherein anerkannt. „Man ist sich darin einig, daß sich der Bodenseerat mit allen für die Bodenseeregion relevanten Fragen befassen und gegenüber der Bodenseekonferenz initiativ und beratend tätig werden soll. Die Bodenseekonferenz soll als Exekutive fungieren, der Bodenseerat als parlamentarische Basis, als demokratischer Unterbau.“<sup>83)</sup> Umgekehrt hat die Konferenz der Regierungschefs der Bodenseeländer die Initiative zur Errichtung des Bodenseerats begrüßt und diesem die Zusammenarbeit angeboten.<sup>84)</sup> Zur Formalisierung des Zusammenwirkens hat der Bodenseerat seinen sog. Verbindungsmann zur Bodenseekonferenz benannt.<sup>85)</sup> Inwieweit dieser die im Begriff der parlamentarischen Basis angelegten Kontrollrechte wahrnehmen kann, muß hier dahingestellt bleiben.

Neben dem Verbindungsmann haben aber auch weitere Mitglieder des Bodenseerats Regierungämter inne und gehören so zugleich der IBK an. Für die Zukunft ist zu vermuten, daß diese vor allem aus Österreich und der Schweiz stammenden Mitglieder das Verhältnis von IBK und Bodenseerat bestimmen werden. Nicht zuletzt durch ihr Handeln wird das Ausmaß an Einfluß festgelegt, das den regionalen Bemühungen regierungsseitig zugestanden wird. Dabei steht aus regionaler Sicht die Widerlegung der Behauptung von Drexler, daß die „Bodenseekonferenz [anlässlich ihrer Gründung, d. V.] die landespolitischen Machtstrukturen festigen und regionale Bestrebungen... verhindern sollte“,<sup>86)</sup> noch aus.

## IX. Perspektive

Aufgabe der vorstehenden Ausführungen war vornehmlich die Darstellung ausgewählter Probleme, denen sich die Euregio Bodensee in ihrer gegenwärtigen Phase gegenüber sieht. Die Entwicklung von Lösungsmöglichkeiten und Handlungsempfehlungen war dagegen

bisher nicht Gegenstand der Überlegungen. Diese Lücke kann auch an dieser Stelle nicht geschlossen werden. Es wird aber in zusammenfassender Form auf die Sachverhalte hingewiesen, die als wesentliche Rahmenbedingungen in zukünftigen Entwicklungsstrategien für die „Euregio Bodensee“ mitzubedenken sind:

Auf supranationaler Ebene bestimmt die Gestaltung der „EG-Außenpolitik“ die innerregionalen Verhältnisse wesentlich mit. Die Ausgestaltung der Beziehungen EG-EFTA kann ebenso zur faktischen Zerschneidung der in Entstehung begriffenen Euregio führen, wie die aus dem Interreg-Programm stammenden Finanzmittel der grenzüberschreitenden Integration dienen können.

Auf nationalstaatlicher Ebene fallen grundlegende fachpolitische Investitionsentscheidungen. Für die „Euregio Bodensee“ sind die Verkehrsministerien von besonderer Bedeutung. Die zukünftige Regionalentwicklung wird davon abhängen, inwieweit es den Akteuren der Euregio gelingt, in Bern z. B. die Anbindung der Ostschweiz an den Gotthard-Basis-Tunnel, in Wien z. B. den Pfänder-Eisenbahn-Tunnel und in Bonn z. B. eine Elektrifizierung der Strecke Ulm-Friedrichshafen zu erreichen.

Zumindest auf der Ebene der deutschen Bundesländer werden die Aktivitäten der regionalen Akteure offensichtlich mit Zurückhaltung beobachtet. Die Landesregierungen in München und Stuttgart greifen, so scheint es, zur Kontrolle auf ein bewährtes Instrument zurück. Sie aktivieren das administrative Koordinationsinstrument der Internationalen Bodenseekonferenz. Diese dominiert, mit administrativer Informationsfülle und Kompetenz ausgestattet, die Entscheidungen über die Verteilung der Finanzmittel. Die Entwicklung der Euregio wird in diesem Zusammenhang von der Ausgestaltung der Beziehungen zwischen Bodenseerat und Internationaler Bodenseekonferenz (IBK) abhängen. Beim Transfer regionaler Vorstellungen in die in-

tergovernmentalen Abstimmungsprozesse werden v. a. die Mitglieder des Bodenseerats aus Vorarlberg und den Schweizer Kantonen eine besondere Rolle spielen. Sie sind als Mitglieder in den Gremien der IBK zugleich eng in die Entscheidungsprozesse eingebunden.

Auf der regionalen Ebene selbst ist mit der Schaffung des Bodenseerats ein Gremium etabliert, das sich die Formulierung und Durchsetzung regionaler Interessen zur Aufgabe gemacht hat. Voraussetzung für den Erfolg in der Außenvertretung ist aber eine transparente und umfassende innerregionale Willensbildung. Gegenwärtig ist noch unklar, inwieweit der Bodenseerat zur Übernahme dieser Funktion geeignet ist. Insbesondere ist fraglich, ob die beobachtbare interkommunale Konkurrenz zwischen den Städten und Gemeinden am See in dauerhafte Formen der Koordination und Kooperation umgebaut werden kann.

Schließlich ist auf der Ebene der Bürger die regionale Identität offenbar noch nicht ausgeprägt genug, um darauf aufbauend auch Leistungsverzichte bzw. die Übernahme von Lasten zugunsten anderer Teile der Region begründen zu können. Die Zukunft der regionalen Entwicklung wird also in entscheidender Weise auch davon abhängen, ob sich die vorhandenen Ansätze zur Integration weiterentwickeln lassen. Diese Feststellung gilt auch für die Diskussionen über die regionalen Entwicklungsziele. Solange ökologische und ökonomische Belange nur als unversöhnliche Widersprüche verstanden und von den jeweiligen Interessenverbänden beinahe kompromißlos verteidigt werden, sind die zukünftigen Entwicklungschancen zurückhaltend einzuschätzen.

---

#### *Literatur*

Amt der Vorarlberger Landesregierung (1992) (Hg.) Verkehrsplanung Vorarlberg 1992, Bregenz.

- Benz, Arthur (1983) Parlamentarische Formen in der Regionalplanung: Eine politik- und verwaltungswissenschaftliche Untersuchung der politischen Vertretungsorgane in der Regionalplanung. Münster.
- Berner, Herbert (1982) Verlorene und wiedergewonnene Einheit des Bodensees und seiner Umgebung. 99./100. Heft. Friedrichshafen. 1982, S. 645—654.
- Bodenseekonferenz in Konstanz vom 14. Januar 1972. Vervielfältigtes Manuskript der Reden anlässlich der konstituierenden Sitzung der Internationalen Bodenseekonferenz in Konstanz. O. O.
- Böventer, Edwin von/Hampe, Johannes/Steinmüller, Heinz (1982) Theoretische Ansätze zum Verständnis räumlicher Prozesse. Determinanten räumlicher Prozesse, in: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hg.) Grundriß der Raumordnung. Hannover. 1982, S. 64—94.
- Briner, Hans J. (1992) Regio Basiliensis und Euregio Bodensee — ein Vergleich, in: Sund, H./Maus, R./Ritscherle, W. (Hg.) Vom Bodenseeforum zum Bodenseerat. 2. Bodenseeforum 1991 mit den Dokumenten zur Konstituierung des Bodenseerats. Konstanz. 1992: 97—104.
- Danielzyk, Rainer/Wiegandt, Claus-Christian (1987) Regionales Alltagsbewußtsein als Faktor der Regionalentwicklung? Untersuchungen im Emsland, in: Informationen zur Raumentwicklung 1987, Heft 7/8, S. 441—449.
- Drexler, Albert Maria (1980) Umweltpolitik am Bodensee Baden-Württemberg. Regionalpolitik. Gewässerschutz. Verkehrsplanung. Landschaftspflege und Naturschutz. Konstanz.
- Fichtner, Uwe (1988) Grenzüberschreitende Verflechtungen und regionales Bewußtsein in der Regio. Basel/Frankfurt a. M.
- Filbinger, Hans (1972) Eröffnung und Begrüßung, in: Bodenseekonferenz in Konstanz vom 14. Januar 1972. Vervielfältigtes Manuskript. O. O. O. J. (1972) S. 1—6.
- Forschungsgruppe Arbeitssoziologie und Technikgestaltung GmbH (1991) Regionalentwicklung als kooperativer Innovationsprozess. Strukturprobleme und Entwicklungsperspektiven am westlichen Bodensee. Düsseldorf.
- Görgmaier, Dietmar (1986) Landes-, Regional- und Bauleitplanung über Grenzen hinweg — Internationale Bodenseekonferenz — Modell für Europa —, in: der Landkreis 56 (1986) Heft 12, S. 541—543.
- Grüger, Christine (1992) Wieviele Golfplätze sind genug? in: Bodenseehefte 43 (1992) Heft 11, S. 14—21.
- Hauß, Heinrich (1984) Regionalismus, regionale Mentalität und die Veränderung des Heimatverständnisses, in: Badische Heimat 64 (1984) Heft 2, S. 417—431.
- Hoffmann, Thomas (1992) Pendlerverflechtungen zwischen Baden-Württemberg und Frankreich, in: Baden-Württemberg in Wort und Zahl 1992 Heft 8, S. 355—358.
- Ipsen, Detlev (1993) Regionale Identität. Überlegungen zum politischen Charakter einer psychosozialen Raumkategorie, in: Raumforschung und Raumordnung 51 (1993) Heft 1, S. 9—18.
- Jacoby, Harald (1992) Bausteine für eine Ökoregion Bodensee. Das Bodensee-Umweltschutzprojekt der Deutschen Umwelthilfe, in: Konstanzer Almanach 38 (1992) S. 23—28.
- Kohnen, Petra (1988) Die Staatsgrenzen überschreitende Straßenverkehrsplanung im östlichen Bodenseegebiet. Eine Koordinierungsaufgabe zwischen der Schweiz, Österreich und der Bundesrepublik Deutschland, in: DISP Heft Nr. 94, S. 17—27.
- Leuenberger, Th./Walker, D. (1992) Euroregion Bodensee. Grundlagen für ein grenzüberschreitendes Impulsprogramm. St. Gallen.
- Loewenich, Gerhard von (1992) Räumliche Entwicklung des EG-Gebiets. Fall der transeuropäischen Netze, in: Bundesbaublatt (1992) Heft 8, S. 574—577.
- Maus, Robert/Ritscherle, Wolfgang/Sund, Horst (Hrsg.) (1990) Aufbruch nach Europa: Chancen und Perspektiven des Bodenseeraums nach 1992 (1. Bodensee-Forum 1989). Konstanz.
- Münch, Walter (1971) Pro Euregio Bodensee, in: Bodenseehefte 22 (1971) Heft 11, S. 16—17.
- Resolution der ersten Bodenseekonferenz, in: Bodenseekonferenz in Konstanz vom 14. Januar 1972, a. a. O. S. 35.
- Schleicher-Tappeser, Ruggero (1992) Regionale Umweltpolitik, in: Dreyhaupt, F. J. u. a. (Hrsg.) Umwelthandwörterbuch. Umweltmanagement in der Praxis für Führungskräfte in Wirtschaft, Politik und Verwaltung. Berlin u. a. 1992, S. 182—188.
- Sund, Horst/Maus, Robert/Ritscherle, Wolfgang (Hg.) (1992) Vom Bodenseeforum zum Bodenseerat. Wirtschafts- und Wissenschaftsregion Bodensee — Chancen internationaler Zusammenarbeit (2. Bodenseeforum 1991 mit den Dokumenten zur Konstituierung des Bodenseerats). Konstanz.
- Unruh, Georg Christoph von (1993) Regionalismus in Europa — Realität und Probleme, in: Bayerische Verwaltungsblätter 124 (1993) Heft 1, S. 10—14.

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> So haben sich in Wien 1987 bereits 135 Regionen Europas als Assembly of European Regions (AER) zusammengeschlossen. Vgl. z. B. Unruh 1993: 12. Zu den verschiedenen Förderprogrammen vgl. ebenda, S. 13 f.

- 2) Böventer, E. v. u. a. 1982: 66.
- 3) Böventer, E. v. u. a. 1982: 66.
- 4) Vgl. Forschungsgruppe Arbeitssoziologie und Technikgestaltung 1991: 21.
- 5) Vgl. z. B. „Partnerregionen verabreden Maßnahmen“ in: Staatsanzeiger Baden-Württemberg 42 (1993) Nr. 36, S. 6.
- 6) Zur Ausdehnung der Euregio Bodensee vgl. unten IV. Abgrenzungsprobleme.
- 7) Vgl. dazu Südkurier vom 25. 9. 92, S. 9.
- 8) Die Regionalverbände Hochrhein-Bodensee und Bodensee-Oberschwaben besitzen als Planungsregionen eine entsprechende Größe. Allerdings zerteilen sie den Bodenseeraum auf deutscher Seite.
- 9) Vgl. Forschungsgruppe Arbeitssoziologie und Technikgestaltung 1991: 10f.
- 10) Auf den umgekehrten Zusammenhang, daß evtl. politische Kalküle zu den verschiedenen Begriffen geführt haben, sei an dieser Stelle hingewiesen, nicht aber weiter eingegangen.
- 11) Vgl. dazu für die Euregio Basiliens in knapper Form Briner, H. J. 1992: 97 ff.
- 12) Vgl. Briner, H. J. 1992: 101.
- 13) Vgl. Unruh, G.-Ch. von 1993: 14.
- 14) In der Abgrenzung des Bodenseerats — vgl. Leuenberger, Th./Walker, D. 1992: 5 (Anhang).
- 15) Z. B. angesichts der Verflechtungen zwischen der Schweiz und dem Landkreis Konstanz. Vgl. dazu Forschungsgruppe Arbeitssoziologie und Technikgestaltung 1991: 11.
- 16) So standen nach Auskünften des Bayerischen Landesamtes für Statistik und Datenverarbeitung und des Statistischen Landesamtes Baden-Württemberg im Jahr 1987 den 3347 Pendlern allein zwischen den Landkreisen Lindau und Ravensburg nur ganze 30 Pendler aus Baden-Württemberg gegenüber, die in Österreich einer Beschäftigung nachgehen. Vgl. zu den Pendlerbeziehungen zwischen Baden-Württemberg und Frankreich Hoffmann, Th. 1992: 355.
- 17) Vgl. unten VII. Zielbestimmung.
- 18) So z. B. Leuenberger, Th./Walker, D. 1992 und Grüger, Ch. 1992.
- 19) Vgl. die Dokumentation der konstituierenden Sitzung des Bodenseerats am 23. 11. 91, in: Sund, H. u. a. 1992: 153 ff., hier S. 160.
- 20) Münch, W. 1971: 16.
- 21) Vgl. z. B. Danielzyk, R./Wiegandt, C.-Ch. 1987: 441 ff. und die anderen Aufsätze im Heft 7/8-1987 der Zeitschrift „Informationen zur Raumentwicklung“, das ausschließlich der Diskussion entsprechender Fragestellungen gewidmet war.
- 22) Vgl. - Hauß, H. 1984: 417 ff.
- 23) Für Hauß verbindet sich mit dem Begriff Regionalismus „... ein breit gefächertes Spektrum von Erfahrungen, Erkenntnissen, aber auch Programmen und Strategien.“ Hauß, H. 1984: 418.
- 24) Hauß, H. 1984: 19.
- 25) Hauß, H. 1984: 18.
- 26) Leuenberger, Th./Walker, D. 1992: 13.
- 27) Ebenda.
- 28) Ipsen, D. 1993: 12.
- 29) Ebenda.
- 30) Die der Bodensee als Trinkwasserspeicher für bald mehr als 5 Mill. Menschen besitzt.
- 31) Dementsprechend haben auch die Regionalzeitungen, die sich erstmals auf Anregung der AG Medien des Bodenseerats zu einem gemeinsamen Projekt zusammengefunden haben, zuerst den Themenbereich Verkehr gewählt.
- 32) Zur Entwicklung des Flughafens Friedrichshafen, wo 1991 40 421 Starts und Landungen stattfanden vgl. „Regionalflugplatz im Steigflug“ (Südkurier 16. 9. 92, S. 10).
- 33) Leuenberger, Th./Walker, D. (1992) Anhand S. 34.
- 34) Insgesamt sind für den Bodensee 55 000 Boote zugelassen, von denen ca. 24 000 ständig am Bodensee stationiert sind. 35 546 dieser Boote sind mit Motoren ausgerüstet. Vgl. Südkurier 5. 4. 93, S. 9.
- 35) Gegenwärtig steht wieder die Frage im Vordergrund, ob und wie sehr der Schadstoffausstoß der Motorboote die Wasserqualität des Bodensees belastet. Während eine Untersuchung der TH Aachen diese Frage tendenziell verneint, wird sie von den Unis Zürich und Stuttgart bejaht. Vgl. z. B. Südkurier 30. 4. 93, S. 29.
- 36) Vgl. Südkurier 4. 10. 90, S. 19.
- 37) Eine Auswertung des Winterfahrplans 91/92 der DB ergab z. B., daß für die 103 Bahnkilometer in West-Ost-Richtung von Konstanz nach Lindau im günstigsten Fall 108 Minuten benötigt werden. Das entspricht einer Reisegeschwindigkeit von ca. 57 km/h. Auf der Fernstrecke Konstanz-Stuttgart werden in Nord-Süd-Richtung im besten Fall 83 km/h erreicht. Der Unterschied beträgt immerhin 46%! Quelle: Städteverbindungen Konstanz der DB und eigene Berechnungen.
- 38) Leuenberger, Th./Walker, D. (1992) Anhang S. 32.
- 39) Vgl. „Grenzüberschreitende Verbindungen werden wieder schlechter“ (Südkurier 11. 12. 92, S. 18) Von der durch H. Dürr angekündigten Regionalisierung auch der Bodensee-Gürtelbahn kann nur dann eine Verbesserung der Situation erwartet werden, wenn mit dieser zugleich die für eine Aufrechterhaltung und Verbesserung des Bahnbetriebs notwendigen Finanzmittel zur Verfügung gestellt werden. Vgl. „> Behörde Bahn < auf's Abstellgleis“ (Südkurier 14. 9. 92, S. 10).
- 40) Ein Arbeitspapier der Arbeitsgruppe Verkehr und Raumordnung des Bodenseerats stellt in diesem Zusammenhang fest, daß „die Bahnen in den drei Staaten im grenzüberschreitenden Verkehr nur in nur geringem Umfang gemeinsame Interes-

sen [teilen]<sup>40</sup>. Daß es auch entgegengesetzte Bemühungen gibt, zeigt die Absicht, Züge der Mittelthurgau-Bahn von Konstanz bis nach Singen fahren zu lassen. (Südkurier 5. 7. 91, S. 15).

<sup>41</sup>) Vgl. „Gäu-Neckar-Bodensee-Bahn soll ein zweites Gleis bekommen“ (Südkurier 1. 10. 92, S. 9).

<sup>42</sup>) Vgl. „Handelskammern rügen Bahnen — Bodenseeraum im Verkehrsschatten“ (Südkurier 3. 6. 91, S. 9).

<sup>43</sup>) Als Teil einer internationalen Magistrale Italien-Zürich-Stuttgart-Heilbronn-Würzburg-Berlin (Südkurier 1. 10. 92, S. 9).

<sup>44</sup>) Vgl. Seuster, D. „Auf Bodensee rollt Verkehrs-lawine zu“ (Südkurier 3. 4. 92, S. 11).

<sup>45</sup>) Neue Eisenbahn-Alpentransversale (NEAT).

<sup>46</sup>) Vgl. Südkurier 22. 6. 92, S. 9 und Südkurier 4. 7. 92, S. 23.

<sup>47</sup>) Südkurier 5. 11. 91, S. 9.

<sup>48</sup>) Vgl. Südkurier 5. 11. 91, S. 9.

<sup>49</sup>) Vgl. Südkurier 8. 10. 92, S. 22.

<sup>50</sup>) Vgl. „Bahn stellt die Weichen zum Wahlkreis des Ministers“ (Südkurier, 19. 6. 93, S. 10).

<sup>51</sup>) Zum aktuellen Stand der S 18 vgl. aus planerischer Sicht: Amt der Vorarlberger Landesregierung 1992: 240 ff.

<sup>52</sup>) Geplant war sogar eine Neuauflage des Bürgerbegehrens von 1985. Vgl. Südkurier 21. 11. 92, S. 21.

<sup>53</sup>) Die drei genannten Gemeinden bilden die Verwaltungsgemeinschaft Bodanrück-Untersee. Vgl. Südkurier 27. 11. 92, S. 19.

<sup>54</sup>) Von Süden herkommend erreicht im Jahr 1993 die N 7 beinahe das Stadtgebiet von Kreuzlingen/Konstanz.

<sup>55</sup>) Vgl. Loewenich, G. v. 1992.

<sup>56</sup>) Vgl. zu dieser Perspektive z. B. Amt der Vorarlberger Landesregierung 1992: 15 und ähnlich Kohlen, P. 1988: 18 u. S. 20.

<sup>57</sup>) Münch, W. 1971: 17.

<sup>58</sup>) Ebenda.

<sup>59</sup>) Tagesordnung für die konstituierende Sitzung, in: Sund, H. u. a. 1992: 177.

<sup>60</sup>) Vgl. Konstanzer Erklärung, in: Maus, R. u. a. 1990: 11.

<sup>61</sup>) Vgl. Südkurier 6. 10. 92, S. 21.

<sup>62</sup>) Es handelt sich um die Arbeitsgruppen Umwelt und Ökologie, Verkehr und Raumplanung, Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Technologietransfer, Wissenschaftliche Zusammenarbeit, Tourismus, Kultur und Medienverbund Vgl. Tagesordnung für die konstituierende Sitzung, in: Sund, H. u. a. 1992: 183.

<sup>63</sup>) So die Konstanzer Erklärung, wo unter gleichzeitigem Hinweis auf die unterschiedlichen Rechtsformen der Anrainerstaaten eine Art „Bo-

densee-Parlament“ in Aussicht gestellt wird. Vgl. Maus, R. u. a. 1990: 12.

<sup>64</sup>) Die ersten 44 Mitglieder wurden aus dem Kreis der Teilnehmer des Gründungsforums am 25. 9. 1991 gewählt oder auf deren Vorschlag hin benannt. Vgl. Gründungsforum für den Bodenseerat, in: Maus, R. u. a. 1990: 133 ff.

<sup>65</sup>) Südkurier 3. 11. 92, S. 29.

<sup>66</sup>) So sprachen sich z. B. der Thurgauer FDP-Nationalrat Mühlemann und der damalige Stuttgarter Wissenschaftsminister von Trotha für ein Bodenseeparlament mit bodenständigen Politikern aus. Vgl. Südkurier 2. 4. 91, S. 15. Zustimmung äußerte sich auch der Clubobmann der FPÖ im Vorarlberger Landtag, Stadler, anlässlich der von der Friedrich-Naumann-Stiftung in Konstanz ausgerichteten Tagung „Euregio Bodensee — Traum oder Realität“ am 7. 3. 1992.

<sup>67</sup>) Vgl. z. B. Benz, A. 1983.

<sup>68</sup>) Im Zusammenhang mit dieser Problematik, aber mit Blick auf den Landkreis Konstanz vgl. Forschungsgruppe Arbeitssoziologie und Technikgestaltung 1991: 36 ff.

<sup>69</sup>) Vgl. die Unterscheidung von Regionalpolitik „in der Region“ und „für die Region“ bei Schleicher-Tappeser, R. 1992: 184.

<sup>70</sup>) Vgl. Filbinger, H. 1972: 1.

<sup>71</sup>) Vgl. Filbinger, H. 1972: 2.

<sup>72</sup>) Filbinger, H. 1972: 4f.

<sup>73</sup>) Resolution der ersten Bodenseekonferenz, 1972: 35. In der gegenwärtigen Praxis werden die Arbeitskreise Kommissionen genannt und durch sog. Projektgruppen in ihrer Tätigkeit unterstützt.

<sup>74</sup>) Vor allem gibt es bisher scheinbar keine öffentlich zugängliche Dokumentation der schon mehr als 20-jährigen Tätigkeit der IBK.

<sup>75</sup>) Berner, H. 1982: 648.

<sup>76</sup>) Drexler, A. M. 1980: 49.

<sup>77</sup>) Görgmaier, D. 1986: 541.

<sup>78</sup>) Vgl. „Ein Fahrplan verbindet die Euregio“ (Südkurier 14. 5. 93, S. 22).

<sup>79</sup>) Vgl. „Ein Studienführer für die Euregio“ (Südkurier 9. 6. 93, S. 26).

<sup>80</sup>) Filbinger, H. 1972: 5.

<sup>81</sup>) Vgl. Maus, R. u. a. 1990 u. Sund, H. u. a. 1992.

<sup>82</sup>) Filbinger, H. 1972: 6.

<sup>83</sup>) Niederschrift über das Gründungsforum für den Bodenseerat am 25. September 1991, in: Sund, H. u. a. 1992: 133.

<sup>84</sup>) Vgl. die Dokumentation der konstituierenden Sitzung des Bodenseerats am 23. 11. 91, in: Sund, H. u. a. 1992: 167.

<sup>85</sup>) Ebenda, S. 196.

<sup>86</sup>) Drexler, A. M. 1980: 49.

# Elektrizität für Baden aus Schwarzwälder Wasserkraft

Das „Murgwerk“ bei Forbach besteht seit 75 Jahren

Bernhard Stier

Als im November 1918, mitten in den politischen Wirren von Kriegsende und Revolution, am Oberlauf der Murg bei Forbach das erste staatliche Wasserkraftwerk Badens in Betrieb ging, nahm kaum ein Zeitgenosse Notiz von diesem folgenreichen Ereignis: Das „Murgwerk“ nutzte die beträchtlichen Wasserkräfte des nördlichen Schwarzwaldes, einer der regenreichsten Gegenden Deutschlands, zur Erzeugung von elektrischer Energie; nach langen Debatten und Kontroversen war es im Jahr 1912 vom badischen Landtag beschlossen worden, und mit dieser Entscheidung für den staatlichen Kraftwerksbau kam eine neuartige Energiepolitik zum Durchbruch. Gegen die privatwirtschaftliche Ausbeutung des Gemeingutes „Wasserkraft“ gerichtet, war es ihr Ziel, durch staatliche Eingriffe die „Segnungen“ der Elektrizität und die Vorteile einer preisgünstigen Energieversorgung dem ganzen Land zugutekommen zu lassen.

Der aus Schwarzwälder Wasserkraft gewonnene Strom sollte über eine ebenfalls vom Staat zu bauende Hochspannungsleitung ins Rheintal transportiert werden und den bislang noch kaum elektrifizierten mittelbadischen Raum von Rastatt über Karlsruhe und Pforzheim bis vor die Tore des Mannheimer Industriereviere mit elektrischer Energie versorgen. Für die regionale Energiewirtschaft kam dem Großprojekt zukunftsweisende Bedeutung zu, denn den bestehenden Kraftwerken und Verteilungsnetzen privater Aktiengesellschaften — vor allem am Hochrhein im

Umkreis der großen Kraftwerke Rheinfelden, Laufenburg und Augst-Wyhlen sowie im Rhein-Neckar-Raum — trat jetzt erstmals ein staatliches Unternehmen zur Seite. Aus dem Forbacher Kraftwerk entstand im Jahr 1921 die *Badische Landeselektrizitätsversorgung AG*; mit diesem *Badenwerk* besaß das Land bereits früh ein großes und leistungsfähiges staatliches Energieversorgungsunternehmen.

## Anfänge der Elektrifizierung

Kraftwerke zur lokalen Stromversorgung bestanden in Deutschland seit Mitte der 1880er Jahre, und bald sprachen Fachleute und Laien davon, daß mit dieser Technologie ein neues *Zeitalter der Elektrizität* begonnen habe: Als Hoffnungsträger für Wirtschaft und Gesellschaft versprach die neue Technologie unendliche Mengen billiger Energie zu erschließen und damit der industriellen Zivilisation alle Zukunftssorgen zu nehmen. Die Fernübertragung von Elektrizität durch die neuartige Technik hochgespannten Wechsel- oder Drehstroms, im Sommer 1891 zwischen Lauffen am Neckar und Frankfurt am Main erstmals im großen Maßstab erfolgreich erprobt, ließ es möglich erscheinen, auch die entferntesten Energiequellen zu erschließen, ihr Potential mittels Elektrizität in die Zentren des Verbrauchs zu transportieren und damit die begrenzten Ressourcen der Erde optimal zu nutzen; die Elektrizität würde, so die allgemeine Überzeugung, den Menschen aus den Zwängen der Knappheit befreien und ihm zu einer *höheren Stufe des Daseins* verhelfen.



*Strom für Baden aus Schwarzwälder Wasserkraft: Maschinenhaus und Schaltzentrale des „Murgwerks“ oberhalb von Forbach, fertiggestellt 1918 und erweitert in den Jahren 1924/26 mit dem Bau des „Schwarzenbachwerks“ (Badenwerk AG, Karlsruhe / Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim).*

Für das Großherzogtum Baden hatte das Abenteuer der Elektrifizierung am Hochrhein in der Nähe der verschlafenen Bahnstation *Rheinfelden* begonnen. Dort nahm 1898 ein Konsortium unter Führung des Branchenriesen *Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft* eine Anlage von etwa 16 000 PS Leistung — damals das größte europäische Laufwasserkraftwerk — in Betrieb; in der Folgezeit siedelten sich zahlreiche Unternehmen vor allem aus der Elektrochemie an, und die Umgebung von *Rheinfelden* entwickelte sich zur aufstrebenden Industrieregion mit *beinahe amerikanischem Charakter*, wie eine zeitgenössische Werbebroschüre stolz verkündete: *Nach dem Ausbau des Werkes Rheinfelden werden in jener Gegend thatsächlich alle Vorbedingungen erfüllt sein, um das obere Rheintal zu einem Industriezentrum allerersten Ranges zu machen, . . . es werden immer neue Menschenmassen die aufstrebende Stadt bevölkern, und sie alle ziehen ihr Lebenselement aus der unversiegbaren Kraft des altern Vaters Rhein!*

### **Alle Wasserkraft dem Volk!**

Gerade am Hochrhein entzündete sich aber auch Kritik an der privatwirtschaftlichen

Ausbeutung der Wasserkräfte und entstand ein Bewußtsein von den sozialen, ökonomischen und politischen Dimensionen der Elektrizität: *Sind die Grundsätze der großherzoglichen Regierung bei Vergebung der Wasserkräfte am Oberrhein im beiläufigen Werte von 50 Millionen Mark an auswärtige Spekulanten die richtigen?* fragte um die Jahrhundertwende empört der Philanthrop *Alfred Klingele* aus Säckingen<sup>2)</sup>. Klingele kritisierte die bisherige Praxis der Konzessionsvergabe, die wertvolles Volksvermögen dem skrupellosen Großkapital ausliefere, anstatt vor allem das einheimische Kleingewerbe mit preisgünstiger elektrischer Antriebskraft zu versorgen. Die Wasserkräfte seien ein *hocherfreulicher Zuwachs zum Vermögen = Grundstück unseres Landes . . . , mit dem die fortgeschrittene Elektrotechnik uns beschenkt hat. Aus diesem Grunde dürfen sie auch nur zum Wohl des Staates, d. h. der Gesamtheit ausgebeutet werden.* Aus Leichtfertigkeit und Unkenntnis über die volkswirtschaftliche Bedeutung der Wasserkräfte spiele die Regierung stattdessen den preußischen und Schweizer Spekulanten in die Hände und verrate die Interessen des ganzen Landes. In der bevorstehenden Konzessionserteilung für zwei weitere Großkraftwerke in Augst-Wyhlen und Laufenburg sah Klingele den letzten Schritt zu einem Elektrizitätsmonopol großer Aktiengesellschaften am Hochrhein: *Jetzt ist die Regierung im vollen Zuge, sich an der badischen Volkswohlfahrt in einer Weise zu versündigen, die ihres gleichen in der badischen Geschichte nicht wohl hat. Sie schlägt sich selber in's Gesicht!*

### **Energiepolitische Wende**

Seit der Jahrhundertwende entwickelten sich Klingele und seine Mitstreiter zu volkstümlichen Aktivisten in Sachen Wasserkraftnutzung, an deren Argumenten auch die „große Politik“ nicht länger vorbeikam. Vor allem die Zweite Kammer des badischen Landtags machte sich der Regierung gegenüber zum Anwalt der öffentlichen Interessen und for-



derte eine planmäßige Elektrifizierung unter staatlicher Aufsicht, damit nicht nur die kapitalstarke Großindustrie, sondern auch Handwerk, Kleingewerbe, Landwirtschaft und private Haushalte von der segensreichen und arbeitssparenden Energie profitieren könnten. Unter dem wachsenden Druck von Parlament und öffentlicher Meinung verließ schließlich auch die Regierung den bisherigen Kurs unbedenklicher Konzessionsvergabe und schloß sich der Auffassung der Volksvertreter an, daß die gesamte Elektrizitätserzeugung umfassender politischer Steuerung bedürfe. In neuen Konzessionen, vor allem jener für das Hochrhein-Kraftwerk in Augst-Wyhlen (erteilt 1907), waren öffentliche Interessen nun deutlich besser abgesichert als zuvor.

Innerhalb eines Jahrzehnts hatte sich die Haltung des badischen Staats zur Ausnutzung der Wasserkraft also nachhaltig verändert. In heftigen Auseinandersetzungen zwischen Volksvertretung und Regierung waren energiepolitische Positionen und Perspektiven für die Zukunft formuliert worden; damit war der Boden vorbereitet für eine konstruktive Zusammenarbeit und für den Aufbau einer staatlichen Elektrizitätswirtschaft. Am Hochrhein war das Terrain der Stromerzeugung und -verteilung mittlerweile zwar abgesteckt; in einer anderen Region des Großherzogtums, im nördlichen Schwarzwald, bot sich jedoch zur selben Zeit die Chance, neuartige Konzepte ohne Rücksicht auf bestehende Strukturen zu verwirklichen: Hier, am Oberlauf der Murg und in Mittelbaden, dem „weißen Fleck“ auf der Landkarte der Elektrizität, sollte die neue Energiepolitik ihre Bewährungsprobe bestehen.

### Wettlauf um die Wasserkraft der Murg

Die Murg, einer der größeren Nebenflüsse des Rheins, entspringt unterhalb des *Schliffkopfs* zwischen Aachern und Freudenstadt an der heutigen Schwarzwaldhochstraße und

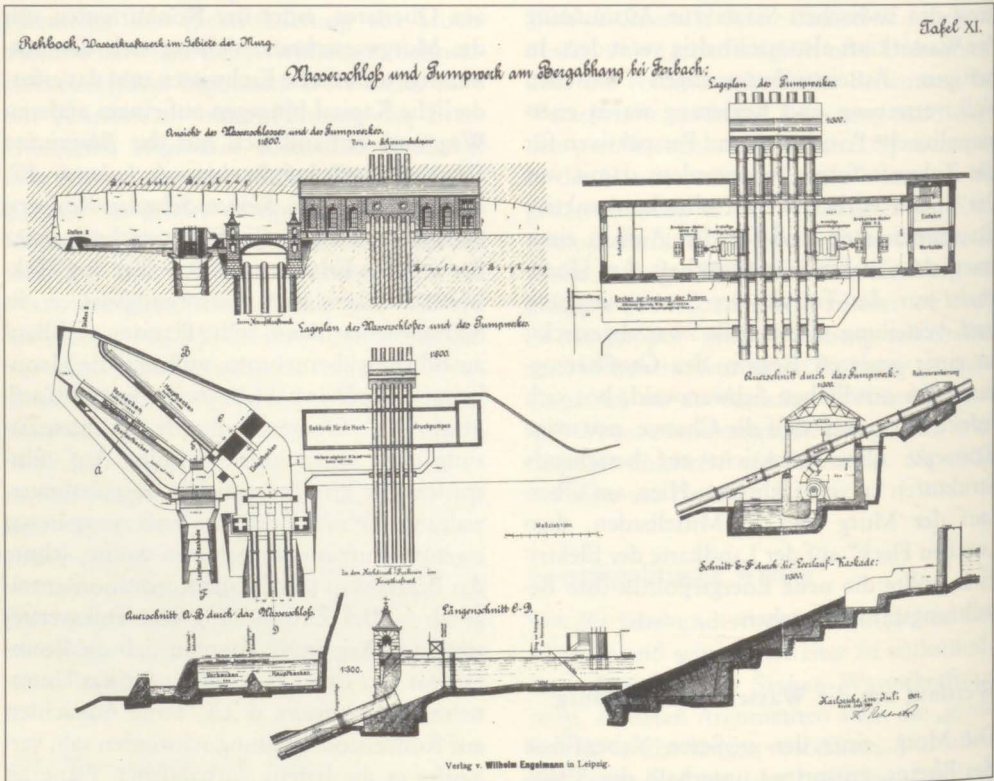
nimmt bei ihrem Lauf entlang des Osthangs des nördlichen Schwarzwalds die Flüsse und Bäche eines der regenreichsten Gebiete Deutschlands mit jährlichen Niederschlägen von über 1600, in einzelnen Jahren bis zu 1800 Millimeter, auf. Die Nutzung der Murgwasserkraft bot daher durchaus lohnende Perspektiven, und im allgemeinen Wasserkraft- und Elektrizitätsfieber der Jahre 1904 bis 1907 bemühten sich verschiedene Unternehmen der Holzverarbeitenden Industrie um Wasserrechte am Oberlauf des Flusses. Die Papierfabrik *Holtzmann & Cie.* aus Weisenbachfabrik hatte den Wasserbauingenieur *Theodor Rehbock* (1864—1950), Professor an der Karlsruher Technischen Hochschule und großherzoglicher Oberbaurat, beauftragt, ein entsprechendes Projekt auszuarbeiten; die Pappen- und Papierfabrik *Wielandt & Weber* aus Obertsrot, einer der Konkurrenten um die Murgwasserkraft, sicherte sich das notwendige technische Fachwissen und das erforderliche Kapital hingegen auf einem anderen Weg und verband sich mit der *Rheinischen Schuckert-Gesellschaft für elektrische Industrie AG*: Dieser mit dem *Siemens-Schuckert*-Konzern verflochtene Gigant der Elektrotechnik, einer der größten Erbauer und Betreiber von Elektrizitätswerken und Versorgungsnetzen in Südwestdeutschland, sollte Planung und Bauausführung übernehmen, während die Mannheimer Großbank *Süddeutsche Disconto-Gesellschaft AG* als Dritter im Bunde den Finanzierungspart übernehmen würde. Auf Einspruch der großherzoglichen Eisenbahnverwaltung, die sich die Wasserkraft zur späteren eigenen Nutzung vorbehalten wollte, lehnte das Bezirksamt jedoch alle Konzessionsanträge ab — der Zustimmung von Volksvertretung und Regierung konnten sich die Beamten vor Ort dabei sicher sein. Als das Unternehmen *Holtzmann & Cie.* seine Aussichten auf Konzessionserteilung schwinden sah, verkaufte es die bereits vorhandenen Pläne an die staatliche Eisenbahnverwaltung. Dazu gehörten auch langjährige Meßreihen über die

Abflußmengen der Murg unterhalb von Forbach, eine unentbehrliche Voraussetzung für jede Planung.

### Modernste Technologie im Murgtal

Damit hielt der Staat seit Sommer 1907 einen baureifen Entwurf für ein Großkraftwerk an der Murg in Händen. Im Holtzmann-Rehbock'schen Projekt eines *badischen Murgwerks* nahm das spätere staatliche Murgwerk bereits deutliche Konturen an<sup>3)</sup>: Der Entwurf für das *Murgstollenwerk*, die erste Ausbaustufe, sah vor, das Wasser der Murg oberhalb des Weilers *Kirschbaumwasen* etwa sieben Kilometer südlich von Forbach zu fassen und durch einen Stollen bis zum Osthang des Hauler-

bergs am südlichen Ortsausgang von *Forbach*, von dort durch eiserne Druckrohre zur Kraftzentrale am linken Murgufer zu leiten. Bei einem mittleren Gefälle von knapp 150 Metern und einem maximalen Wasserdurchsatz von 14 Kubikmetern je Sekunde sollten sechs Turbinen zusammen eine Maximalleistung von 21 750 Pferdestärken liefern (zum Vergleich: Rheinfeldern ca. 16 000 PS). In einer zweiten Ausbaustufe war vorgesehen, das Wasser des *Schwarzenbachs*, eines linksseitigen Zuflusses der Murg, in einem Staubecken südwestlich von Forbach zu sammeln. Das groß dimensionierte Becken mit einer Mauerhöhe von 46 Metern und einem Fassungsvermögen von 11,5 Millionen Kubikmetern diente jedoch vor allem als Reservoir für



„High-Tech“ im Murgtal: Plan von Wasserschloß und Pumpspeicherringanlage des kombinierten „Murgstollen-“ und „Schwarzenbachwerks“ (Rehbock, a. a. O.).

Zeiten der Bedarfsspitze und für die sommerliche Wasserklemme: Bei Hochwasser oder geringer Belastung des Kraftwerks konnte überschüssiges (Murg)wasser durch das vorhandene Stollensystem in das Schwarzenbachbecken gepumpt werden und dort auf Abruf zur Verfügung stehen. Diese neuartige Technik der *Pumpspeicherung*, symbolhafter Ausdruck des Effizienzstrebens der Ingenieure, bot die einzige Möglichkeit, wenn auch keinen elektrischen Strom, so doch das zu seiner Erzeugung notwendige Wasser zu speichern. Zwar erforderte auch das Pumpen Energie, doch die örtlichen Bedingungen ließen hier eine besonders elegante Lösung zu: Das ankommende Murgwasser mußte nicht über das gesamte Gefälle zwischen Maschinenhaus und Schwarzenbachbecken (348 Meter), sondern nur über die verbleibende Höhendifferenz von ca. 200 Metern zwischen Murgstollenwerk (Gefälle 148 Meter) und Schwarzenbachbecken gehoben werden, so daß sich bei der vorgesehenen Pumpspeicherung ein beachtlicher Wirkungsgrad von 60% ergab.

Das *Schwarzenbachwerk* leistete bei einem Durchsatz von 15 Kubikmetern je Sekunde und seinem mittleren Nutzgefälle von 348 Metern bis zu 56 000 PS; es verbesserte die Gesamtleistung, vor allem jedoch die Regulierbarkeit der gesamten Anlage erheblich. Um das Abwasser beider Werke nochmals zu verwerten, hatte Rehbock ein Ausgleichsbecken mit anschließendem Niederdruckwerk von 1700 PS Leistung unterhalb der Forbacher Zentrale vorgesehen; zusätzlich ließen sich damit Schwankungen der Wasserführung der Murg unterhalb von Forbach je nach momentaner Beanspruchung des Hauptkraftwerks ausgleichen — ein willkommener Regulierungseffekt für die zahlreichen Unterlieger. Der Plan sah überdies die Möglichkeit vor, den gesamten Unterlauf des Flusses durch ein neues *Gausbachwerk* effizienter zu nutzen, als dies die bestehenden Triebwerke der Mühlen und Industriebetriebe taten.

Wie für den Unterlauf der Murg bestach das Rehbock'sche Projekt auch für das gesamte obere Murggebiet bis hinauf nach dem württembergischen Baiersbronn durch die sorgfältig und ideenreich durchdachte kombinierte Ausnutzung aller vorhandenen Möglichkeiten zur Energieerzeugung: Bei Bedarf konnten weitere der wasserreichen linksseitigen Nebenflüsse der Murg, vor allem *Raumünzach* und *Schönmünzach*, durch Talsperren gefaßt und dem bestehenden Werk zugeleitet werden. Den krönenden Abschluß der Planungen bildete ein großes Staubecken im Murgtal selbst, das sich von *Schwarzenberg* bis unterhalb *Klosterreichenbach* erstrecken und die gigantische Wassermenge von 49 Millionen Kubikmetern fassen sollte. Mit diesem *Murgtalsperrenwerk* ließen sich, so der Verfasser, nicht nur die bedeutenden Gefälle und Wassermengen oberhalb von Murg- und Schwarzenbachwerk ausnutzen, sondern vor allem die stark schwankende Wasserführung der Murg zum Nutzen aller Kraftzentralen optimal regulieren: Die maximale Gesamtleistung des Gesamtwerks — „badisches Murgwerk“ einschließlich Erweiterungen und „Murgtalsperrenwerk“ — betrug zwar, berechnet auf Basis der Abflusssmengen der Jahre 1893 bis 1906, nur 88 000 PS gegenüber 79 000 des badischen Murgwerks; die jederzeit, also auch in Zeiten der Wasserklemme verfügbare Leistung erhöhte sich jedoch beim Gesamtwerk auf 80 000 PS gegenüber 54 000 des badischen Murgwerks — ein Gewinn, der nahezu der Leistung des in August-Wyhlen geplanten Laufwasserkraftwerks entsprach.

Der Phantasie der Wasserkraftnutzung schienen so keine technischen Grenzen gesetzt, und offenbar kannte sie auch keine Landesgrenzen: Denn die verschiedenen Erweiterungsstufen lagen teilweise, das „Murgtalsperrenwerk“ nahezu vollständig auf württembergischem Gebiet. Hier war nach Auffassung des Wasserbauers eben die Politik gefordert; die großartige technische Rationalität des

Projekts stellte ein solches Handicap ebenso wenig in Frage wie die Tatsache, *daß die Nachteile der Anlage ausschließlich Württemberg treffen würden* — unter anderem durch den Verlust wertvollen Wiesengeländes im Gebiet der Murgtalsperre —, *während der Nutzen hauptsächlich Baden zugute kommen würde*. Tatsächlich sollte es nie zu dieser technisch-wirtschaftlich wünschenswerten staatlichen Kooperation zwischen Karlsruhe und Stuttgart kommen: Württemberg fürchtete wohl zu sehr die Nachteile und verhielt sich im Gegensatz zu Baden auf dem Gebiet der Elektrizitäts-Politik ohnehin vollkommen „abstinent“; in den Verhandlungen der folgenden Jahre zeigte man in Stuttgart keinerlei Interesse an einer Kooperation mit dem badischen Nachbarn.

### **Staatliche Stromversorgung im Kampf gegen Elektrizitäts-Monopole**

Die lange erwartete Gesetzesvorlage über den *Bau- und Betrieb eines Murgwerks durch den Staat*, die Innenminister Bodman in Juni 1912 dem Landtag zuleitete, war bestimmt vom entschiedenen Willen, das Gemeingut Wasserkraft gegen private Begehrlichkeiten zu schützen und die Vorteile der Elektrizität durch staatliche Fürsorge allen Einwohnern gleichermaßen zugutekommen zu lassen<sup>4)</sup>. Die umfangreiche Begründung zum Gesetzentwurf zeigte deutlich, daß die Regierung den Energiesektor mittlerweile als Teil der staatlichen Daseinsvorsorge betrachtete: Das Murgwerk sei . . . *dazu da, dem badischen Lande billige Elektrizität, billige Kraft zu liefern*; es diene nicht etwa im fiskalischen Interesse zur Gewinnung von Mitteln für den Staat, sondern zur Nahrung und Hebung des Wohlstandes. Oberstes Ziel sei, *die elektrische Energie zu möglichst billigen Preisen den weitesten Kreisen zugänglich zu machen*; die Tarifgestaltung habe sich deshalb am Prinzip der Kostendeckung zu orientieren, Betriebsüberschüsse seien — vor allem nach Amortisation des Anla-

gekapitals — zur Ermäßigung des Strompreises zu verwenden.

Mit ihrem erklärten Ziel, den Einfluß marktbeherrschender Großunternehmen zurückzudrängen, *die bekanntlich bestrebt sind, auf dem Gebiet der Elektrizitätsversorgung ein tatsächliches und womöglich auch rechtliches Monopol zu erlangen*, befand sich die Regierung in voller Übereinstimmung mit der energiepolitischen Linie der Abgeordnetenversammlung. Als der Landtag im Oktober 1912 über das Projekt verhandelte, befürworteten nicht nur die kooperierenden Parteien des *Großblocks* — Nationalliberale, Fortschrittliche Volkspartei und Sozialdemokraten —, sondern auch Zentrum und Konservative das Projekt. Das Bestreben, die drohende Monopolisierung der Elektrizitätswirtschaft abzuwenden, vereinte Abgeordnete unterschiedlichster Couleur<sup>5)</sup>: Berichterstatter Edmund Rebmann, Führer der Nationalliberalen, verwies warnend darauf, daß *das ganze badische Land heute schon von Norden und Süden her unklammert ist von dieser einen großen Elektrizitätsgesellschaft, die mit allen Mitteln dahinstrebt, das ganze Land in ihren Monopolbereich hineinzuziehen* — für ihn und seine Parteifreunde ein Hauptgrund, dem Gesetzentwurf zuzustimmen. Den gemeinsamen Hauptgegner — die Berliner AEG, die über zahlreiche Unternehmen und Beteiligungen auch die Energiewirtschaft im deutschen Südwesten dominierte — nannte der sozialdemokratische Abgeordnete und Fraktionsführer Ludwig Frank schonungslos beim Namen; beißend kritisierte er ihre „gemeinwohlschädlichen“ Bestrebungen und stellte sie auf eine Stufe mit dem fürchterlichsten aller weltbeherrschenden kapitalistischen Konzerne, der amerikanischen *Standard Oil Company*: *Die gleiche rücksichtslose Art, gegen die Konsumenten vorzugehen, gegen Groß- oder Kleinabnehmer und gegen Gemeinden, genau dieselben Formen des wirtschaftlichen Kampfes wie beim Petroleumtrust . . . finden wir auch bei der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft. Und ebenso wie wir hinsichtlich des Petroleumtrusts beobachten, daß er*

sich unter verschiedenen Verkleidungen, unter verschiedenen Namen in die einzelnen Wirtschaftsgebiete einschleicht, genau so können wir beobachten, daß die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft sich in die verschiedensten Deckmäntel zu maskieren und dadurch Macht und Einfluß zu verschaffen weiß. Das Murgwerk war für Frank und seine Fraktionsgenossen deshalb ein notwendiges Bollwerk gegen das Monopolkapital und damit ein Grundpfeiler künftiger Energiepolitik; immerhin habe die Regierung das nach 20 Jahren eingesehen und sei damit auf eine im Kern sozialdemokratische Linie eingeschwenkt. Selbst der konservative Abgeordnete Christian Gierig aus Ettlingen, als Mühlenbesitzer Fachmann in Sachen Wasserkraftnutzung, feierte diese *Sozialisierung* der Energiewirtschaft als *Erlösung* für die gesamte Bevölkerung. Einstimmig verabschiedeten die Volksvertreter das Gesetz, und nachdem auch die Erste Kammer zugestimmt hatte, ließ Großherzog Friedrich es am 5. Dezember 1912 verkünden<sup>6</sup>).

### Stand der Elektrizitätsversorgung 1913/14 und „elektrische“ Utopien

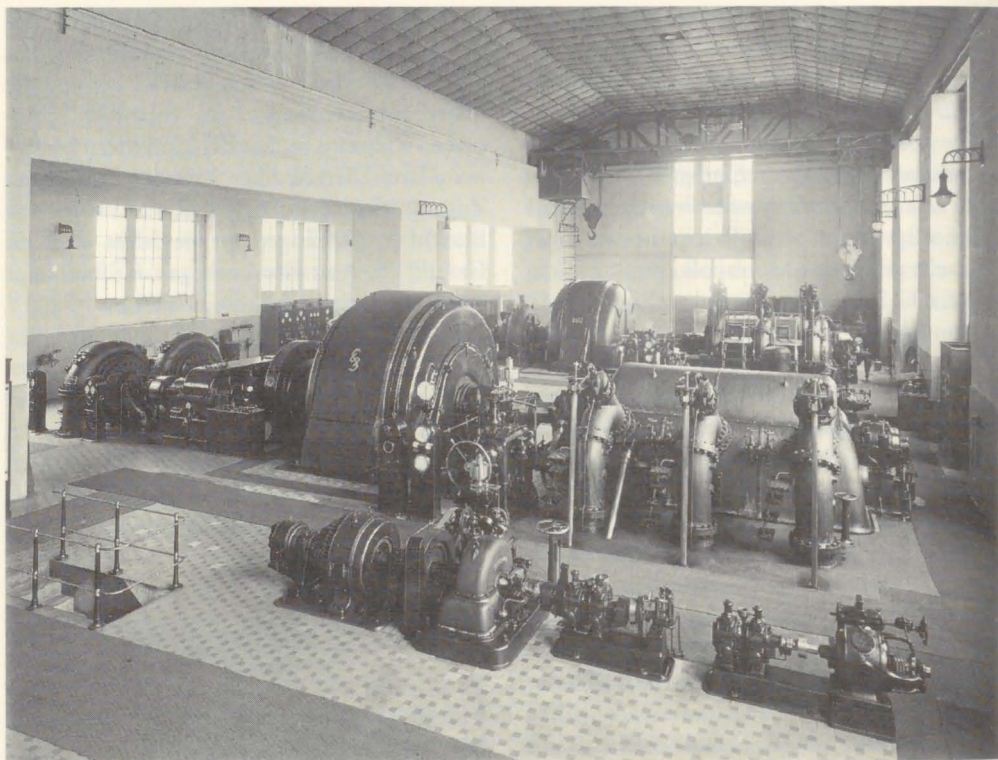
Zur Jahreswende 1913/14 legte die neugegründete Wasserkraftabteilung bei der *Großherzoglichen Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues* erstmals eine umfassende Bestandsaufnahme über die Versorgung Badens mit Elektrizität vor<sup>7</sup>): Ein Drittel der Gemeinden (33,5%) mit knapp zwei Dritteln der Einwohner (64,5%) galten nach den Kriterien der Studie als „versorgt“ — was allerdings nur besagte, daß an dem betreffenden Ort ein Elektrizitätswerk mit der Möglichkeit zum Anschluß für Privathaushalte und Gewerbe bestand, nicht aber, ob diese auch tatsächlich genutzt wurde. Vor allem jedoch verbargen sich hinter dem respektablem Durchschnittswert beträchtliche regionale Unterschiede: Weit vorangeschritten war die Elektrizitätsversorgung am Hochrhein und in Südbaden sowie in der Industrieregion um Mannheim;

große Lücken klafften dagegen noch am Bodensee, am östlichen Schwarzwaldrand, am Oberrhein nördlich von Rastatt bis vor die Tore Mannheims und im gesamten Nordosten. Während in den Bezirksämtern Mannheim und Lörrach über 90% der Einwohner Zugang zur Elektrizität hatten, kamen im Bezirksamt Eppingen gerade 5,5% in ihren Genuß; im Amt Eberbach gab es überhaupt noch keine Anschlußmöglichkeit.

Der Landtagsbeschluß vom Spätjahr 1912 und die als Ziel künftiger Energiepolitik propagierte *planmäßige Gesamtversorgung des Landes* weckte vor allem in den benachteiligten Randregionen Hoffnungen auf Fortschritt und Wohlstand durch Elektrizität, und der folgende Landtag hatte sich mit zahlreichen Anfragen, Anregungen und Petitionen zur Einführung elektrischer Energie auseinanderzusetzen: Keine Frage habe in den letzten Jahren in Städten und Gemeinden *soviel Interesse gefunden und zum Teil auch soviel Erregung hervorgerufen, wie diejenige ihrer Versorgung mit Elektrizität. Mit einem Mal und fast gleichzeitig trat in den verschiedenen Landesgegenden . . . das Verlangen nach einer Versorgung mit elektrischer Energie . . . dringend und vielfach . . . ungestüm hervor* — so beschrieb der Geschäftsbericht des Innenministeriums das grassierende „Elektrizitätsfieber“ in Landtag und Öffentlichkeit<sup>8</sup>).

### Krieg, Energie und Elektrifizierung

Als *großes Friedenswerk . . . zum Besten unserer badischen Heimat* hatte die Abgeordnetenversammlung 1912 das Murgwerk auf den Weg gebracht, seine Entstehung stand jedoch im Zeichen des Krieges. Der Krieg wirkte als rasanter Beschleuniger der Elektrifizierung, denn je stärker er die Wirtschaft für die Rüstungsproduktion beanspruchte, desto mehr stieg die Nachfrage nach elektrischer Energie für Kraft und Licht bei gleichzeitigem, vor allem ab 1916/17 spürbarem Kohlemangel. Das Murgwerk indessen kam zu spät,



*Gewaltige Turbinen bändigen die Wasserkraft der Murg: Kraftwerk Forbach; Innenansicht des Maschinenhauses in der zweiten Ausbaustufe („Schwarzenbachwerk“) 1924/26 (Badenwerk AG, Karlsruhe).*

um den akuten Energiebedarf der Kriegszeit zu decken: Im Sommer 1916 hätte es nach den ursprünglichen Planungen ans Netz gehen sollen, doch wegen zunehmenden Mangels an Bau- und Ausrüstungsmaterial verzögerte sich die Fertigstellung immer weiter. Als das Forbacher Kraftwerk Mitte November 1918 ganz ohne Feierlichkeiten den Betrieb aufnahm, war der Krieg zu Ende, existierte die Monarchie, um Volkswohlfahrt per Elektrizität bemüht, nicht mehr.

### **Elektrizitäts-Politik in der Republik: „Staatlicher Kommunismus“?**

Im Frühjahr 1918 hatte der Landtag nochmals über die Stromverteilung und mögliche

Alternativen — Abgabe an Großverteiler oder Direktverkauf an die Endverbraucher durch den Staat selbst — gestritten. Die Zweite Kammer hielt an ihrer bereits 1912 formulierten Position fest, daß der *Staat der entscheidende Faktor in der ganzen Frage der Versorgung unseres Landes mit Elektrizität* bleiben müsse und deshalb in Kooperation mit Gemeinden und Kommunalverbänden auch die Verteilung in die Hand zu nehmen habe. Dabei stießen die Abgeordneten jedoch auf den Widerstand der Ersten Kammer, die nicht so sehr drohende Monopole auf dem Verteilungssektor, als vielmehr den sich formierenden staatlichen Apparat fürchtete: Ihr Berichterstatter Adolf v. *Oechelhäuser* wandte sich energisch gegen ein Engagement des

Staates bei der Verteilung von Elektrizität; er sah darin eine bedrohliche Tendenz *zum weiteren Ausbau eines staatlichen Kommunismus, wie er von der Sozialdemokratie von jeher angestrebt und durch den Krieg obnehin weit genug gefördert worden ist* — und gab damit eine zeitgemäße konservative Antwort auf die Lenin'sche These über Elektrizität und Kommunismus<sup>9</sup>).

Die junge Republik mußte hier keine Rücksicht mehr nehmen, und gerade in der fortwährenden Energiekrise war es für Volksvertretung und Regierung keine Frage, daß Elektrizitätsverteilung Teil der Sozialpolitik und damit Staatsaufgabe sei. Praktische Überlegungen kamen beiläufig hinzu, denn mit dem Stromgeschäft taten sich neue Einnahmequellen auf. Seit 1919/20 wurde deshalb in den bislang unversorgten Gebieten des Landes, ausgehend von der Hochspannungsleitung Forbach-Rastatt-Karlsruhe-Mannheim, mit gewaltigem Aufwand ein staatliches *Mittelspannungsnetz* zur Stromabgabe an Endverbraucher errichtet, das Rückgrat einer künftigen „Landeselektrizitätsversorgung“.

Doch welche Rechtsform war für einen derart komplexen Betrieb zu wählen? Nach einhelliger Meinung konnte allein eine privatrechtlich organisierte, aber im Staatsbesitz befindliche Gesellschaft die Vorteile privater Unternehmertätigkeit und staatlicher Daseinsvorsorge verbinden und gleichzeitig Monopolisierungstendenzen und bürokratische Hemmungen vermeiden. Den Ausschlag für die Gründung einer Aktiengesellschaft gab schließlich die Situation auf dem Kapitalmarkt der frühen 1920er Jahre: Das Ausbauprogramm des Landtags verschlang enorme Summen, während Kriegslasten, Reparationsverpflichtungen und galoppierende Inflation die Kreditwürdigkeit des Staates immer mehr beeinträchtigten. Im Juni 1921 verständigten sich Arbeits- und Finanzministerium auf diesen Schritt; der *Badischen Landeselektrizitätsversorgung AG*, vom Landtag am 1. Juli 1921 durch das *Gesetz über die Landeselektrizitätsversorgung* beschlossen und wenige Tage später in

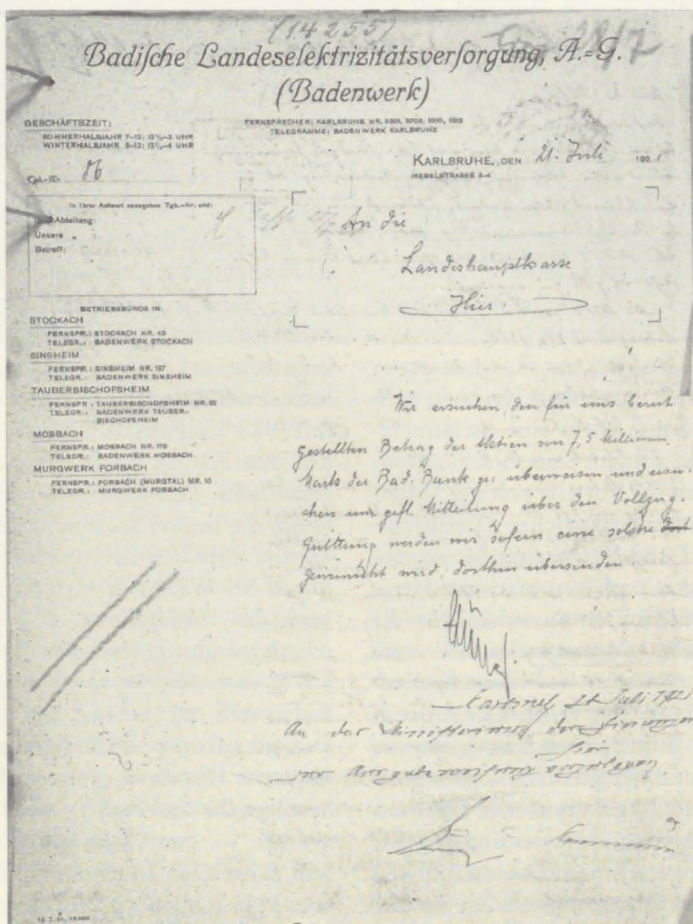
aller Eile gegründet, wurde der Betrieb des Murgwerks, der Vertrieb der gewonnenen Energie und der weitere Ausbau der Energieversorgung übertragen; die Aktien dieses *Badenwerks* befanden sich vollständig in Staatsbesitz<sup>10</sup>).

### Die 1920er Jahre: stürmische Elektrifizierung

Das neue Unternehmen bewies Dynamik und entwickelte sich rasch, obwohl badische Energiepolitik und Ausbau der staatlichen Stromversorgung in jenen Jahren nicht selten in Widerspruch zur gesamtstaatlichen Politik standen und mit den Zentralisierungsplänen der Reichsregierung kollidierten. Daß das (Reichs)Gesetz *über die Sozialisierung der Elektrizitätswirtschaft* vom Dezember 1919 nie verwirklicht wurde, war für Baden eher von Vorteil und sicherte seiner staatlichen Elektrizitätsversorgung wichtige Freiräume: Die zweite Stufe des Murgwerks, das *Schwarzenbachwerk*, wurde unverzüglich in Angriff genommen und lieferte seit Dezember 1924 Strom; im Oktober 1926 war es fertiggestellt. Seit 1922 beschäftigte sich eine Arbeitsgruppe mit den Plänen für das *Schluchseewerk*, eine gigantische Pumpspeichieranlage am Hochrhein, die in drei Stufen ein Gefälle von 600 Metern zwischen dem Schluchsee und dem Rhein bei Waldshut ausnutzen sollte; 1928 kam die *Schluchseewerk AG*, eine Gemeinschaftsgründung mit dem Energiegiganten RWE, zustande. Bereits 1921 hatte sich das Badenwerk an einem neu zu bauenden Dampfkraftwerk in Mannheim, dem *Großkraftwerk Mannheim*, und an der *Neckar AG* beteiligt, die den Fluß — seit 1921 *Reichswasserstraße* — zum Schifffahrtskanal ausbaute und dabei auch Laufwasserkraftwerke errichtete. 1926 schließlich begann der Verbundbetrieb mit dem RWE über eine Hochspannungsleitung, die das Ruhrgebiet mit den badischen Dampf- und Wasserkraftwerken zusammenkoppelte.

Der Bau von Kraftwerken und Leitungsnetzen, nach Kriegsende in Gang gesetzt durch Energiemangel und eine *von Jahr zu Jahr drückendere Beleuchtungsnot* — so der badische Landtag im Frühjahr 1919 —, mündete in ein stürmisches Wachstum und eine rasante Elektrifizierung von Industrie und privaten Haushalten. Die 1920er Jahre brachten den Durchbruch der Elektrizität im Alltag: So besaß das *Badenwerk* im Jahr 1924 knapp 64 000 Kunden; rechnet man 5 Personen je Haushalt,

nutzten bereits 320 000 von etwa 850 000 Einwohnern im Einzugsgebiet tatsächlich die Elektrizität. Auch die regionalen Ungleichgewichte der Vorkriegszeit hatten sich weitgehend aufgelöst, und von den 1571 Gemeinden des Landes Baden bestand in 1918 oder 96,6% eine Stromversorgung — in die entlegensten Regionen war die Elektrizität vorgebracht<sup>11)</sup>. Im Jahr 1929 mußten nur noch neun Gemeinden in Baden mit insgesamt 2486 Einwohnern völlig ohne elektrischen



Erster Briefkopf der „Badenwerk AG“: Am 1. Juli 1921 beschloß der badische Landtag die Gründung einer „Badischen Landeselektrizitätsversorgung“ und den Verkauf des Murgwerks an die Aktiengesellschaft im Staatsbesitz (Generallandesarchiv Karlsruhe 237/23199).



Strom auskommen. Bei Gründung des *Badenwerks* hatte das Versorgungsgebiet 23% des badischen Territoriums mit 236 Städten und Gemeinden umfaßt; das Unternehmen verstand es, seinen Versorgungsbereich immer weiter auszudehnen, lokale Elektrizitätswerke zu übernehmen und zum gegenseitigen Nutzen auch mit den einst bekämpften privatwirtschaftlichen Konkurrenten zusammenzuarbeiten: In der expandierenden Groß- und Verbundwirtschaft war selbst für den Stromkonzern in Staatsbesitz elektrische Energie nicht mehr ausschließlich eine Angelegenheit der Volkswohlfahrt, sondern auch zum einträglichen Geschäft geworden.

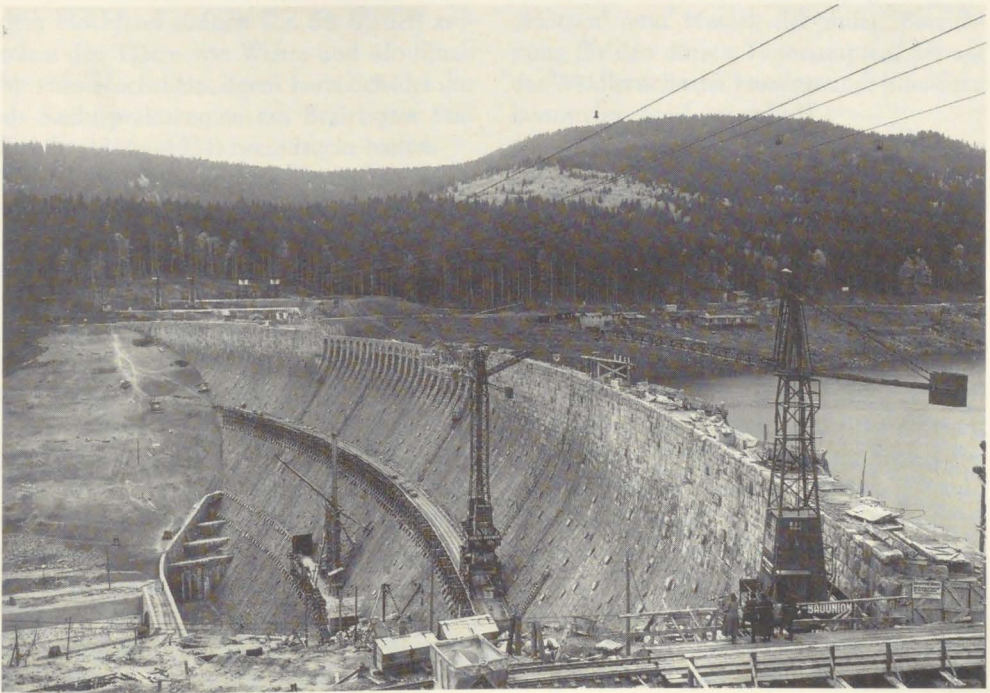
*Der Aufsatz ist Teil einer größeren Studie über Elektrizität und Energiepolitik; als Quellen wur-*

*den benutzt die Protokolle der Ersten und Zweiten Kammer des badischen Landtags sowie die Akten von Innenministerium, Arbeits- und Finanzministerium im Generallandesarchiv Karlsruhe.*

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> *Die Kraftübertragungswerke Rheinfelden. Technische und wirtschaftliche Darstellung der Ausnützung der Wasserkräfte des Rheins bei Rheinfelden. Herausgegeben von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, Berlin 1896, S. 171f.*

<sup>2)</sup> Alfred Klingele, Sind die Grundsätze der großherzoglichen Regierung bei Vergebung der Wasserkräfte am Oberrhein im beiläufigen Werte von 50 Millionen Mark an auswärtige Spekulanten die richtigen?, Säckingen 1904.



*Bau der Staumauer des Schwarzenbachbeckens (1924): Hier konnten 15 Millionen Kubikmeter überschüssiges Murgwasser aufgespeichert werden; das „Schwarzenbachwerk“ dient bis heute zur Deckung der täglichen Spitzenbelastung (Badenwerk AG, Karlsruhe).*

<sup>3)</sup> Theodor *Rehbock*, Entwurf eines Wasserkraftwerkes im Gebiet der Murg oberhalb Forbach, Leipzig 1909.

<sup>4)</sup> *Verhandlungen der Zweiten Kammer der Ständeversammlung des Großherzogtums Baden*, 1911/12, Beilage II, S. 153—257.

<sup>5)</sup> *Ämtliche Berichte über die Verhandlungen der Badischen Ständeversammlung*, 1911/12, Sp. 5187—5237.

<sup>6)</sup> *Gesetzes- und Verordnungsblatt für das Großherzogtum Baden* vom 14. Dezember 1912, S. 451 f.

<sup>7)</sup> *Bericht der Großh. Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues (Abteilung für Wasserkraft und Elektrizität) über den Stand der Elektrizitätsversorgung im Großherzogtum Baden am Ende des Jahres 1913*, in: *Verhandlungen der Zweiten Kammer der Ständeversammlung des Großherzogtums Baden*, 1913/4, Beilage II, S. 297—339.

<sup>8)</sup> *Geschäftsbericht des Großherzoglich Badischen Ministeriums des Innern für die Jahre 1906—1912*, Bd. 2, Karlsruhe 1914, S. 750 f.

<sup>9)</sup> *Ämtliche Berichte über die Verhandlungen der Badischen Ständeversammlung*, 1. Kammer 1917/18, S. 274.

<sup>10)</sup> Gesetze über die *Landeselektrizitätsversorgung* und über den *Verkauf des Murgwerks* an die neugegründete Gesellschaft: *Badisches Gesetz- und Verordnungsblatt* vom 4. Juli 1921, S. 154 f.

<sup>11)</sup> *Statistisches Jahrbuch für Baden* 42 (1925), S. 146.

# „Hotzen“, der rätselhafte Übername der Hauensteiner

— Die Suche nach dem Wortinhalt —

*Joachim Larenz, Rickenbach*

## Bemerkungen zur Ausgangslage Hose, Bauer und grobes Tuch

Hotzenwald, die im Jahre 1887 von den Kartografen beschlossene Bezeichnung für einen Teil des südlichen Schwarzwalds, klingt altertümlich. Das Kompositum ist aber erst anno 1864 von Joseph Victor von Scheffel in die Literatur eingeführt worden.<sup>1)</sup>

Der Dichter meinte den Wald der „Hotzen“, der „wohlkonservierten Bauersmänner“ auf dem Hochland südlich von St. Blasien zwischen den Tälern von Wehra und Alb hinab bis zum Hochrhein, deren harte Schädel ihn als Rechtspraktikanten am Bezirksamt Säckingen (1850—1851) beeindruckt hatten.

Scheffel hatte die kollektive Personenbezeichnung in seinem „Reisebild aus dem Hauensteiner Schwarzwald“ schon früher erwähnt (1853) und gesagt, daß „die künstlich gefälte Pluderhose . . . dem Flachland so imponiert hat, daß ihre Träger hier von . . . benannt wurden.“<sup>2)</sup>

Der Sprachwissenschaftler Alfred Götze hielt die Mitteilung Scheffels für eine volksetymologische Auslegung und führte rotw. Houtz = Bauer in die Diskussion ein.<sup>3)</sup> Aber auch diese Namensdeutung wird bezweifelt. Weil sich altes -ou- in der alemannischen Mundart nicht zu -o- wandelt, regt sich auch hier Widerspruch.<sup>4)</sup>

Man bedenke jedoch, zwischen rotw. und alem. besteht kein sprachgesetzlicher Zusammenhang. Die „Fahrenden“ haben ihren Wortschatz aus vielen Sprachen und Mundarten bezogen. Was diphthongiert irgendwo

houtz ausgesprochen wurde, kann alem. durchaus hōtz gelautet haben.<sup>5)</sup>

Das Badische Wörterbuch beharrt auf „Hotzen“ = Pluderhosenräger und fügt erklärend hinzu, daß die Pumphose der „Wälder“, die „Hoze“<sup>6)</sup>, nach dem „Hotzen“, einem Wolltuch, benannt wurde.<sup>7)</sup>

Die Erörterungen darüber, was „Hotzen“, der andere Name der Hauensteiner, bedeuten könnte, sind nicht beendet. Neuerdings wurde ein denkbarer Zusammenhang zwischen „Hotzen“ und Hutzel, der mdal. Bezeichnung für den dünnen Tannenzapfen, der auf das Wäldlerische der Hauensteiner hinweisen könnte, ins Spiel gebracht.<sup>8)</sup>

## Möglichkeiten der Wortbildung Hutzelbrot und Hotzelmatt

Hotzeln (hutzeln) meint intensiv hotzen „gerinnen, zusammenlaufen, schrumpfen; dörren, Falten besitzen etc.“. Darauf fußend bedeutet Hutzel auch getrocknetes Obst oder runzeliges Weibchen. Bereits diese Vielfalt kann Verwirrung stiften, und man erkennt, daß Aneinanderreihungen lautähnlicher Bezeichnungen wie „Hotze“, „Hotzen“ und „Hotzen“ als bloße Wortgleichung ohne Fragestellung nach der Wortgeschichte praktisch wertlos sind.

Im Falle Hutzel handelt es sich grammatikalisch um verkürzte Komposita, deren Grundbedeutungen (Zapfen, Früchte, Frau) weg gelassen wurden, weil sie sich aus der Situation als selbstverständlich ergaben. Hutzel = Dörrobst ist aus (ver-)hutzel(-te) Früchte und

Hutzelfrüchte entstanden und folgt wie Wendeltreppe = (ge-)wendel(-te) Treppe der Regel, daß Partizipien, die als Bestimmungswort an der Bildung von Komposita beteiligt sind, ihre Präfixe und Endsilben abwerfen.

Die Partizipien der Gegenwart verhalten sich wie die der Vergangenheit. Rosenmontag beispielsweise wird als der rasen(-de) Montag erklärt, als Tag der herumtollenden Menschen vor der Fastnacht.

Wenn wir diese Möglichkeiten der Wortbildung heranziehen, wird die „Hoze“ der Hauensteiner als (ver-)hoze(-tes), zusammengezogenes Beinkleid, das „10 bis 12 Ellen Tuch absorbiert“, als Faltenhose verständlich, und der „Hotzen“ das „row graw Tuch“ präsentiert sich als hotzen(-des), beim Walken schrumpfendes Rohgewebe (Stuhltuch).<sup>9) 10)</sup> Daraus erhellt: die Verkürzung und das Weglassen der Grundbedeutungen haben zur Verschleierung der Wortinhalte und in die gedankliche Irre geführt. Der vom Badischen Wörterbuch gemutmaßte Namensübergang vom Tuch auf die Pluderhose hat sehr wahrscheinlich nicht stattgefunden.

Verkürzte Komposita können selbst wieder Teil von Zusammensetzungen sein. Diese Bildungen kann man auch als „Klammerformen“ mehrgliedriger Komposita begreifen, bei denen zur Vermeidung von Überlängen häufig das mittlere Glied entfallen ist. So verstanden lassen sich formulieren: Hutzelbrot = Hutzel(früchte)brot und dementsprechenden Hotzen(hosen)schneider<sup>11)</sup> und Hotzen(tuch)macher<sup>12)</sup>.

Sprachgeschichtlich entspricht das obd. Zeitwort hotzen dem nd. hotten, welches sich nach meinem Verständnis aus älterem \*hutten entwickelte. Im Verlauf der mdal. Differenzierung der deutschen Sprache wurde aus -tt- ein -tz-, und altes -o- ist immer aus -u- entstanden, wie golden aus gulden und gülden verdeutlichen; -ü- ist der historisch zu erwartende Umlaut zu einem Wort mit -o- aus -u-.

In letzter Konsequenz sind also hotzen, hotten, hutzen und \*hutten das gleiche Wort, und man darf folgern, Örtlichkeitsnamen wie Hotzenberg, Huzenbach, Hutzenau und Hottenbach, Hottenbrauk, Huttengrund berichten offensichtlich vom selben Sachverhalt.

Worum es geht, kann uns Hotte „Buttermilch, Quark“ verraten. Das Wort berührt hess. hotteln und hotten, die den Scheidungsprozeß der Milch bezeichnen, das Zusammenlaufen, wenn Käsewasser und Käsestoff sich trennen.<sup>13)</sup> Daß Geländenamen, die mit den Derivaten der Wurzel \*hut- gebildet wurden, die Trennung von Sumpfwasser und Moosboden überliefern, liegt auf der Hand; und wenn Hotzen-, Hotten- u. a. als Bestimmungsworte von Komposita auftreten, die Wohnplätze oder Gemarkungen benennen, ist zwangsläufig an den Landausbau zu denken.

Die Gewanne „hozelmatt“ stützt diese Annahme, wie aus den Einzelheiten der Beschreibung des Grenzverlaufs des „Crützackerhoffs“ anno 1567 hervorgeht. In jener Urkunde des dem Stift Säckingen gehörenden, im Weiler Hütten der Einung Rickenbach gelegenen Hofgutes heißt es auszugsweise: „... die guth geht ... vom breiten stein in der hozelmatt den Sumpflen nach hinab bis zum brückhlin ...“.<sup>14)</sup>

Hotzelmatt = dürre, ertragreiche Wiese wäre ein Widerspruch in sich und kann nicht gemeint sein. Die Flurbezeichnung wird aber dann verständlich, wenn wir sie als „Klammerwort“, als \*Hotzel(moos)matt, als mähbares Grasland begreifen, das aus einem (ver-)hotzel(-ten), trockengelegten Feuchtgebiet hervorgegangen ist, oder sich in dessen unmittelbarer Nähe befand.

### Landschaft und Besiedlung „Totes Moos“ und Rickenbach

Wenn wir die Landkarte betrachten, dann dürfen wir den Hotzenwald auch heute noch

„Wald der Moose und Moore“ nennen. Alle Topografien betonen, daß die Landschaft ihre reizvolle und charakteristische Prägung durch die zahlreichen Feuchtgebiete erhält, die sich in den durch die Gletscher der Eiszeit ausgehobelten Wannen des Urgesteins oder in wasserstauenden Bodensenken gebildet haben.

Die im Mittelalter auf das Hochland vorstoßenden Rodungsbauern gingen in eine Region der Moraste und Sümpfe. Die Ritter von Tiefenstein beispielsweise, die vermutlich von der unteren Aare um 1100 auf den Wald kamen, rodeten zu „freiem Recht“, wo sich die Moore zwischen der oberen Wehra und westlich der Alb häuften, zwischen den Besitzungen der Klöster Säckingen und St. Blasien.

Die Besiedlung des „Waldes“ erfolgte den geografischen Verhältnissen entsprechend in drei Abschnitten, vom 7., vom 10. und vom 12. bis zum 14. Jahrhundert.

In dieser Zeit hat die althochdeutsche Lautverschiebung (8.—11. Jh.) zu einer Reihe sprachlicher Veränderungen geführt. Auf dem Gebiet der ehemaligen Einung Rickenbach, die im 11. bis 13. Jahrhundert durch Vasallen des Bistums Basel und zuvor schon im südlichen Teil vom Kloster Säckingen kolonisiert wurde, ist -tt- zu -tz- verschoben. Man erkennt dies am Wandel des alten Zeitworts \*hutten, das sich in der Stellenbezeichnung Hotzel matt verbirgt.

Wie die Matte am (ver-)hotzel(-ten) Sumpfland erinnert auch der ON Todtmoos (in dem Tottmoos, 1382) an ein totes Moos, das erst entwässert werden mußte, bevor man dort siedeln konnte.

Kronzeugen für die verbreitete Technologie des trockenlegenden Landausbaus sind die Rickenbäche, die zumeist namentlich untergingen, die aber beispielsweise drei Gemeinden auf dem Hotzenwald, drei im Bodenseegebiet und neun Orten in der Schweiz zum Namen verholfen haben.<sup>17)</sup> Die seit dem 8. Jahrhundert überlieferten Schreibweisen

der alten Gewässerbezeichnung Richinbach<sup>18)</sup>, ricchina<sup>19)</sup> und Rickenbach<sup>20)</sup>, deuten einerseits auf ahd. riga, mhd. ric „Sumpfwassergraben“<sup>21) 22)</sup> und andererseits auf die Verbindung mit dem Suffix der Stoffadjektive -in<sup>23)</sup>.

Wie in den Fällen mhd. irdin „aus der Erde gemacht“ u. a.<sup>24)</sup> verkünden die \*Rickinbäche demnach: „Wir sind die mit einem System schmaler Gräben verbundenen, aus Sumpfwasser entstandenen Vorfluter, die ein ausgedehntes Feuchtgebiet entwässern. Wir sind keine (wasser-)reichen Bäche und nicht die Bäche der Bauern mit Namen Riko oder die in einer Mulde an einer Reihe von Hügeln entlangfließenden Wasserläufe, wie bisweilen zu hören ist“.<sup>25) 26)</sup>

In manchen Ortsnamen vermochte die alte Gewässerbezeichnung zu überleben (A.17). In den Flurnamen hingegen verblaßte die Botschaft des mittelalterlichen Landausbaus. Die z. B. kartografisch untergegangene „Wiese im Rickenbächle“ (Murg/Hänner, 1855) bestätigt jedoch, daß nicht ein einzelnes Bächlein, sondern ein Netz von Entwässerungsgräben die Wiese durchzog.<sup>27)</sup> Auch der wahrscheinlich namentlich entstellte „Rückenbach“<sup>28)</sup>, der untere Abschnitt des von Buch kommenden, in die Alb mündenden Fluhmattenbachs, gehört wohl zu den verblichenen Rickenbächen.

### „Hotzen“, Wortinhalt und Benennungsmotiv Taufname, Tätigkeits- oder Herkunftsbezeichnung

Zahlreiche ONn des Hochlands zwischen Wehra und Alb verweisen auf die Ereignisse der mittelalterlichen Landnahme. Die ONn auf -rütte und -schwand überliefern, daß Wälder gerodet wurden. Daß Sümpfe entwässert wurden, berichten nach meinem Ermessen jener Mann aus St. Blasien mit dem Namen Hotz, der anno 1504 an einem Schützenfest in Zürich teilnahm, zum zweiten die \*Hotzel

(moos)matt in Hütten (16. Jh.) und drittens der Hausname „Hotz“ in Immeneich bei St. Blasien (17. Jh.). Nicht allzuweit entfernt findet man dieselbe Verflechtung von PN und Stellenbezeichnung in Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts.

Im mittleren Schwarzwald wurde anno 1304 „das gut zu Hotzenheuser das da buwet Conrat Hotz“ an das Kloster Alpirsbach verkauft,<sup>29)</sup> und im Jahre 1328 veräußerten Johann und Eberhard Hotz ihren Anteil am „Hozzengut“ an das Stift Zürichberg.<sup>30)</sup> Aus den Belegen, denenzufolge dieses Gut auch noch zweihundert Jahre nach dem Verkauf Abgaben leistete, wird die Eigenständigkeit des Hofnamens und des PNns Hotz deutlich. Es ist zu folgern, daß die Höfe am hotzen (-den Moos) lagen, und daß jene, welche mit dem ZNn Hotz o. ä. belegt wurden, diejenigen waren, welche in Feuchtgebieten Entwässerungsgräben anlegten und Sumpfwasser von morastigem Erdreich trennten.

Das auf diese Weise gewonnene Land war sauer und auch auf dem Hauensteiner Hochland wenig ertragreich. Deshalb klingt jene anno 1504 einen Mann aus St. Blasien betreffende Notiz<sup>31)</sup> am ehesten wohl wie: — der ungebung, ein (ungebildeter) Sumpfwiesebauer, der bei den Konventualen von St. Blasien ein ärmliches Leben führt —. Bislang werden „Hotz“ = Hauensteiner und der FN Hotz unterschiedlich interpretiert. Zur Differenzierung gibt es letztlich aber keinen stichhaltigen Grund. „Hotz“, der Übernahme des Hauensteiners, ist wortinhaltlich ungeklärt, und FNn können auf vielfache Weise (Beruf, Herkunft etc.) entstanden sein. Die Rückführung auf TNn wie Hodofredus, Hugbert o. ä. ist verführerisch,<sup>32)</sup> <sup>33)</sup> <sup>34)</sup> aber eben nur eine der Möglichkeiten. Ein geeigneter Name ist immer zur Hand, wenn man glaubt, nur in dieser Richtung suchen zu müssen.

Man bedenke deshalb, Hotz-mann (A.33) ist sicher älter als Hotz. Wortverkürzungen sind häufiger als Erweiterungen, und eine Verbindung der o. g. TNn + -mann ist unwahr-

scheinlich. Mit -mann wird zwar allerlei, vor allem aber doch wohl der Arbeitsmann, der „Macher“ (Schwendemann, Fleischmann etc.) oder die Herkunft, z. B. von einer auffälligen Ortslage (Sandmann, Heidemann etc.) bezeichnet.

Ein Schwendemann ließ Bäume vergehen, legte Siedlungsinseln an. Der „Hauensteiner \*Hotz(-enmoos)mann“ wohnte schlecht und recht am hotzen(-den Moosboden), war ein (dickköpfiger) Einzelgänger und wurde dementsprechend mit einem zunehmend abschätzigen Unterton benannt. Die Zunamen nach den Wohnstellen gehören zu den ältesten, und die Bildung von herabsetzenden Übernahmen entspringt seit alters einem natürlichen Bedürfnis menschlichen Zusammenlebens.

Die Benennungsmotive sind weitestgehend verweht. Auch in den Flurnamen des an Feuchtgebieten reichen Hochlands zwischen Wehra und Alb wurde die Differenzierung „hotzend, verhotzelt“ infolge des fortschreitenden Landausbaus entbehrlich. Nur die Grundbedeutungen Moos und Mösle überlebten. Die vielfach noch intakten Entwässerungssysteme indessen belegen die ehemalige Tätigkeit der \*Hotzen(moos)männer.

### „Hotzen“, Wandel des Wortinhalts Spottbezeichnung und Gaunerwort

Nach meinem Verständnis war Hotz-mann zunächst ein stolzer Titel. Er kennzeichnete — extrem formuliert — den Eroberer des Sumpflands mit dem Wiesenbeil (Wuhraxt). Noch heute wird von den „Wäldern“ das zur Kerbung der verfilzten Grasnabe bestens geeignete, etwa 30 cm große Rundbeil, mit dem etwa 130 cm langen geschwungenen Stiel zur Anlage und Instandhaltung der Ent- und Bewässerungsgräben verwendet.

Wenn die Hauensteiner im Aufbegehren gegen die rücksichtslose Expansions- und Machtpolitik des Klosters St. Blasien immer wieder auf die dereinst versprochenen Rechte und Freiheiten pochten, so steckt darin zwei-

fellos die Erinnerung und der Stolz, daß ihre Väter große Teile des Landes zwischen Wehra und Alb urbar gemacht haben.

Freibauern waren anfangs viele, aber nur wenigen gelang es, die einst versprochenen und anno 1396 urkundlich nur mangelhaft definierten Privilegien zu verteidigen. Dem juristisch versierten, reichen und geschickt taktierenden Kloster St. Blasien waren die ehemaligen „Rodungsfreien“ nicht gewachsen. Ihr sogenannter „Bauernstaat“ wurde unterjocht, verarmte und ging im Jahre 1805 endgültig unter.

Im Verlauf dieser historischen Entwicklung hat eine Verschlechterung der Bedeutung des Wortinhalts stattgefunden. In den Aufzeichnungen St. Blasians erscheint „Hotz“ in mehr oder weniger ironischem Sinn (1723), und von den 1755 nach Ungarn (Banat) Verbannten „Salpeterern“ heißt es (1922), daß sie die Bezeichnung Hotz noch gebrauchten. „Du dummer Hotz“ oder „Du halsstarriger Hotz“ sagten sie, wenn sie unwillig wurden.<sup>35)</sup>

Daß man im „Wälder“ um 1800 den derben und schwerfälligen sah, belegt die Formulierung „verrieth sein heftiger Poltertritt den geborenen Hotzen vom Schwarzwalde“.<sup>36)</sup> In Säckingen galt ein milde spottender Bedeutungswandel. Er tritt im Namen der Symbolfigur für den „Wälder“, dem „Meysenharts Joggele“ = Mooswalds Jaköble, und in der witzelnden Erklärung, daß die „Hotzen“ nach ihren Pluderhosen, den „Hozen“ benannt würden, in Erscheinung.

Die bereits im 13. Jahrhundert eingetretene sprachökonomische Verkürzung von Hotzmann zu Hotze o. ä. hat sicher dazu beigetragen, daß der ursprüngliche Wortinhalt „Sumpflandentwässerer“ oder „Mann, der am hotzen(-den Moos) wohnt“, schon früh verloren ging. Götze (A.3) berichtet, daß sich in Zürich anno 1853 einer aus dem Familienverband der Hotz in Maggi umtaufen ließ, weil ihm sein Name wegen der Bedeutung Houtz = Bauer und der Herkunft aus der Gauner-sprache unbequem geworden sei.

Während Götze daran denkt, daß Houtz aus einem alten germanischen Taufnamen entstanden ist, unterstellen andere, daß die Vaganten eine in Vergessenheit geratene alemanische Bezeichnung für Bauer oder „Wälder“ in ihren Wortschatz einbezogen haben könnten.

Dieser Gedankenflug hat jedoch nicht bedacht, Rotwelsch war die Geheimsprache der Bettler und Vagabunden und strebte nach einer auf die Eingeweihten beschränkte Verständigung. Rotw. Houtz, Hauz meint den (dummen) Bauern, den Tölpel, den Tropf, letztlich somit einen, den man, wie den Schriftproben zu entnehmen ist,<sup>37)</sup> leicht betrügen kann. Vielleicht lag dem dunklen Wort der „Fahrenden“ die verständliche Erkenntnis zugrunde, daß der ein törichter Bauer ist, den man bequem beschwatzen und anzapfen, das heißt, zum Hotzen, zur Abgabe eines Teils seiner Habe veranlassen kann.

### Zusammenfassung Fakten und Folgerungen

„Hotzen“, den rätselhaften Übernamen der Hauensteiner, vom Zeitwort hotzen abzuleiten, liegt nahe. Obd. hotzen, nd. hotten „gerinnen, schrumpfen“ verbirgt sich beispielsweise in Hutzel = Dörrobst, dem getrockneten Obstschnitt, der durch Wasserentzug entsteht.

Bei den gebildeten Substantiven sind die sinnverschleiernden Verkürzungen zu beachten, — (Hutzel = Hutzelfrucht = verhutzelte Frucht) —. Die Grundbedeutungen wurden weggelassen, weil sie sich aus der Situation als selbstverständlich ergaben, — (Hutzel(-weibchen), Hotzen(-tuch), Hotzen(tuch)macher etc.) —.

Auffällig ist, daß die Abkömmlinge der Wurzel \*hut- häufig in Örtlichkeitsbezeichnungen überleben, — (\*Hotzel(moos)matt, Hutzenau, Hottenbach etc.) —. Daß dabei die Bodenbeschaffenheit in Betracht zu ziehen ist, wird deutlich, wenn wir Hotte „geronne-

ne Milch“ als Scheidungsprozeß von Flüssigem (Molke) und Festem (Quark) definieren. Man darf alsdann folgern, daß die obd. sprechenden Bauern ein von Entwässerungsgräben durchzogenes Feuchtgebiet kurz und bündig \*Hotzen(-moos) oder \*Hotze nannten.

Der PN Hotz(e) ist seit dem 13. Jahrhundert urkundlich bekannt. Er steht in den Quellen wiederholt im Kontext mit gleich anlautenden Wohnplatzbezeichnungen, — (Conrat Hotze von Hotzenheuser) —. PN und ON sind nach meinem Verständnis während der Hauptblüte der „Inneren Kolonisierung“ Deutschlands entstanden (8.—14. Jh.). \*Hotzen(moos)männer hießen die in Feuchtgebieten siedelnden Kolonisten, und Hotzenheuser beispielsweise meinte die Höfe, die an einem zum „Rinnen“ veranlaßten Sumpf lagen.

Zeugen dieser weithin verbreiteten Technologie des trockenlegenden Landausbaus sind die Rickenbäche, die sich mit ihrem Namen als die Vorfluter eines Verbunds von Sumpfwassergräben ausweisen. In der Deutschschweiz sind bezeichnenderweise die Orte mit Namen Rickenbach ebenso zahlreich wie der FN Hotz und die mit den Abkömmlingen der Wurzel \*hut- gebildeten ONn (A.16).

Im Südschwarzwald, wo dieselbe Vergesellschaftung der Namen anzutreffen ist, unterstreichen die heute noch zwischen Wehra und Alb zahlreichen Moose und Moore (Abb. 1), daß die im Mittelalter auf das Hochland vordringenden Kolonisten sehr häufig an den \*Hotzen lebten. Als landschaftstypische Merkmale mußten sich diese von Entwässerungsgräben durchzogenen Feuchtwiesen zwangsläufig zum Übernamen der Hauensteiner mit der Aussage „die von den hotzen(-den Moosen)“ erheben.

Die politisch ungünstig verlaufende Entwicklung des „Hauensteiner Bauernstaates“ und die wahrscheinlich keine Gelegenheit auslassende, abschätzige Zweckpropaganda des Klosters St. Blasien hat dann bewirkt, daß ein

Wandel des Wortinhalts vom ehrbaren Sumpfländentwässerer, zum dummen Bauern und anderen ironisch witzelnden Umdeutungen eingetreten ist.

Dieser Bedeutungswandel hat zu regional unterschiedlichen Etymologien geführt. Die „Hauensteiner Hotzen“ hätten den Namen von den Pluderhosen, sagen die einen, die anderen vermuten, dem FNn Hotz läge ein altdeutscher Taufname zugrunde. Nach meinem Ermessen berichten beide, daß ein Hotz ein \*Hotzen(moos)männ gewesen ist, der Sümpfe entwässerte und seinen Hof am hotzen(-den Moos) errichtete.

---

#### Anmerkungen

1) Scheffel 1864

„ . . .  
Hoch nordwärts strich, die Nebel blau durchglänzend,

Der Hozenwald, die Ferne fein umgrenzend.“

2) Waldkircher Verlagsgesellschaft 1982, Seite 66  
Verf.: Die älteste Abbildung eines Hauensteiners mit Pluderhose stammt aus dem Jahre 1742 (s. Schmitt 1988, Seite 53). Die Bürger Deutschlands haben dieses Beinkleid, als dessen Vorläufer die Spanische Hose anzusehen ist, von den Landsknechten übernommen und vorwiegend in der 2. Hälfte des 16. Jh. getragen.

3) Götze 1918, Seite 52

4) Richter 1988, Seite 20

5) Verf.: Das lange ö läßt sich sprachgeschichtlich rechtfertigen. Im Alemannischen werden die langen Monophthong (i, ü, ü) bewahrt. Darauf deutet auch „hoitzen“ hin (A.10).

6) Baden 1839, Seite 27, Anm. 6

7) Badisches Wörterbuch, Band 2, Seite 779

8) Kuhlmann 1989, Seite 35

9) Metz 1980, Seite 15

10) Kluge 1975, Seite 586

rauh „ . . . , grob, haarig; unbearbeitet . . .“  
Verf.: Tuch ist ein gewalktes Gewebe, dessen Wollanteile verfilzt wurden. Lodentuch meint sowohl den rohen wie den nachbearbeiteten Stoff. Man hat dementsprechend zu unterscheiden und sollte deshalb den „row“ Hotzen als das unbearbeitete Gewebe verstehen. Da man nach der Länge verkaufte, wäre der Hinweis „noch schrumpfend, noch nicht gewalkt“ sinnvoll. Die ebenfalls überlieferte Schreibweise hoitzen deutet darauf hin, daß ein langes ö gesprochen wurde (vgl. Troisdorf).



<sup>11)</sup> Brechenmacher 1960, Seite 745

„Hotzenschneider, BN, 1492 Friedr. Hotzenschneider. Hotzen ist im 15. Jh. ein Stoff aus flämischem Garn“

<sup>12)</sup> Metz 1980, Seite 15

„... 1430 gab es in Schaffhausen einen Hotzenmacher ...“

<sup>13)</sup> Grimm 1984, Spalte 1845

<sup>14)</sup> Mitteilung von Herrn Emil Schwendemann, Murg/Baden

(Quelle: Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. 229/6685)

<sup>15)</sup> Metz 1980, Seite 142

<sup>16)</sup> Metz 1980, Seite 174

Verf.: Woher die Siedler kamen, ob sie aus dem Elsaß, der Schweiz oder aus anderen Regionen zuwanderten, ist weitestgehend unbekannt. Annehmen darf man jedoch, daß im Verlauf der 700jährigen Kolonisierung ein unterschiedliches Sprachgut auf den „Wald“ gelangte und auch manch altes durch ein neues Wortverständnis verdrängt wurde.

Auffällig ist das Nebeneinander von Stellenbezeichnungen mit den Silben Hotz-, Hot-, Hutz- und Hüt- in der Region Zürich (Hozzengut, Hottingen, Hutzikon = Hutzinghofen, Hütikon, Hütten u. a.). Namentlich nahezu übereinstimmende Örtlichkeiten sind auch im Gebiet der ehemaligen Hauensteinischen Einung Rickenbach anzutreffen (Hotzelmatt, Hottingen, Hütten). Im oberrh. Nordalem. ist ü zu ü gewandelt z. B. hüs zu hüs „Haus“.

Das Alemannische, die Sprache jenes zusammengewürfelten Haufens von -Sueben und anderen Germanenstämmen (Alle-Mannen), ist ein zersplitterter Dialekt, dessen Wortschatz oft im Umkreis von wenigen Kilometern wechselt (Südd. Sprachatlas).

<sup>17)</sup> Verf.: In der Schweiz existieren (postalisch) 1979 neun Orte namens Rickenbach (Kanton Zürich drei, Luzern, Schwyz, Solothurn, Aargau, Thurgau und Basel-Landschaft jeweils ein Rickenbach). Im Südschwarzwald gibt es neben dem Hauptort der ehemaligen Einung ein Riggenbach bei Bernau und ein Rickenbach zwischen Berau und Brenden. Auch Salem (Baden), Österreichs Wolfurt bei Bregenz und Lindau (Bodensee) verfügen über Eingemeindungen, die Rickenbach heißen.

<sup>18)</sup> Rickenbach/Wilen, Kanton Thurgau (CH). „Ricinbach“, Schenkungsurkunde vom 6. 8. 754 im Stiftsarchiv St. Gallen

<sup>19)</sup> Groß-Umstadt, Hessen

anno 766 = villa autmundisstat super fluvio ricchina (ricchin-aha). Quelle: H. Müller „Hess. Ortsnamenbuch“ (1937)

<sup>20)</sup> Rickenbach (Hotzenwald)

Metz 1980, Seite 740

„... Rickenbach ist ein altes Pfarrdorf... 1257 ist ein Diatericus viceplebanus in Rikinbach ...“

<sup>21)</sup> Duden 1963, Seite 560

<sup>22)</sup> Roos 1966, Seite 474 f.

<sup>23)</sup> Duden 1966, Seite 390, Kennzahl 4295

„Mit -en (aus -in) werden Stoffadjektiva aus Substantiven gebildet...“

<sup>24)</sup> Kaufmann 1972, Seite 14, 19

„... mdh. eichin „mit Eichen bestanden“, ahd. hagin „aus Dornengestrüpp gebildet“ ...“

<sup>25)</sup> Springer 1930, Seite 149

<sup>26)</sup> Boesch 1981, Seite 57, 172

<sup>27)</sup> Schwendemann 1986, Seite 120

<sup>28)</sup> Metz 1980, Seite 817

<sup>29)</sup> Metz 1980, Seite 15

„... Der unter der Burg Schenkenzell an der Kinzig gelegene Wohnplatz (Hozahusern 1315) wird anno 1560 noch genannt (Hotzenheuser) und ist dann abgegangen ...“

<sup>30)</sup> Wyss 1981, Seite 8

<sup>31)</sup> Hegi 1942, Seite 380

„... der umgebung, ein hotz ...“

Verf.: „umgebung“ ist in den einschlägigen Wörterbüchern nicht zu finden. Wahrscheinlich handelt es sich, wie Hegi vermutet, um einen Spott- oder Übernamen, dessen Bedeutung heute nicht mehr genau zu klären ist.

<sup>32)</sup> Wyss 1981, Seite 17

<sup>33)</sup> Brechenmacher 1960, Seite 744

„Hotz-, -mann, entstanden aus VN Huzo, Hotzo (zu einem aus Hug- anlautenden Vollnamen) ... Die Bezeichnung der hauensteiner Bauern ... als Hotzen (Hautzen) ist viel zu jung, um zur Erklärung dieses sehr alten Namens beigegeben zu werden ...“

Seite 671

„Hau(t)z, 1. entstanden aus VN Huzo. 2. kaum in Betracht kommt jüngeres Hauz = Bauer. Im liber Vagatorum (um 1510) Houtz = Bauer. 1350 Dietmar Hautz sitzt auf dem heutigen Hauenlehen i. d. Gemeinde Neustift (O/Österreich). Dazu Hauenberg (4mal in N/Bayern, 1mal in O/Österreich).“

<sup>34)</sup> Bahlow 1980, Seite 249

„Hotze, Hotz (obd.): bezeugt mit Berchthold Hozzo 1284 b. St. Gallen, Conr. Hozzo 1221 b. Würzburg, Hotze 1320/Tauber, Peter Hocz 1441 Mähren...“

Seite 214

Hautz (Bayern, Österreich): „nebst Hautzer, Hautzmaier, Hautzenberger, -dörfer, -eder, offenbar zu einem Flurnamen“

<sup>35)</sup> Badische Zeitung Nr. 111 vom 15. 5. 1992, Seite 25

<sup>36)</sup> Schreiber 1837, Seite 29

<sup>37)</sup> Grimm 1984, Spalte 713 (auch Spalte 2000, Hutz)

„Hauz, m. ein gaunerwort für bauer, mit dem beisinn des tropfes, tölpels: ich halt sie (die zigeuner) für betler, kundtschafter oder verräter, welche den hautzen und die hautzin besefeln (betrügen).“

... auch in der form huz: die hutzen besefeln und kamesieren. ... und hü; ein landfahrer spricht: die (kleinigkeiten) wil ich hauszen bei den hützen an eier, kász und gelt verstúten. ...“

---

### Abkürzungen

ahd.	althochdeutsch
alem.	alemannisch
hess.	hessisch
mdal.	mundartlich
mhd.	mittelhochdeutsch
nd.	niederdeutsch
obd.	oberdeutsch
rotw.	rotwelsch
* ...	rekonstruierte Wortform
A.	Anmerkung
BN	Berufsname
FN	Familienname
Jh.	Jahrhundert
ON	Ortsname
PN	Personenname
TN	Taufname
Verf.:	Zusatz des Verfassers
VN	Vorname
ZN	Zuname

---

### Literatur

- Bader 1839  
Josef Bader, Die ehemalige Grafschaft Hauenstein und ihre Bewohner, Badenia, 1. Jahrgang
- Bahlow 1980  
Hans Bahlow, Deutsches Namenlexikon
- Boesch 1981  
Bruno Boesch, Kleine Schriften zur Namenforschung
- Brechenmacher 1960  
Josef Karlmann Brechenmacher, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Familiennamen, Band 1
- Duden 1963  
Der Große Duden, Band 7, Etymologie
- Duden 1966  
Der Große Duden, Band 4, Grammatik
- Götze 1918  
Alfred Götze, Neujahrsblätter der Bad. Hist. Komm. N. F. 18

- Grimm 1984  
Jakob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, Band 10
- Hegi 1942  
Friedrich Hegi, Der Glückshafenrodel des Freischießens zu Zürich 1504
- Kaufmann 1972  
Henning Kaufmann, Grundfragen der Namenskunde, Band IV
- Kluge 1975  
Friedrich Kluge und Walther Mitzka, Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Sprache, 21. Auflage
- Kuhlmann 1989  
Wolfgang Kuhlmann, Der Schwarzwald 1/89, Zeitschrift des Schwarzwaldvereins
- Metz 1980  
Rudolf Metz, Geologische Landeskunde des Hotzenwalds
- Richter 1988  
Erhard Richter, Das Markgräfler Land, Heft 1/88
- Roos 1966  
Klaus Peter Roos, Die Flurnamen der Freiburger Bucht, Phil. Diss. Freiburg i. Br.
- Scheffel 1864  
Joseph Victor von Scheffel, Der Trompeter von Säckingen, Gedicht zur 4. Auflage
- Schmitt 1988  
Heinz Schmitt, Volkstracht in Baden
- Schreiber 1837  
Heinrich Schreiber, Geschichte der Salpeterer auf dem südöstlichen Schwarzwald, erzählt nach den Aufzeichnungen von Joseph Lukas Meyer (vor 1810)
- Schwendemann 1986  
Emil Schwendemann, Vom Jura zum Schwarzwald, Fricktalisch-Badische Vereinigung f. Heimatkunde
- Springer 1930  
Otto Springer, Die Flußnamen Badens und Württembergs
- Waldkircher Verlagsgesellschaft 1982  
Der unbekannte Scheffel, Badische Reihe; 10
- Wyss 1981  
Josef Wyss, Bürger von Baar

---

### Danksagung

Herrn Professor Dr. Albrecht Greule, Universität Regensburg, Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft, verdanke ich wertvolle Hinweise

# Pianistin aus dem Hegau

Frieda Elise Kwast-Hodapp (1880—1949)

*Horst Ferdinand, St. Augustin bei Bonn*

Die Künstlerin war eine der bedeutendsten Klaviervirtuosinnen der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Sie wurde in dem kleinen Dörfchen Barga (heute: Ortsteil von Engen) als Tochter eines armen Dorfschulmeisters geboren. Der Vater Anton Hodapp stammte aus der Aachener Gegend und hatte, gegen den erklärten Widerstand seiner Eltern, deren Vorfahren seit Menschengedenken Bauern waren, den Lehrerberuf erlernt; die Mutter Maria geb. Beschle war „Alemannin“, wie die Tochter Frieda schrieb. Beide Eltern kamen aus Familien mit je 16 Kindern; Anton und Maria Hodapp hatten 14, 4 davon starben im Kindesalter. Frieda war das erstgeborene Kind. Sie bewahrte ihrer badischen Heimat ihr Leben lang Treue; immer wieder kehrte sie, die später gefeierte Pianistin, in die Schwarzwaldheimat, vor allem die Triberger Gegend, zurück. Ihre letzten Lebensjahre verbrachte sie in Heidelberg. Dort stand sie in der Zeit vor jetzt 50 Jahren mit zwei bekannten Heidelberger Musikerpersönlichkeiten in Verbindung, dem Universitätsmusikdirektor Professor Dr. Hermann Meinhard Poppen<sup>1)</sup> und dem Musikpädagogen, Leiter der Musikhochschule und späteren Leiter der Sendestelle Heidelberg des Süddeutschen Rundfunks Dr. Fritz Henn<sup>2)</sup>. Im Nachlaß des letzteren fand sich eine 115seitige Selbstbiographie der Pianistin, die sie im Jahre 1934 niedergeschrieben hatte. Sie ist dank der Beobachtungsgabe der Künstlerin und ihrer Fähigkeit zu lebendiger Schilderung ein zeitgeschichtliches Dokument ersten Ranges und vermittelt aufschlußreiche Einblicke in das Werden und Wirken der künstlerischen Persönlichkeit, ist aber auch wegen ihrer engen Zusammenar-

beit mit zwei großen Komponisten, Max Reger und Ferruccio Busoni, von musikhistorischem Interesse. Mit der dankenswerten Zustimmung der Verwalterin des Nachlasses von Dr. Fritz Henn, Frau Dr. med. Beate Nabein geb. Henn, Heidelberg, werden hier erstmals Passagen aus dem Manuskript Frieda Kwast-Hodapps veröffentlicht.

Über ihren Geburtsort Barga schreibt die Verfasserin:

„Eine sehr arme Bevölkerung bewohnte das Dorf. Neben der bäuerlichen Tätigkeit verdienten Frauen und Kinder durch Heimarbeit einige Pfennige. Sie nähten für die Knopffabrik in Engen Porzellanknöpfe auf zuckerhutblaues Papier, so, wie man sie noch jetzt zu kaufen bekommt. Dort holten die Frauen das Material, es in Körben auf dem Kopfe tragend, ab. Auch meine Mutter sah ich staunend auf diese Weise, den Korb auf dem Kopf, in dem kleinen Städtchen ihre Einkäufe machen. Je drei Dutzend Knöpfe mußten zu Hause auf eine Karte aufgenäht werden, um sie tadellos und sauber dann wieder abzuliefern. Kein Fadenknoten durfte auf der Rückseite zu sehen sein. Für jede Karte bekam man dann einen Pfennig. Ich selbst habe als 13jähriges Kind, zu Besuch dort weilend, meinen kleinen Freundinnen geholfen und konnte bei zehnstündiger Arbeit und flinker Technik 62 Pfennig am Tag verdienen, die ich stolz und beglückt zu Hause abgab.“

Nach wenigen Jahren in Barga siedelte die Familie — mit dann schon drei kleinen Kindern — nach Karlsruhe über, da der Vater ein — sehr geringes — Stipendium bekam, um eine Zusatzausbildung zu absolvieren, die ihn

zum Unterrichten an Gewerbeschulen berechnete. Er wurde nach dem „kümmerlichen Jahr“ in der Residenz nach Schonach bei Triberg versetzt, und hier wurde die musikalische Begabung Friedas entdeckt:

„Mein Vater hatte für seinen Kirchenchor, den er leitete, eine lateinische Messe komponiert. Da ich alles sofort auswendig sang und das absolute Gehör zeigte, beschloß er, mich Musik lernen zu lassen. Er gab mir selbst Unterricht, obwohl er nie jemanden künstlerisch spielen gehört und von höherer Wiedergabe keine Ahnung hatte. Ich war 4½ Jahre, als der Unterricht begann. Allerdings stellten sich Schwierigkeiten ein, denn wie sollte ich die Noten kennen lernen, ohne lesen zu können? Es ging aber doch, und ich fühle noch das Geheimnisvolle der Notenschrift, wie sie auf mich wirkte. Auch an einem Strohhalm, der in Halbe, Viertel und Achtel geschnitten wurde, lernte ich den Wert der Noten kennen. Es wurde ein besseres Tafelklavier von Lipp angeschafft und die ganzen Musikklassiker, und ich meinte, daß ich, wenn ich diese Bücher alle ausgespielt hätte, dann eine fertige Künstlerin sei. Mit fünf Jahren kam ich in die Schule. Da mein Vater tagsüber Schuldienst hatte, wurde ich um fünf Uhr morgens geweckt und mußte mit ihm meine Klavierübungen machen. Das war hart, besonders im Winter, und zum kindlichen Fröhlichkeit blieb mir wenig Zeit, denn ich mußte ja auch in die Schule und Aufgaben machen . . .

In der Musik machte ich hübsche Fortschritte, sodaß ich mit sechs Jahren im dortigen Gasthaus (in Schonach) mein erstes kleines Konzert geben konnte, das gut ausfiel, obwohl ich gerade erst von den Masern genesen war und mich etwas bläßlich fühlte. Noch einen anderen Erfolg hatte ich um jene Zeit mit meinem Klavierspiel: Da die Anschaffungen des Instrumentes und der Noten weit über die Verhältnisse der Eltern gingen, kamen große Bedrängnisse, die ich mit erleiden mußte. Eines Tages erschien der Gerichtsvoll-

zieher und wollte das Klavier abholen. In der Not sagte mein Vater, ich solle diesem Manne etwas vorspielen. Ich tat es und der Beamte war so gerührt, daß er uns nicht nur das so gut verteidigte Klavier beließ, sondern mir noch 30 Pfennige schenkte.

Zu meinen Klavierstudien kam nun auch Theorie dazu und die Kunst, vom Blatt zu spielen. Letzteres wurde auf drastische Art geübt. Mein Vater legte mir die schwierigsten Stücke vor. Ich mußte sie abspielen. Er selbst stand hinter mir und schlug den Takt mit einem Stück Holz auf die Lehne meines Stuhles. Wehe, wenn ich gezögert hätte oder das Spiel unterbrochen. So lernte ich rasch überblicken und schnell erfassen.“

Friedas Vater hatte von einem musikalischen Wunderkind gehört, das damals viel von sich reden machte und in ihm den Wunsch erweckte, ähnliche Lorbeeren — und Erträge — mit Frieda einzuheimsen. Er ließ sie vom Leiter der Karlsruher Musikschule, dem Hofkonzertmeister Carl Will, prüfen. Frieda wurde von dem damals schon hoch in den Siebzigerjahren stehenden Musiker als begabt befunden, und es wurde vereinbart, daß die damals Siebenjährige als Freischülerin in die Musikschule aufgenommen werden sollte. Will kümmerte sich auch um die Bereitstellung der Mittel für Friedas Ausbildung und trat deshalb mit der ihm bekannten Großherzogin Luise<sup>3)</sup> in Verbindung:

„Sie wurde meine Protektorin, schenkte mir im Verein mit einigen vornehmen Familien die Mittel zum Studium, und meine nächste Zukunft war gesichert.“

Ein erstes Schülerkonzert nach kurzer Zeit verlief erfolgreich, und Will gab Frieda in die Obhut einer älteren Dame.

„Nun war ich in der Welt, aber meine Heimat und meine Familie hatte ich verloren . . . Ich hatte ein namenloses Heimweh nach meinen Bergen und meinem Elternhaus, daß es mich schier erdrücken wollte.“

Der rührende alte Herr tröstete sie und war ihr ein ebenso liebevoller wie strenger Lehr-

meister bei ihrer musikalischen Ausbildung. Bei Will traf sie auch mit der ersten musikalischen Berühmtheit zusammen — viele, viele sollten im Lauf ihres wechselvollen Lebens folgen —, dem Komponisten Vinzenz Lachner<sup>4)</sup>:

„Er verlangte, mich zu hören und wollte sehen, was ich gelernt hatte. Auswendig spielen durfte ich damals nicht, denn man war der Meinung, daß aus dem Gedächtnis spielen eine gewisse Ungenauigkeit bewirke. Ich spielte die große Es-Dur-Sonate von Haydn. Lachner stellte während des Spieles das Notenbuch auf den Kopf, wendete mir die Blätter falsch um und wollte dadurch ergründen, ob ich den Text so gut konnte, daß ich mich durch solche Scherze nicht irritieren ließ. Ich bestand mein Examen gut, aber ich fand ihn einen wunderlichen Alten.

In Konzerte schickte man mich nicht, und alles, was ich lernte, kam aus mir selbst, denn

es spielte mir auch niemand vor. Obwohl ich eine gute Schülerin war, nur zu lebhaft, erhielt ich in der Musikschule wie auch in der anderen Schule im Betragen einigemal die Bemerkung „unruhig“. Von Herrn Will wurde das sehr gerügt, und als die Musikschule mir dieses Prädikat abermals gab, war ich sehr unglücklich und erregt. Ich ging zum Direktor und weinte so lange, bis ich ihn bewog, es auszuradieren und in „gut“ umzuändern.“ Jeweils in den Ferien durfte sie nach Hause — „das war ein Fest“. Rückschauend beschreibt die Künstlerin, wie sich Frauen und Kinder damals ein kleines Zubrot verdienten:

„Auch die Schwarzwaldbevölkerung verdiente neben der bäuerlichen Arbeit ihr Geld durch Heimarbeit, die Männer durch Uhrenmachen, die Frauen und Kinder durch Strohflechtereien. Sie machten Borten für Hüte, und damit auch die Kinder es schon gut erlernten, hatte man in der Handarbeitsstun-



Frieda Kwast-Hodapp 1902 (aus: „Deutsche Kunst und Dekoration“ Mai 1902 S. 398)

de zuerst Unterricht im Flechten. Ich sah das, und da meine kleinen Hände geschickt waren, flocht ich auch und bekam schon als vierjähriges Kind den ersten Preis, der in 20 Pfennigen bestand . . . Es kam nicht nur auf die verschiedene Zahl der Halme an, mit der geflochten wurde, sondern auch auf die Stärke und Farbenzusammenstellung der gefärbten Halme. Ganz dicke Halme wurden mit einem Messer gespalten und daraus die zartesten und schwierigsten Verzierungsborsten geflochten. Es war mühsam, bis alles zum Arbeiten zurechtgemacht war. Zuerst wurde das Stroh auf dem Feld geschnitten, in kleine Bündelchen zusammengebunden und auf dem Feld ausgebreitet, damit die Sonne es bleichte, und dazwischen wurde es mit Wasser begossen. Dann galt es, die Ähren zu entfernen und die Halme von Knoten zu Knoten zu schneiden, aus den Hüllen zu ziehen und in verschiedene Bündelchen nach dem Stärkegrad auf den Tisch zu legen, denn der Kornhalm ist oben dünn und wird von Knoten zu Knoten nach unten dicker. Sortiert kamen dann die geschnittenen zusammengebundenen Halme in eine Schwefelkiste, um vollkommen darin zu bleichen. Darauf konnte man anfangen zu flechten . . . Natürlich stürzte ich mich in den Ferien auf diese Arbeit und habe mir und manchen Freunden die Hutborsten geliefert.“

Jedesmal, wenn Frieda in den Ferien nach Hause kam, fand sie ein neues Brüderchen oder Schwesterchen vor, und da ging es in der großen Familie karg zu. Es wurde beschlossen, daß Frieda ihre musikalischen Fähigkeiten in den Ferien einsetzen sollte, um die finanzielle Lage zu verbessern.

„Ich spielte in den benachbarten Städtchen in kleinen Konzerten, die mein Vater arrangierte. Ich tat es gerne, — aber ich mußte selbst das Geld einsammeln, und das empfand ich trotz der Jugend in meinem Kindergemüt demütigend und beschämend. Ich konnte aber doch an solchen Abenden 15—25 Mark einnehmen, und wenn ich dieses Geld meiner

Mutter abgab, so war ich sehr glücklich . . . Oft kamen wir um 12 Uhr oder ½1 Uhr nachts nach Hause. Meine Mutter wartete auf uns, kochte mir Cacao, zu dem ich einen Wasserweck bekam, und wenn wir dann das errungene Geld zählten, so waren wir selig.“ Als eine Schülerin des berühmten Virtuosen und Komponisten James Kwast<sup>5)</sup>, Magda Eisele, Frieda bei einem Prüfungskonzert der Musikschule hörte, empfahl sie, daß die Elfjährige ihr Studium an dem angesehenen Frankfurter Konservatorium fortsetzen sollte, wo Kwast lehrte. Dieser nahm Frieda als Schülerin an, da er glaubte, daß sie großes Talent habe, und wieder fanden sich Gönner, die Studium und Aufenthalt bezahlten. Nach einjährigem Unterricht bei Magda Eisele und Professor Kwast wurde sie im Frankfurter Konservatorium als Freischülerin aufgenommen. Über eine der Lehrerinnen an diesem Institut berichtet Frieda:

„Clara Schumann<sup>6)</sup> war sehr streng und eigen. Sie schrieb ihren Schülerinnen, meist Engländerinnen und Australierinnen, vor, wie oft sie im Winter tanzen dürften, tadelte helle Blusen als zu auffallend und dergleichen, schickte ihre Töchter an unserem Haus vorbei, um zu hören, wie geübt würde. Gewöhnlich wußte Frau Schumann auf diese Weise schon vor den Stunden, was die Schülerinnen falsch machten, und diese gingen daher mit großer Angst zum Unterricht. Das beeinflusste mich etwas gegen sie, und da ich sie selbst und ihren Charme nicht kennenlernen konnte, so dachte ich mehr mit Schrecken an sie als in Verehrung, die ihr sonst von allen Seiten im reichsten Maße zuströmte . . . Ich spielte gern lebhaftes phantasievolle Stücke. Versonnenes lehnte ich damals noch ab, weil ich damit in meiner tatenfrohen Kindheit nichts anzufangen wußte. Manchmal schüttelte man die Köpfe, wenn ich bei den Konzertaufführungen des Konservatoriums Freude an Geläufigkeit und Oktaven zeigte. Man zweifelte an meinem guten Geschmack, und die Meinung über meine Zukunft wurde

ganz bedenklich, als ich in der Formenlehre, wo ich Symphoniesätze abspielen sollte, erklärte, daß ich langsame Sätze nicht gern spiele. Ich mußte mich erst austoben und die Finger laufen lassen, wenn ich bewegte Tempi hatte, fühlte ich mich in meinem Element.“ Nach sieben langen und arbeitsreichen Studienjahren (1891—1898) schlug Professor Kwast vor, daß sich Frieda an einem damals berühmten Klavierwettbewerb, bei dem der Gewinner den Mendelssohnpreis erhielt, beteiligen sollte:

„Ich meldete mich an und fuhr zum ersten Mal nach Berlin. Ich war 18 Jahre alt, hatte als Programm das fis-Moll-Präludium und Fuge aus Bachs Wohltemperiertem Klavier II. Teil, ferner 12 Etüden op. 25 von Chopin und die f-Moll-Sonate von Brahms. Joachim<sup>7)</sup>, Herzogenberg<sup>8)</sup> und Radecke<sup>9)</sup> waren die Preisrichter. Nachdem ich stundenlang gewartet hatte, spielte ich einen Teil dieser Stücke. Joachim reichte mir am Schluß freundlich die Hand und sagte: „Fräulein Hodapp: Hut ab“. Ich reiste sofort nach Frankfurt zurück, einige Tage später kam die Nachricht, daß ich den Preis errungen hätte. Ich freute mich unendlich.“

Das Preisgeld betrug 1500 Mark, eine für Frieda ungeheure Summe. Sie ermöglichte ihr, ausgestattet mit einem glänzenden Abgangszeugnis des Konservatoriums ihre künstlerische Laufbahn zu beginnen. Im Richard-Wagner-Verein in Darmstadt trat sie erstmals öffentlich auf, und die Beziehungen nach Darmstadt verdichteten sich mehr und mehr, so daß sie sich entschloß, dorthin übersiedeln. Im Hause des kunstsinnigen Ehepaars Otto und Lilli Wolfskehl<sup>10)</sup> lernte sie den regierenden Großherzog Ernst Ludwig<sup>11)</sup> kennen, der von ihrem Spiel sehr angezogen war und ihr nach einiger Zeit empfahl, „ein größeres Wirkungsfeld kennenzulernen“ und in Rußland zu konzertieren; dorthin verbanden ihn verwandtschaftliche Beziehungen. Der Reiseplan entstand bei einem Besuch der älteren Schwester des Großherzogs,

Elisabeth Fjodorowna<sup>12)</sup>, Gattin des Großfürsten Sergius Alexandrowitsch<sup>13)</sup>. Elisabeth war die ältere Schwester der Zarin Alexandra Fjodorowna. So wagte die 21jährige die Reise in das fremde Land mit seinen „unendlichen weißen Schneefeldern“ und den „Riesentfernungen“, wo alles anders war als alles, „was ich dergleichen sonst gesehen hatte“. Am dritten Tag des Aufenthalts sollte sie der Zarin<sup>14)</sup> vorspielen.

„Sie ließ mich holen, und erregten Herzens kam ich in das Winterpalais. Der Flügel, auf dem ich spielte, war bemalt und schön, und eine kleine Gesellschaft war geladen, nur verwandte Großfürsten und die engste Umgebung. Die Zarin erschien im rosa Seidenabendkleid und war anmutig majestätisch anzuschauen. Nach der Begrüßung spielte ich. Dazwischen wurden Erfrischungen gereicht, geplaudert, und die Zarin mit ihrem wehmütig schmerzlichen Ausdruck des Mundes und Antlitzes frug mich vieles nach ihrer Heimat und dem großherzoglichen Bruder. Sie war von meiner Kunst erfreut, wie auch die Gäste, aber da alles im gedämpften Ton gesprochen wurde, kam ich mehr beklommen als beglückt nach Hause und hatte ein trauriges Gefühl. Noch einige Male sah ich die Zarin, aber nie in fröhlichem Glanz, sondern immer umhüllt von einer gewissen Wehmut.“

Danach öffneten sich ihr die Salons und Palais des russischen Hochadels. Lebenslang übrigens fühlte sich die Tochter des Dorfschulmeisters zum Adel und zu gekrönten Häuptern besonders hingezogen. Auf Wunsch des Großfürsten Sergius reiste sie nach einigen Wochen in St. Petersburg nach Moskau, wo Sergius Gouverneur war.

„Dabei war ich täglich einige Stunden bei der Großfürstin. Sie war die ältere Schwester der Zarin und eine lieblich wunderschöne Erscheinung. Manche nannten sie „den Engel“, und als sie später nach Ermordung des Großfürsten ins Kloster ging, hatte dieser Name Berechtigung. Sie ging aus freiem Willen zum

Katholizismus über<sup>15)</sup>) und nahm später in ihrem Kloster sterbende Menschen auf, die sonst kein Unterkommen fanden. Ihnen sprach sie Trost zu und bereitete sie für ein erlösendes beglückendes Jenseits vor. Sie war wie eine zweite „heilige Elisabeth“, für die sie große Verehrung hatte, und ihr schweres Schicksal durch die Ermordung ihres Gatten und ihre klösterliche Tätigkeit, dazu ihr eigener grausig furchtbarer Tod, läßt sie bei den hinterbliebenen Freunden in diesem Andenken.“

Die Großfürstin verschaffte ihr auch eine Einladung zur Mitwirkung bei einem Sinfoniekonzert:

„Niemand hatte eine Ahnung von mir, aber ich erlebte einen Erfolg, daß ich 16mal vor die Rampe gerufen wurde. Mir schwindelte, denn das war mir noch nicht begegnet.“

Sieben Wochen hielt sich die junge Künstlerin in Moskau auf, reich beschenkt und wohl auch ein bißchen verwöhnt — man wußte ihre Kunst zu schätzen. Mit der Großfürstin blieb sie bis zum Ausbruch des Weltkriegs 1914 in brieflicher Verbindung. Auch finanziell war diese erste Konzertreise ein Erfolg: „Ich hatte so viel verdient, daß ich zum ersten Male ein kleines Vermögen angesammelt hatte.“ Aber bei einer Schlittenfahrt verlor sie ihre Börse, und die Firma Ibach — auf deren Flügeln sie spielte — half ihr aus der Verlegenheit.

22jährig heiratete sie im Jahre 1902 ihren Lehrer James Kwast; er war 28 Jahre älter. In dreimonatigen Ferien zeigte er ihr seine holländische Heimat. Eine Reise nach Großbritannien schloß sich an, und nach einigen weiteren Ferienwochen im Schwarzwald begann der Alltag des Ehepaars in Berlin. Kwast war vom Frankfurter Konservatorium an das berühmte Klindworth-Scharwenka-Konservatorium<sup>16)</sup> übergewechselt. Eine zweite Rußlandreise wurde unternommen — das Ehepaar konzertierte an zwei Flügeln —, und wieder ergaben sich für Frieda unvergeßliche

Eindrücke wie der Besuch des Zarenpaars in Moskau:

„Wir hatten die Erlaubnis, bei den Feierlichkeiten anwesend zu sein, und standen dem Festzug zum Greifen nahe. Der ganze Kreml war überfüllt von Menschen, die schon die ganze Nacht zuvor dort gestanden hatten. Das Czaren-Paar erschien auf der berühmten roten Treppe mit der ältesten Prinzessin an der Hand, denn der Thronfolger war damals noch nicht geboren. Als es sichtbar wurde, ertönten alle Glocken Moskaus. Wer das jemals erlebt hat, wird es nie vergessen. Hunderte von Kirchen, die Moskau birgt, alle mit mehreren Glocken, vom höchsten Ton im schnellsten Tempo sich wiederholend bis zum tiefsten Klang, der nur in langen Zwischenräumen erklingt. Es war überwältigend: die Menschen knieten alle nieder, und mir stürzten die Tränen aus den Augen vor Erregung und Ergriffenheit. Der Czar sprach zu seinem Volk, dann schritt man zur Kirche, die Treppe herunter, das Czaren-Paar voran, dahinter das großfürstliche Paar, dann die hohe Geistlichkeit in ihren schwerbestickten Prachtgewändern. Als die Czarin und die Großfürstin an uns vorbeisritten, hatten sie Tränen in den Augen, und ihr Antlitz war blaß. Es war zu Osterzeit und in den Strassen noch Schnee.“

„Ich hatte, angeregt von allem, solche Lust bekommen, mehr von dieser Welt zu sehen und mich anderwärts hören zu lassen“, stellte Frieda am Schluß ihres Rußlandaufenthalts fest. So unternahm das Ehepaar die für damalige Verhältnisse abenteuerliche Reise von Moskau nach Konstantinopel; aber zu einem Vorspielen beim Sultan kam es wegen des damaligen russisch-türkischen Gegensatzes nicht; die Empfehlungsschreiben des Paares waren alle in russischer Sprache ausgefertigt worden. „Darüber war ich sehr betrübt, denn eine Künstlerin konnte damit rechnen, daß wenn sie beim Sultan gespielt hatte, sie auch für den Harem aufgefördert worden wäre, und das hätte mich sehr interessiert.“ Aber



die Hagia Sophia, der Galataturm, die Minaretts und Bazare und das Goldene Horn hinterließen unauslöschliche Eindrücke. Für Athen und Sofia blieb keine Zeit mehr, da das Paar in Berlin erwartet wurde; aber ein Aufenthalt in Bukarest ließ sich noch einschleppen, und selbstverständlich stand auch da wieder der Besuch bei einer Herrscherin auf dem Programm:

„Bei der Königin Carmen Sylva<sup>17)</sup> hatten wir Briefe abzugeben. Sie empfing uns herzlich, und da sie als rheinische Prinzessin meinen Mann von Köln her kannte, war sie zu ihm besonders liebenswürdig. Von mir wußte sie nichts. Sie empfing jeden Nachmittag, und immer war eine kleine Gesellschaft beisammen, und man unterhielt sich in geistiger Weise. Die Königin selbst war gewöhnlich mit einer ihrer berühmten Handarbeiten beschäftigt, wozu sie sich Perlen und Edelsteine aus Konstantinopel schicken ließ und daraus die herrlichsten Dinge verfertigte. Mein Mann spielte, und sie hatte große Freude daran. Aus Freundlichkeit bewilligte sie seine Bitte, daß auch ich etwas spielen dürfe, und er erzählte mir dann nachher, daß die Königin bei meinem Spiel ihre Handarbeit sinken ließ und ihn erstaunt und fragend angesehen hätte. Nun waren wir jeden Tag stundenlang dort. Sie war das, was man im höchsten und schönsten Sinne „deutsch“ nennt, aufrichtig, warm, mutig und edel. Es waren herrliche Tage. Wir spielten und plauderten, und sie erzählte uns dabei, daß sie jeden Morgen in aller Frühe schon aus Bachs Wohltemperiertem Klavier spiele. Sie stand sehr zeitig auf, ihr ganzer Tag war in Arbeit eingeteilt, im Bemühen, den Menschen und dem Schönen, Edlen zu dienen.“

Carmen Sylva wollte das Paar zum Bleiben in Bukarest überreden, aber Frieda fand, daß Berlin für ihre weitere künstlerische Entwicklung besser geeignet sei. Nach der Rückkehr nahm sie ihr Studium wieder auf, bei dem sie ihr Mann anleitete — sie sah sich lebenslang als Lernende, nie Fertige an —, und erteilte in

den ersten Jahren der Ehe auch noch Unterricht in Darmstadt; jeden Monat verbrachte sie einige Tage dort, mußte dies jedoch einstellen, als die Konzertengagements immer zahlreicher wurden.

In dem ersten großen Orchesterkonzert, in dem Frieda in Deutschland auftrat, spielte sie ein Klavierkonzert des damals bekannten Komponisten Graf Hochberg<sup>18)</sup>, des früheren Intendanten der Berliner Theater, der dank seiner Verbindungen Frieda mehrere Engagements vermitteln konnte. Kein geringerer als Richard Strauss dirigierte das Hochberg-Konzert, das später noch einmal bei einem Musikfest in Görlitz unter Leitung des Dirigenten Karl Muck<sup>19)</sup>, eines weiteren „Stars“ der Epoche, aufgeführt wurde. In diese Zeit fällt auch Friedas Begegnung mit einem anderen großen Dirigenten, Otto Klemperer<sup>20)</sup>, der Kwast als dessen Schüler von Frankfurt nach Berlin gefolgt war:

„Da er einen Wettbewerb mitmachen und sein Studium in den Ferien nicht unterbrechen wollte, begleitete er uns einen Sommer in den Schwarzwald. Er war noch ein Jüngling, aber mit der Glut und Hingabe, die ihm jetzt noch zu eigen ist. Jung in seinem Fühlen und die Jugend verstehend, setzte er sich mit aller Wärme und Wucht für sie ein. Später, als er der gefeierte Dirigent war, fühlte ich immer noch stark seine Inbrunst und seine Leidenschaftlichkeit in seinen musikalischen Darbietungen.“

Aber nun stand Frieda eine für ihren Lebensweg entscheidende Begegnung bevor:

„Nach dem Studium der Hammerklaviersonate mit ihrer Fuge war es nichts Verwunderliches, daß ein neues Werk meine lebhafteste Aufmerksamkeit erregte, welches mir zur Ansicht in Haus geschickt wurde — die Bach-Variationen von Reger<sup>21)</sup>. Ich hatte nie etwas von ihm gehört, sah nur das Riesenhafte der Fuge, und wollte das Stück näher kennenlernen. Es war Sommer und ich hatte Zeit. So studierte ich dieses Werk. Die überreichen

Variationen mit dem herrlichen Bachschen Thema griffen mir ans Herz. Ich arbeitete es aus und lernte es auswendig, was damals schwierig war. Im Oktober 1906 fuhr ich nach Leipzig, um es Reger vorzuspielen. Ich kannte ihn nicht persönlich und meldete mich also bei ihm an. Bevor ich zu ihm ging, machte ich einen kurzen Besuch bei dem alten Lehrer meines Mannes, Carl Reinecke<sup>22)</sup>, und hatte ein merkwürdiges Gefühl, so rasch hintereinander zwei Welten auf mich wirken zu lassen. Nach einer kurzen Begrüßung bei Reger spielte ich ihm vor. Aufmerksam lauschte er und sagte mir am Schluß, „jetzt weiß ich erst, was für ein Werk ich geschrieben habe“. Die Wiedergabe hat ihm einen tiefen Eindruck gemacht. Er setzte sich ans Klavier, spielte mir einige Takte vor und sagte: „Ich werde für Sie ein Werk schreiben“. Ich war ganz beseelt von Glück und reiste mit diesem Gefühl nach Berlin zurück. . . Im Januar 1907 spielte ich in Berlin zum erstenmal Regers Bach-Variationen. Der künstlerischer Erfolg war so groß, daß man fand, ich sei auf der Stufe, bei Nikisch<sup>23)</sup> in Hamburg zu spielen. Das war mir eine besondere Freude. Mit Nikisch spielte man ohne vorherige Probe oder Verständigung, wenn es sich nicht gerade um ein neues Werk handelte. Das war eine aufregende Sache und dennoch, wenn es gut gelang, besonders reizvoll. Denn wenn man sich auch sonst bemüht, im Ausdruck sehr präzise zu sein, um dem Dirigenten anzuzeigen, was man möchte, so hatte es auch etwas Frisches, Improvisierendes, sich dem Moment zu überlassen, in gemeinsamer schöpferischer Weise aufeinander einzugehen und sich im Gestalten zu finden. Nie werde ich deshalb das beseligende Gefühl vergessen, das ich nach solchen gelungenen Abenden hatte. Nikisch war neben dem herrlichen Künstler eine bezaubernde Persönlichkeit. Schwierigkeiten des Dirigierens kannte er nicht, für alle Solisten war er ein idealer Begleiter. Er folgte, ließ dem Spieler freie Hand, unterstützte und regte an.“

Das erste Reger-Fest fand im Jahre 1910 in Dortmund statt, im „wunderschönen alten Rathaus“.

„Dort sprach der Oberbürgermeister die Begrüßungsworte, dann sang Frau Erler-Schnaut einige Lieder, und der Abschluß dieser Feier waren die Bach-Variationen, die ich spielte. Ich war mit bewußt, welche außerordentliche Aufgabe ich übernommen hatte, war es doch Regers größtes Solowerk, das vor der breiteren Öffentlichkeit erklingen sollte. Wochenlang vertiefte ich mich ganz in das Studium, lebte nur darin und hatte für nichts anderes Sinn. Es war mir etwas Heiliges. Als nun die ganze festliche Zuhörerschaft versammelt war, Reger in der ersten Reihe, spielte ich dieses grandiose Werk, und nachdem die Fuge zum glanzvollen Abschluß getragen war, brach ein Jubel und Staunen aus. Ich selbst war so erschüttert vom Werk sowie auch von der Konzentration des Spielens, daß ich beim Verneigen vor dem Publikum in die Knie gesunken wäre, wenn nicht mein Mann vor Freude über das Gelingen mich aufgefangen hätte. Ich war selig, es war einer der schönsten Momente meines Lebens. . . Über Reger selbst ist viel geschrieben und erzählt worden, auch ein großer Teil seiner Briefe wurde veröffentlicht, so daß meinerseits kaum noch etwas beizufügen wäre. Mich persönlich zog vor allen Dingen sein großer Ernst an. Gewiß hatte er Humor, und gewöhnlich lernten ihn die Menschen nur von dieser Seite kennen. Aber das war nicht das Bestimmende. Eine gewisse Scheu und Befangenheit ließ ihn diese Seite manchmal übertreiben. In Wirklichkeit war er eine, ich möchte sagen, mittelalterliche Gestalt. Er hätte gut als Mönch sein Leben im Kloster verbringen und dort seine großen Werke schreiben und ganz darin aufgehen können. Sein Schaffensdrang war stark, seine Arbeit floß ihm leicht aus der Feder, und die Fülle seiner Einfälle war so groß, daß er zu nichts anderem als zu seiner Musik Zeit fand. Er mußte sich wohl in diesem Tempo und in

diesem Ausmaß ausleben, denn als er im 43sten Jahr starb, hat er ungefähr 1000 Werke hinterlassen . . . Gekämpft hat er furchtbar, und man hat es ihm schwer genug gemacht. Trotzdem habe ich ihn aber nie mutlos gesehen, auch nicht nach einem Mißerfolg. Vieles hat ihn wohl geschmerzt, aber das Bedürfnis nach innerer harmonischer Ausgeglichenheit machte ihn dann doch wieder gleichmäßig heiter. Gegen männliche Freunde war er zutraulich und warm, gegen Frauen im innersten Wesen zurückhaltend und scheu. Unsere jahrelange künstlerische Verbundenheit brachte uns eine reiche gegenseitige Korrespondenz, ein öfteres Sehen und zusammen Musizieren. Ich glaube wohl, sagen zu dürfen, daß ich sein Wesen im Grund erkannte und erfaßte. Aus ähnlichem Boden stammend wie er, brauchte er oft nichts zu sagen, ich kannte sozusagen seine Meinung, bevor sie ausgesprochen war. Viele Jahre meines Lebens habe ich für seine Werke gekämpft und auch manche Anfeindung miterlitten. Das schreckte mich aber nicht ab, unentwegt zu helfen, seinem künstlerischen Schaffen den Weg zu ebnen. Das Mystische in seiner Musik empfand ich am stärksten, und ich empfand darin ein gemeinsames Band, das wohl von einer ähnlichen im Katholizismus wurzelnden Kindheitserziehung herstammte, obwohl Reger auch wieder ganz auf Bachschem Protestantismus aufbaute.“

Reger versprach Frieda, das für sie geschriebene und ihr gewidmete Klavierkonzert in f-Moll bis zum Herbst 1906 fertigzustellen.

„Damit ich die nötige Sammlung fand, das Regersche Klavierkonzert zu empfangen und es zu lernen, mieteten wir im Sommer ein reizendes Chalet in Champex, 1500 m hoch, an einem fast doppelt so hohen Berg angelehnt, mit dem Blick auf den Grand Combin. In dieser Abgeschlossenheit nahm ich die einzelnen Sätze des ungeheuren Werkes in mich auf. Die Engagements waren abgeschlossen, bevor das Werk geschrieben war. Reger aber hatte eine rasch arbeitende Hand.

Er schrieb das Konzert in sechs Wochen, und ich brauchte ebenfalls sechs Wochen, um es auswendig zu lernen. An meinem Geburtstag kam gerade der langsame Satz. Es war ein Sonntag, und vor dem Häuschen auf der Blumenwiese war ein Gottesdienst im Freien. Aufmerksam verfolgte ich die heilige Handlung, und währenddessen wurde mir das wunderbare, weltabgewandte Stück gebracht. Ich spielte es durch und war erschüttert von der Traurigkeit dieses zweiten Satzes. Er enthält versteckt den Choral „Wenn ich einmal soll scheiden“, so wie am Schluß des ersten Satzes die Töne des Chorals „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ auftauchen. Ich hätte mir nichts Schöneres wünschen können als den kraftvollen, auftürmenden grandiosen ersten Satz mit seinem zarten, innigen zweiten Thema und diesen in sich gekehrten, klagenden, sehnsuchtsvollen zweiten Satz. Der Humor und die Frische des dritten gab dem Ganzen den richtigen Ausgleich . . .

Der Dezember rückte heran, und mein Mann begleitete mich nach Leipzig. Ich hatte nur eine Orchesterprobe für das Regerkonzert vor der öffentlichen Probe und mußte mich enorm zusammennehmen, die Klangmassen des Orchesters über mich ergehen zu lassen. Karl Straube<sup>24</sup>) und Max Klinger<sup>25</sup>) waren bei der Vorprobe anwesend mit Reger. Nikisch sagte zu mir: „Das wollen Sie auswendig spielen?“ Ich hatte den Mut, aber mein Mann regte sich so auf, daß er an diesem Abend nicht wagte, in den Saal zu gehen. Indes, es gelang ganz ausgezeichnet. Reger schenkte mir nach dem Spiel das Manuskript und schrieb noch am Abend an meinen Mann einige Zeilen der Freude und des Dankes und sprach am Schluß von der genialen Leistung. Es war die Art, so seine Zufriedenheit auszudrücken. Die Kritiken waren für mich wundervoll, für das Werk weniger. Ja, es wurde sogar im Gewandhaus — ebenso wie später in der Berliner und in der Hamburger Philharmonie — gezischt, als Reger sich beim Hervorruf verneigte. Zum Teil war die Presse

vernichtend. So schrieb z. B. eine sehr gelesene Berliner Zeitung „ein Himalaja von Unrat“, eine andere führende Zeitung richtete an mich das Wort, „zurück, Du rettetest den Freund doch nicht“. Ich litt sehr darunter, jetzt aber muß ich manchmal lächeln, wenn ich die heutigen Besprechungen lese, die bewundern, wo sie früher auf schlimmste getadelt und die richtige Erkenntnis der Größe Regers sehr aufgehoben haben. Nach dem Leipziger Gewandhaus kam dann die Aufführung in Hamburg, wo Hausegger<sup>26</sup>, der feinsinnige Künstler und Mensch, die Konzerte leitete, und dann die Berliner Philharmonie unter Nikisch. Nach diesen großen Städten folgten alle anderen, und ich hatte in den nächsten Jahren genug zu tun, um für die Sache zu wirken und zu kämpfen.“

Ein zweites Klaviersolowerk widmete Reger im Jahre 1914 James Kwast, die „Telemann-Variationen“. Als Frieda über die „leichtlebige“ Art dieses Opus „erschrak“, sagte ihr Reger, man könne nicht immer schweren Bordeauxwein trinken, man müsse sich auch einmal an Moselwein erfreuen können.

Reger starb im Mai 1915. „Wie ein Blitzstrahl“ wurden Kwast und Frieda von dieser Nachricht getroffen. Beide nahmen, tief bewegt, an der Beisetzung in Jena teil.

„Reger hatte den Wunsch, daß er verbrannt und eine stille Messe für ihn gelesen würde. Die katholische Kirche ging darauf ein. Zuerst waren wir bei der Totenfeier mit allen Ansprachen und Ehrungen, die man ihm darbrachte. Andern Morgens aber wohnten mein Mann und ich noch der stillen Messe bei. Nur wenige Menschen waren anwesend, alles war bereits abgereist, aber für mich war diese Stunde die wirkliche Feier.“

Der erste Weltkrieg brachte auch für das seine Konzerttätigkeit fortsetzende Ehepaar Kwast-Hodapp einschneidende Veränderungen, überfüllte Züge, mangelhafte Verpflegung, kalte Räume, schlechte Beleuchtung und die Aufregungen der Fliegerangriffe.

„Ich ertrug aber die Leiden und Entbehrungen im Glauben, daß Deutschland Sieger würde und daß meine Aufgaben als treue Pflichterfüllung für mich und das geliebte Vaterland notwendig seien.“

Einmal konzertierte sie in Brüssel und Antwerpen — im besetzten Gebiet — vor Soldaten, „im Auftrag des Generalgouvernements“. „Wie gelähmt vor Schrecken“ war sie, als die Nachrichten von der Absetzung des Zaren und der Ermordung der Zarenfamilie eintrafen.

Auch die Nachkriegszeit war für das sensible Künstlerehepaar schwer:

„Kontrakte konnte man nicht mehr machen, ebensowenig wie das Honorar bestimmen. Es ging nur von Woche zu Woche, und gewöhnlich war das Geld schon kaum mehr etwas wert, wenn man es erhielt.“

In diese schwierigen Jahre fällt die zweite Begegnung Friedas mit einem berühmten zeitgenössischen Komponisten, Ferruccio Busoni<sup>27</sup>, der in Berlin „in grandioser Weise“ seine Klavierwerke vortrug, das Konzertstück op. 31 a, die „Indianische Fantasie“ op. 44 und das Klavierkonzert mit Männerchor op. 39. Eine Fantasie für zwei Klaviere, „Fantasia contrappuntistica“ (ohne Opuszahl), widmete Busoni dem Ehepaar Kwast-Hodapp. Da das Konzertstück op. 31 a nach Friedas Meinung zu kurz war, komponierte Busoni ihrer Anregung folgend zwei weitere Sätze — „Romanze“ und „Scherzoso“ —; die neue Komposition (op. 54) sollte im Jahre 1922 in Leipzig uraufgeführt werden. Nikisch, der sie dirigieren sollte, starb aber vier Tage vor dem Konzerttermin. Frieda schlug vor, daß Busoni selbst die Uraufführung dirigieren sollte, und so geschah es. Im Sommer 1922 spielten Kwast und Frieda die Fantasia contrappuntistica bei den Festspielen in Salzburg.

Mit einem schwierigen Zeitgenossen gab es Streit:

„Damals ungefähr war es auch, daß Pfitzner<sup>28</sup>) ein Klavierkonzert mit Orchester geschrieben hatte. Ich ließ es mir von ihm

vorspielen und studierte es. Das Stück war mir sympathisch und ich spielte es in vielen Städten, unter anderem mit Pfitzner selbst in Wien und mit Furtwängler im Gewandhaus. Pfitzner schenkte mir das Manuskript des Konzertes, was mich sehr erfreute. Leider gab es nach dem Wiener Konzert zwischen Pfitzner und mir eine Verstimmung. Er wollte den letzten Satz schneller haben, als ich ihn gab. Ich aber weigerte mich, es plötzlich zu ändern. Er sollte mir Zeit lassen, denn man könne nicht einen Satz umgestalten, ohne auch die anderen entsprechend umzuformen. Das allein wäre noch kein Grund zur Mißstimmung gewesen, wenn nicht von dritter Seite noch Zwischenträgereien dazu gekommen wären. Nach einigen Wochen traf ich Pfitzner zufällig auf der Reise. Er fuhr mich hart an, worauf ich ebenso antwortete, und er verlangte sein Manuskript zurück, — was ich ihm denn auch daraufhin schickte, und wir haben seitdem, obwohl er der Schwiegersohn meines Mannes ist, nicht wieder den Weg zueinander gefunden. Meine Beurteilung seiner Werke ist dieselbe geblieben. Ich bewundere den Ernst und die Tiefe seiner Schöpfungen und achte seine geistige Persönlichkeit.“ Nach der Normalisierung der Verhältnisse in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre begann für das Ehepaar eine anstrengende, aber erfüllende Konzerttätigkeit mit vielen künstlerischen Höhepunkten. Frieda hatte „die Idee, wieder einmal im Ausland zu spielen“: „Ich erkundigte mich in Paris, ob das für eine deutsche Künstlerin möglich sei. Man gab mir zur Antwort, „wenn Hindenburg gewählt würde, wäre es nicht möglich“. Hindenburg wurde aber gewählt und ich riskierte es trotzdem, denn ich dachte mir, was können sie einer Frau antun? Das Schlimmste wäre, wenn sie das Konzert unterbrechen und ich mitten drin aufhören müßte.“ Jedoch es gab keine Unterbrechung, wohl aber viel Beifall und ausgedehnte Konzerttourneen in England, Belgien, Holland, der Schweiz, in Schweden, Ungarn und Italien

folgten; die gefeierte Künstlerin stand im Zenit ihres Könnens und Erfolgs. Da traf sie ein unerwarteter schwerer Schlag. Sie hatte in Danzig und Elbing konzertiert und kehrte nach Berlin zurück.

„Als ich am Zoologischen Bahnhof ankam und zu meinem Erstaunen nicht, wie sonst, von meinem Mann an der Bahn abgeholt wurde, erschien statt dessen eine Vertraute von mir und teilte mir mit, daß mein Mann schlimmer erkrankt gewesen und vor vier Stunden sanft entschlafen sei. Ich eilte in die Wohnung und trat in Ergriffenheit und wehem Schmerz an das Totenbett meines Mannes. Die Augen, die mich sonst immer in Liebe und Güte angeblickt hatten, waren für ewig geschlossen. Seit meinem 11. Jahr war mein Mann mir Führer und Freund. Meine ganze Entwicklung, die künstlerische Entfaltung wurde von ihm in Fürsorglichkeit betreut und miterlebt. Alle Kümernisse, die das Leben und vor allem meine künstlerische Laufbahn mit sich brachten, und auch die Freuden und Erfolge hatte er mit mir geteilt. Ich hätte keinen besseren Lebensgefährten haben können. Er gestaltete das Leben für mich so, daß ich mich frei entfalten und meine ganze Persönlichkeit so entwickeln konnte, daß ich nirgends ein Hemmnis fand oder empfand . . . Aus den Hunderten von Beileidsbriefen, die ich erhielt, konnte ich ersehen, welch starken Einfluß mein Mann als Lehrer ausgeübt hatte.“

Wilhelm Furtwängler<sup>29)</sup> schrieb am 3. 11. 1927:

Liebe verehrte Frau,

Der plötzliche Tod Ihres Mannes, mit dem wir noch vor so kurzer Zeit sorglos und fröhlich zusammen waren, hat mich tief berührt. Und ich finde kaum ein Wort des Trostes — angesichts solcher Unbeständigkeit alles Menschlichen — wenn nicht den Glauben an höhere Notwendigkeit und Fügung.

Für mich war Ihr Mann einer von den Wenigen, bei denen ich das Gefühl habe und von

Anfang an hatte, daß wir dieselbe Sprache sprechen. Nicht nur durch und durch Musiker, nicht nur ein wahrhafter Charakter, sondern ein ganzer voller Mensch. Wir alle haben viel, viel mit ihm verloren. Was haben Sie erst mit ihm verloren!

Meine Gedanken sind bei Ihnen in Freundschaft und Verehrung.

Herzlichst der Ihre

gez. Wilhelm Furtwängler.

Viel Liebes auch von meiner Frau!

„Über Furtwängler ist so viel des Lobes geschrieben worden und seine ganze Laufbahn so in Glück und Glanz verlaufen, daß man von einer ganz besonders bevorzugten Stellung sprechen kann. Wie oft betonte die Presse die einzigartigen Klangwirkungen, die Disziplin des Orchesterkörpers, die tiefe Einfühlung in das Wesen der Werke und die alles beherrschende Art der Wiedergabe. Ich persönlich hatte den stärksten Eindruck von ihm bei zwei Werken unter den vielen anderen, die ich von ihm hörte. Das eine ist die g-Moll-Symphonie von Mozart, die von ihm nicht spielerisch aufgefaßt wird, wie es andere Dirigenten oft tun, sondern mit einer männlichen Jünglingshaftigkeit, die dem ganzen Werk eine eigene Note gibt. Vielleicht ist zwischen des Komponisten und Furtwänglers innerem Wesen eine gewisse Verwandtschaft, denn Furtwängler könnte ich mir nicht leicht als vollkommen abgeklärten älteren reifen Darsteller vorstellen, sondern nur jung, mit feurig draufgängerischem lebendigen männlichen Temperament. So bekommt das junge Mozartsche Genie unter seiner Führung eine ganz besondere Färbung. Eine schönere Ausdeutung ist mir nicht denkbar. Zu diesen Eigenschaften gesellt sich noch eine zarte Innigkeit und Hingebung, wenn Furtwängler die Pastorale von Beethoven erklingen läßt. Das ist das Vollendetste, was ich von ihm hörte, und ich glaube, nicht fehlzugehen, wenn ich behaupte, daß daraus sein ureigenstes Wesen erstrahlt. Da streift sich alles Äußere, was sonst manchmal unvermeidbar ist,

ganz von selbst bei ihm ab, und eine Einfachheit entsteht, aus der nur noch die Seele spricht.“

Abschließend seien noch Bemerkungen über zwei große Musiker wiedergegeben, denen die Künstlerin in den zwanziger Jahren begegnete: Eugen d'Albert<sup>30</sup>) und Arturo Toscanini<sup>31</sup>). Als das Klavierspiel d'Alberts kritisiert wurde, verteidigte ihn Frieda:

„Ich habe immer angenommen, daß manche Ungenauigkeiten in seinem Spiel in den letzten Jahren nervöse Störungen waren. Wenn ihm einmal etwas nicht so vollkommen gelungen war, wie man wünschte und hoffte, so konnte es oft passieren, daß die darauffolgende Nummer technisch meisterhaft und hinreißend im Ausdruck war. Wenn ich Busoni wegen seiner eigenartigen Technik und Geistigkeit über alle Maßen bewunderte und liebte, so muß ich gestehen, daß ich bei d'Albert den schönsten Klavierton fand in jener Fülle und Weichheit, die die Klavierspieler der großen Zeit auszeichnete. Sein urwüchsiges, überschäumendes Temperament, sein angeborener Klangsinn und seine selbstverständliche Technik machten sein Spiel zum größten Genuß der Zuhörer. Unvergeßlich bleibt die Weichheit der Akkorde des II. Satzes aus dem G-Dur-Konzert von Beethoven und über allem die absolute Männlichkeit seiner Empfindung und Gestaltung. So habe ich diesen beiden Heroen Busoni und d'Albert meine größten Eindrücke des Klavierspiels zu verdanken. Es war eine Köstlichkeit, ihnen zu lauschen und dem inneren Gang ihrer verschiedenen Ausdrucksweise nachzugehen.

Noch einen ganz großen Gestalter sollte ich in dem kommenden Jahr kennen lernen — Toscanini. Ich hörte verschiedene Opern von ihm und auch Konzerte. Kurz vorher war ich einige Wochen durch Sizilien gereist, und noch standen die griechischen Tempel, die ich sah, lebhaft vor meinen Augen. Als ich nun die Eroica in der Ausdeutung Toscaninis vernahm, empfand ich seine Darstellung ab-

solut antik. So wie wir jetzt die Tempel vor uns sehen, nur noch die wunderbaren Grund- und Aufrisse von Licht und Sonne durchschimmert, ohne die einstigen notwendigen Ausschmückungen zum lebendigen Gebrauch, so erklangen für mich die Töne der Eroica unter Toscaninis Leitung, ich möchte sagen: fundamental.

Später war ich in Bayreuth. Ich kam dort an dem Tag an, da Siegfried Wagner<sup>32)</sup> aus dem Leben geschieden war. Tags darauf dirigierte Toscanini den „Tannhäuser“. Nie werde ich den Eindruck der ganzen Breite und zögernden geheimnisvollen Weihe des Anfangs des Vorspiels und die Stimmung der beklommenen Zuhörerschaft vergessen. Es ging eine so starke Wirkung aus von der Art, wie Toscanini diese ganze Oper aufbaute, daß ich ängstlich bin, sie noch einmal unter anderer Leitung zu hören, denn diesen Eindruck möchte ich in meiner Seele festhalten von der Traurigkeit, der Lieblichkeit und dem Glanz des ganzen Werkes.“

1934 bricht das Tagebuch ab. Zwei Jahre vorher hatte sich die erst 52jährige Künstlerin, zur allgemeinen Überraschung, nach einer ernsten Lebenskrise völlig aus dem Konzertleben zurückgezogen und sich ihren mystisch-religiösen Neigungen gewidmet. 1934 siedelte sie nach Heidelberg über. Dort nahm sie, auch im Zusammenwirken mit den oben genannten Professor Dr. Hermann Meinhard Poppen und Dr. Fritz Henn, im höheren Alter in ganz begrenztem Maße ihre Unterrichtstätigkeit wieder auf und gab öffentliche Meisterkurse in der Aula der Alten Universität. Neuem gegenüber blieb sie wie schon während ihrer ganzen Laufbahn aufgeschlossen, der junge Wolfgang Fortner<sup>33)</sup> widmete ihr 1943 sein Klavierkonzert.

---

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Badische Biographien NF II 219

<sup>2)</sup> Badische Biographien NF II 126

<sup>3)</sup> Großherzogin Luise von Baden (1838—1923), einzige Tochter Kaiser Wilhelms I., ∞ 1856 Friedrich I., Großherzog von Baden (1826—1907), Großherzogin von 1856 bis 1906

<sup>4)</sup> Vinzenz Lachner (1811—1893), Jüngster der drei Komponistenbrüder Franz, Ignaz und V. Lachner, 1836—1872 Hofkapellmeister in Mannheim, seit 1873 Lehrer am Konservatorium in Karlsruhe

<sup>5)</sup> James (Jacob) Kwast (1852—1927), Pianist und Komponist, 1874—1883 Klavierpädagoge am Konservatorium Köln, 1883—1902 am Hochsches Konservatorium in Frankfurt/M., 1902—1905 am Klindworth-Scharwenka-Konservatorium in Berlin, seit 1905 am Sternschen Konservatorium in Berlin, Lehrer (u. a.) von Walter Braunfels, Otto Klemperer, Hans Pfitzner; in erster Ehe (seit 1877) verheiratet mit Tony Kwast-Hiller, Tochter des Komponisten Ferdinand von Hiller (1811—1885); Tochter Mimi aus dieser Ehe (1879—1926) war die erste Ehefrau Hans Pfitzners; in zweiter Ehe war Kwast mit Frieda Kwast-Hodapp verheiratet (seit 1902)

<sup>6)</sup> Clara Schumann (1819—1896), Pianistin und Komponistin, Gattin von Robert Schumann, 1878—1892 Klavierlehrerin am Hochschen Konservatorium in Frankfurt/M.

<sup>7)</sup> Joseph Joachim (1831—1907), Violinist, Dirigent und Komponist, seit 1868 Direktor der Kgl. Hochschule für Musik in Berlin

<sup>8)</sup> Heinrich Freiherr von Herzogenberg (1843—1900), Komponist, seit 1885 Direktor der Abteilung für Komposition an der Kgl. Hochschule für Musik in Berlin

<sup>9)</sup> Robert Radecke (1830—1911), Komponist und Dirigent, 1863—1897 Musikdirektor der Berliner Hofoper, 1883—1888 Leiter des Sternschen Konservatoriums in Berlin, 1892—1907 Direktor des Kgl. Instituts für Kirchenmusik

<sup>10)</sup> Eltern des Dichters Karl Wolfskehl (1869—1948), emigrierte 1933 nach Italien, 1938 nach Neuseeland

<sup>11)</sup> Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen und bei Rhein (1869—1937), regierte von 1892—1918

<sup>12)</sup> Elisabeth Fjodorowna, \*1864, Schwester des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen, ∞ 1884 Großfürst Sergius; 1909 Oberin des von ihr gegründeten Martha-Marien-Klosters in Moskau, 1918 ermordet in Alapajewsk (Ural)

<sup>13)</sup> Sergius Alexandrowitsch (1857—1905, ermordet), Großfürst von Rußland, Generalgouverneur von Moskau

<sup>14)</sup> Alexandra (Alix) Fjodorowna (1872—1918, ermordet), Tochter des Großherzogs Ludwig IV. von Hessen, Schwester des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen, Enkelin der Königin Viktoria von England, ∞ 1894 Zar Nikolaus II. (1868—1918, ermordet)

<sup>15)</sup> Elisabeth trat nicht zum Katholizismus über, sondern zur Orthodoxen Kirche (1891)

<sup>16)</sup> Klindworth-Scharwenka-Konservatorium: Karl Klindworth (1830—1916), Klavierpädagoge, Freund Richard Wagners, Gründer einer Klavierschule in Berlin, die 1893 mit dem von Franz Xaver Scharwenka (1850—1924), Pianist, gegründeten Konservatorium vereinigt wurde

<sup>17)</sup> Carmen Sylva, Dichtername der Königin von Rumänien, Gattin des rumänischen Königs Karl I. von Hohenzollern, geb. als Elisabeth Ottilie Luise, Prinzessin zu Wied (1843—1916)

<sup>18)</sup> Hans Heinrich Bolko Graf von Hochberg (1843—1926), Komponist, 1886—1902 Generalintendant der Kgl. Schauspiele in Berlin, Gründer der Görlitzer Musikfeste; sein Klavierkonzert c-Moll op. 42

<sup>19)</sup> Karl Muck (1859—1940), Dirigent, 1892—1912 Kapellmeister der Berliner Kgl. Oper, 1901—1930 „Parsifal“-Dirigent in Bayreuth, 1922—1933 Dirigent der Philharmonischen Konzerte in Hamburg

<sup>20)</sup> Otto Klemperer (1885—1973), Dirigent in Prag, Hamburg, Barmen, Straßburg, Köln, Wiesbaden, Berlin; 1933 Emigration, 1933—1940 Leiter des Philharmonia Orchestra in Los Angeles, 1945 Chefdirigent des New Philharmonia Orchestra in London, seit 1970 in Jerusalem

<sup>21)</sup> Max Reger (1873—1915), Bach-Variationen op. 81, Telemann-Variationen op. 134, Klavierkonzert f-Moll op. 114

<sup>22)</sup> Carl Reinecke (1824—1910), Komponist, Pianist und Dirigent, 1860—1895 Gewandhauskapellmeister in Leipzig, 1860—1902 Lehrer am Konservatorium in Leipzig

<sup>23)</sup> Arthur Nikisch (1855—1922), Dirigent, 1895—1922 Gewandhauskapellmeister in Leipzig

<sup>24)</sup> Karl Straube (1873—1950), 1902—1918 Thomasonorganist in Leipzig, 1918—1940 Thomaskantor

<sup>25)</sup> Max Klinger (1857—1920), Maler und Bildhauer

<sup>26)</sup> Siegmund von Hausegger (1872—1948), Komponist und Dirigent, 1920—1934 Direktor der Akademie der Tonkunst in München

<sup>27)</sup> Ferruccio Busoni (1866—1924), Komponist und Pianist, Lehrer für Klavier und Komposition an den Konservatorien von Helsinki, Moskau, Boston, Wien, Bologna und Berlin (dort seit 1920 Leiter einer Meisterklasse an der Akademie der Künste)

<sup>28)</sup> Hans Pfitzner (1869—1949), Komponist, Schüler von James Kwast, 1908—1918 Musikdirektor in Straßburg, 1920—1929 Leiter einer Meisterklasse für Komposition an der Berliner Akademie der Künste, 1929—1934 an der Münchener Akademie der Tonkunst; Klavierkonzert mit Orchester Es-Dur op. 31

<sup>29)</sup> Wilhelm Furtwängler (1886—1954), Dirigent und Komponist, 1922—1954 Dirigent der Berliner Philharmoniker, Badische Biographien NF I 132; Furtwängler ist der Enkel des badischen Oberschulrats Gustav Wendt (1827—1912), Badische Biographien NF III 285

<sup>30)</sup> Eugen d'Albert (1864—1932), Komponist und Pianist

<sup>31)</sup> Arturo Toscanini (1867—1957), Dirigent in allen großen Musikzentren Europas und Amerikas

<sup>32)</sup> Siegfried Wagner (1869—1930), Sohn Richard Wagners, Komponist und Dirigent, Leiter der Bayreuther Festspiele von 1908—1930

<sup>33)</sup> Wolfgang Fortner (1907—1987), Komponist, 1931—1954 Lehrer am Kirchenmusikalischen Institut und an der Musikhochschule in Heidelberg, 1954—1957 Kompositionslehrer an der Musikakademie in Detmold, 1957—1973 an der Musikhochschule in Freiburg/B.

---

#### Literatur

K. Han, Kwast, James, in: MGG 7 Sp. 1928/29; W. Niemann, Meister des Klaviers, Berlin 1919, 1921; H. Poppen, Max Reger, Leben und Werk, Leipzig/Wiesbaden 1947; W. Zentner, F. K.-H., in: Hegau 21/22, 1966, 217—219; H. Ferdinand, F. K.-H., in: Badische Biographien NF III 167.



# Der Weise vom Bodensee

Über Leopold Ziegler (1881—1958)  
Zum 35. Todestag des badischen Philosophen

*Gerd-Klaus Kaltenbrunner, Kandern*

Philosophie ist nicht nur eine äußerst umstrittene, sondern auch eine in sich überaus strittige Angelegenheit. Aussichtslos wäre das Unterfangen, nur eine einzige philosophische Behauptung zu ermitteln, die unbestritten dastünde. Ebensovienig gibt es eine allgemein verbindliche Bestimmung des Begriffs Philosophie. Immer wieder haben Philosophen anderen Philosophen das Philosoph-Sein abgespröchen, so etwa Schopenhauer gegenüber Hegel. Als vor etwa fünfzig Jahren ein Student von Freiburg im Breisgau nach Berlin kam, fragte der an der dortigen Universität lehrende Philosoph Nicolai Hartmann den akademischen Zuzügler, wo er denn bislang Philosophie studiert habe. Auf die Antwort: „Bei Professor Heidegger“, erwiderte Hartmann hochfahrend: „Ich habe Sie gefragt, wo Sie Philosophie studiert haben!“

Der solchermäßen abgekanzelte Martin Heidegger hat späterhin mit demütigem Stolz darauf verzichtet, seine intellektuelle Tätigkeit als „Philosophie“ auszugeben. Er sprach statt dessen schlichthin von Denken. Heidegger tat dies auch am 26. April 1951, als er einen anderen Philosophen, der heute fast vergessen ist, zum bevorstehenden siebzigsten Geburtstag beglückwünschte: „Wenn das echte Denken ein Wandern zugleich ist und ein Wohnen, dann ist Ihnen bei allem Verzicht und Verlust das eigentliche Eigentum geblieben.

Denkende, die sich auf ihren unvorhergesehenen Pfaden weiter vorwagen, sind dessen gewiß, daß das Denken unter den Sterblichen keine Spur hinterläßt, wohl aber im Sein.“<sup>1)</sup> Der aus Meßkirch gebürtige und in Freiburg

lehrende Heidegger war immerhin jahrzehntelang besoldeter Universitätsprofessor der Philosophie. Der aus Karlsruhe stammende und schließlich in Überlingen am Bodensee ansässige Empfänger des soeben zitierten Briefes hatte hingegen niemals einen Lehrstuhl innegehabt. Er führte das Leben eines Privatgelehrten und philosophischen Schriftstellers. In beinahe eremitischer Zurückgezogenheit lebte er für die Philosophie, aber keineswegs von ihr. Dies war ihm anfangs möglich durch eine kleine Erbschaft; dann durch die aufopferungsvolle Sorge seiner Ehefrau, die für alle Erfordernisse des alltäglichen Leben aufkam; außerdem durch das Mäzenatentum eines mittelständischen Unternehmers, gelegentliche Honorare und insbesondere eigene Bedürfnislosigkeit.

Wie der in den zwanziger Jahren zu flüchtiger Berühmtheit gelangte Mann über die Ungesicherheit seines ausschließlich dem Denken geweihten Lebens dachte, verrät dieses Bekenntnis:

„Der Philosoph, ‚wie ich ihn verstehe‘, reift nur langsam; wo er es eilig hat, gibt er für seinen Teil zu verstehen, daß er in diesem Punkte noch nicht Philosoph ist. (. . .) So muß er der Kreuz und Quere nach vieles gewesen sein, Knabe und Mann, Einsiedler und Gesellschafter, Liebhaber und Büßer, Strebender und Entsagender, Träumer und Täter, Wissender und Gläubiger, Weiser und Narr, König und Bettler, Verschwender und Geizhals. Das Dämonische, das unterirdisch in die Irre führende, darf ihm so wenig fremd sein wie dessen Überwindung in der Idee. (. . .) Der Wesen gibt es vielerlei, und er soll

mit tunlichst vielen in Berührung und Föhlung gestanden haben. (. . .) Ein Schöpfer inmitten der unendlichen und unvollendeten Schöpfung, spreche er die Augenblicke vorwegnehmender Selbstvollendung heilig, aber heiÖe auch die Stunden der Anfechtung und der Schwäche, der Unzulänglichkeith und des Versagens nicht verloren, denn die übermäßige Stärke wird in der Regel der übermäßigen Schwachheit abgerungen. Auf der Erde soll er Fuß fassen lernen, und die hellen Nächte des Nordlands, die fiebrig erregenden, seien ihm teuer wie die Paläste von Florenz, die Plätze Roms und die Tempel Paestums oder Girgentis. Als Heimat wähle er sein Mutterland Europa, denn sein Vaterland kann er nicht wählen, und je frecher jenes von bruderzwistigen Völkern verleugnet wird, desto tiefer soll er ihm die Treue wahren.

Um der Heimat und ihrer Eintönigkeit nicht müde zu werden, wandere er von Zeit zu Zeit aus nach Indien und Amerika, nach China und Afrika, in die Wüste und ans Meer, — der Wechsel der Höhenlagen und Gebreiten ist nicht nur dem Leibe heilsam. (. . .) Daneben wollen heilige und unheilige Schriften aller Art lebendig werden und suchen den Leser, der die schwerste aller Menschenkünste meistert, das gute Lesen, will meinen: Sinn-Erraten, Sinn-Enträtseln, Sinn-Erneuern toter Hieroglyphen. Nicht aber mit unanständiger Gier stürzt sich der Philosoph auf dieses alles. In einem vorherrschenden Zuge seines Wesens gleicht er dem vollkommenen Jäger, noch immer Sankt Hubertus: daß er die reinere Freude bei sich empfindet, das Wild zu hegen, als es zur Strecke zu bringen . . . Nochmals, der Philosoph reift langsam. Wenn man mich recht verstehen will, so erleidet er die Welt, — aber wohlgemerkt! er erleidet die Welt, ohne ihr zu erliegen.“<sup>2)</sup> Welch ein ungewöhnliches Selbstbekenntnis aus dem Munde eines fernab von Lehrstühlen und Schulen wirkenden Philosophen, der es niemals zum Professorentitel gebracht und auch keinen Wert auf diese Würde gelegt hat!

Der Philosoph als langsam reifender Vollmensch, Ganzmensch oder Allmensch, der befugt ist, das ebenso schlichte wie stolze Wort zu wiederholen:

Homo sum: humani nil a me aliénum puto; Ein Mensch bin ich: Nichts Menschliches nenne ich mir fremd.<sup>3)</sup>

Der Philosoph als personale coincidentia oppositorum, als Zusammenfall oder Treffpunkt gegensätzlichster Erfahrungen, Stimmungen und Lebensformen: Liebhaber und BÜßer, Kind und Greis, Weiser und Narr . . . Der Philosoph als Schöpfer; als in vielen Bereichen sich umsehender Wanderer; als guter Europäer im Sinne Nietzsches, ohne deshalb ein „Eurozentriker“ zu sein, vielmehr Kosmopolit, Weltbürger oder besser Weltreisender, Weltfahrer, Welterfahrer.

Und schließlich das herausfordernd paradoxe Bild vom Jäger, der das Wild nicht tötet, sondern hegt: So wie der legendäre Heilige Hubertus den wunderbaren Hirsch, in dem er unversehens Christus gewahrt, nicht abschießt, sondern vor ihm in die Knie sinkt. Philosoph ist nicht, wer das Geheimnis der Welt zum Verschwinden bringt. Philosoph ist vielmehr, wer das Weltgeheimnis überhaupt erst als solches sieht, wahrnimmt und schonend bewahrt, weil er es nicht mehr mit einem bloßen „Problem“ verwechselt.

„Schließlich — was ist ein Philosoph, was ist Philosophie? Noch immer besitzen wir keine angemessene Verdeutschung dieses Wortes. Begriffe wie Wahrheitsliebe, Weltweisheit besagen wenig und treffen nicht entfernt die Sache. Wohlan denn! Philosophie, sinngemäß in deutsches Denken übertragen, heißt Weltverwurzeltheit, der Philosoph ist der Weltverwurzelte. (. . .) Was den Weltverwurzelten betrifft, so verschmäht er instinktiv jede voreilige Identifikation mit bloßen Teilen und Ur-Teilen; (. . .) weil er jede derartige Identifikation verschmäht, gebriicht es ihm nicht allein an Fanatismus überhaupt, sondern, was mehr besagt, an jeglichem Fanatismus der Idee.“<sup>4)</sup>

Der weltneugierige Jäger, der das Wild nicht erlegt, sondern es hegend leben läßt, erweist sich somit als weltverwurzelter Lebensfreund. Er ist das Gegenteil eines Ideologen, des immer zutiefst weltfremden und lebensfeindlichen Fanatikers einer fixen Idee. In vielen Einzel-Welten zu Hause, und in gewissen Augenblicken die gesamte Welt — das Weltall — als etwas Endliches von einem außerweltlichen Ort auserblickend, ist der Philosoph ein „Generalist“ für grundsätzlich alles. Es gibt nichts, was philosophischer Betrachtung, Erwägung und Erörterung von vornherein entzogen, verschlossen oder unwürdig wäre.

Ein Mindestmaß entsprechender Fachkenntnis vorausgesetzt, hat der Philosoph das Recht, schlichthin alles nachdenklich zur Sprache zu bringen. Er weigert sich, Gott den Priestern, die Wirtschaft den Unternehmern, die Staatsgeschäfte den Politikern und das Lebendige den Biologen ausschließlich zu überlassen. Er entdeckt allenthalben Gesichtspunkte und Dimensionen, die von den Experten (welche er keineswegs geringschätzt) übersehen werden, obwohl sie zum Wesen der Sache gehören. So hat unser Philosoph die Ergebnisse der Völkerkunde, Religionswissenschaft und Frühgeschichte sich in hohem Maße angeeignet und daraus einige Schlüsse gezogen, die den rein fachwissenschaftlichen Horizont übersteigen:

„Es werden die Seelentümer sämtlicher Völker von demselben unterirdischen Strome derselben Überlieferung genährt und gespeist, und das ist es, was alle wirklich ‚Eingeweihten‘ immer wieder als die Einheit aller Überlieferungen unwiderleglich erfahren. (. . .) Solange der Westen die Überlieferung des Ostens, solange er insonderheit dessen heilige Schriften überhaupt noch nicht kannte oder doch nur in verstümmelten, mißverständenen und entstellenden Wiedergaben, mochte es hingehen, daß er sich mit seiner eigenen Überlieferung als der einzigen brü-

stet, auf die der Begriff Offenbarung tatsächlich anwendbar wäre.

Seitdem jedoch die Urkunden des Ostens in steigender Zahl von uns selbst gesammelt und vor uns ausgebreitet werden; seitdem sogar der eine oder andere Europäer schon heute die mündlichen Unterweisungen des Orients aufsucht, (. . .) seither ist es auf keinen Fall mehr statthaft, I-Ging und Taoteking, Upanischaden und Vedânta, Yogasûtras und Bhagavad Gitâ, Awesta und Koran mit christlicher Überheblichkeit kurzerhand als heidnisch beiseite zu schieben, als sei damit etwas von Belang ausgesagt oder geurteilt. (. . .) Derlei Ausflüchte (. . .) müssen den Christen vor denselben Völkern und Heiden notwendig entehren, die er auf solch unredliche Weise von seiner eigenen Überlegenheit überzeugen zu können meint. (. . .) Und je baldier sich der Christ zu dem Entschlusse durchkämpft, die einzelnen Überlieferungen des Orients als in sich gleichwertige Spielarten einer einzigen, uns freilich nicht mehr zugänglichen Uroffenbarung zu nehmen, desto besser wird er in der Zukunft selber fahren . . .“<sup>5)</sup>

Nicht ohne Pathos formulierte Worte des „Weisen vom Bodensee“, wie man unseren Philosophen genannt hat. Sie stehen in einem 1936 erschienenen Buch mit dem lapidaren Titel „Überlieferung“. —

Sieben Bitten umfaßt das „Vater unser“, das allen christlichen Bekenntnissen gemeinsame „Gebet des Herrn“, so genannt, weil laut Evangelium Jesus Christus selbst es seine Jünger gelehrt hat. Wie kurz ist dieses Gebet, wie gedankenlos wird es des öfteren dahingesprochen, während der Philosoph Wort für Wort bedenkt und die Ergebnisse seiner Meditation unter der Überschrift „Menschwerdung“ in zwei voluminösen Bänden darlegt, insgesamt fast achthundert Seiten umfassend.

Alles wird herangezogen: Sprachwissenschaft und Mythologie, Gnosis und Apokalyptik, Esoterik und Staatslehre, Gesellschaftskritik und Prophetie, Jesaja und Jakob Böhme, Thomas von Aquin und Martin Luther, Franz

von Baader und Sören Kierkegaard; zusammengeschaut werden Schöpfung, Sündenfall und Erlösung, Christ und Antichrist, Eucharistie und Proletariat, Michael und Satan, Gift und Gabe, Opfer und Verklärung, Babylon und Jerusalem, Tod und Auferstehung — um die sieben Bitten des aus siebenundfünfzig Worten bestehenden Gebetes auszudeuten, das seit bald zweitausend Jahren milliardenfach gebetet worden ist und allbekannt zu sein scheint.

Ein Philosoph muß wohl sein, wer allein der Bitte ums tägliche Brot mehr als hundert Seiten zu widmen vermag. Geschrieben mitten im Zweiten Weltkrieg, veröffentlicht 1947, stehen hier — in dem monumentalen Werk „Menschwerdung“ — einige ebenso tiefdurchdachte wie leidenschaftsdurchglühte und von keinem späteren „Revolutionstheologen“ an Radikalität übertroffene Ausfälle gegen einen als Giftmischerei, Hurerei und Menschenfresserei begriffenen Kapitalismus, die politische Ökonomie Kains und Babels.<sup>6)</sup> Aber wer weiß dies heute?

Ebenso kennzeichnet es die geschichtsvergessene Seichtigkeit eines gewissen theologischen „Feminismus“, daß ihm der Name des Verfassers der Sendschrift „Von der Muttergottheit“ — 1951 in der Zeitschrift „Mercur“ erschienen — bis auf den heutigen Tag völlig unbekannt geblieben ist. Hier aber finden sich die bahnbrechenden Sätze:

„Die zwei für das Metaphysikum der Muttergottheit entscheidenden Hieroglyphen sind die Ruach Elohim des ‚Buches im Anfang‘ und die Chokmah-Sophia des ‚Buches der Weisheit‘.“<sup>7)</sup>

Gemeint ist damit zum einen der vogelgleich über den Urfluten schwebende Geist Gottes, von dem im ersten Kapitel des alttestamentlichen Schöpfungsberichts die Rede ist: Ruach Elohim (ein weibliches Wort im hebräischen Urtext); und zum andern ist damit gemeint die als tanzende und spielende Mädchengestalt beschworene Ewige Weisheit des eben-

falls alttestamentlichen Buches der Sprüche: Chokmah-Sophia.<sup>8)</sup>

„Es ist, als verlöre sich die in unserem heiligen Schrifttum älteste Spur der Mutter immer wieder auf lange Strecken, vergleichbar einer Persephone-Kore, die der Totenfürst im Kreislauf der Gezeiten eh und je in die Unterwelt entrafft. Diese bald bis zur Unleserlichkeit verlöschte, bald bis zur Überdeutlichkeit lesbare Spur der Mutter aufzunehmen und ihre Witterung niemals zu verlieren, gehört für mich zu den erregendsten Abenteuern gottsuchender Geister. (. . .)

Wennschon es berechtigt sein mag, dem Westen sein allzu unbekümmertes Übersehen-Wollen der biblischen Chokmah-Sophia vorzuhalten, gilt keineswegs vom Osten ein gleiches. Denn nicht zuletzt das wesenhaft Sophianische unterscheidet die Christlichkeit Eurasiens fast merkmalsgebend von der Europas oder gar Amerikas. (. . .)

In Rußland, dem ‚Mütterchen‘, stößt die Chokmah-Sophia der Bibel auf ein noch unverbraucht Demetrisches. (. . .) So fließen in der orthodoxen Muttergottheit sophianische, demetrische und chthonische Quellkräfte zusammen, durchdringen und mischen sich auf einzigartige Weise.

Sophia ist und bleibt wohl auch hier die Weisheit, die Königin des Himmels, die Jungfrau in der Höhe. Aber als Demeter, Erdmutter und Muttererde empfängt und gebiert sie das göttliche Kind. (. . .) Nötig, etwa zu erhärten, daß das bedauerlicherweise abgebrochene westöstliche Gespräch einzig von hier aus wieder in Fluß gebracht werden könnte? (. . .) Daß lediglich im Zeichen der Weltversöhnerin, Weisheit und Mutter sogar das mit einigem Nutzen erörtert zu werden vermöchte, was heute Europa von Eurasien am unver söhnlichsten scheidet? Ich meine einen Kommunismus, der vorgibt, eine Communitas zu sein, und doch keine Communitas ist . . .“<sup>9)</sup>

Soweit der das Geheimnis der Sophia grüblerisch umkreisende Philosoph vom Bodensee

im Mai 1951, zur Zeit des schärfsten Ost-West-Gegensatzes, des sogenannten Kalten Krieges, des triumphierenden Kommunismus unter sowjetischem, stalinistischem Vorzeichen. Wer kennt diesen Text, wer kennt auch nur den Namen seines Autors, dem in der jüngsten Ausgabe einer der größten Enzyklopädien deutscher Sprache kein Artikel mehr gewidmet ist? Kein Zitatlexikon verzeichnet seine ausgleichende Ergänzung des vielmißbrauchten Heraklit-Wortes:

„Sei immerhin der Streit Vater aller Dinge — ihre Mutter ist der Friede.“<sup>10)</sup>

Ebensowenig ist beachtet worden, daß zwei namhafte Biologen, der Schweizer Hans Mislin und der frühverstorbene Deutsche Joachim Illies, den folgenden Gedankengang des badischen Einzelgängers als überzeugende religiöse Sinngebung der Evolution begrüßt haben:

„Keine noch so geringe Versprechung des Irdischen darf unerfüllt bleiben oder gar verloren gehen, nichts von den hart errungenen Tugenden der Menschlichkeit, nichts von den gewaltlos reifenden Schönheiten der Muttererde. Auf keiner Stufe des könnensmächtigen Geistes, geschweige der könnensmächtigen Seele soll das Heimweh nach der Erde je vergehen und verlöschen.“<sup>11)</sup>

Der Mensch — der „Ewige Mensch“ oder auch der „Allgemeine Mensch“, der homo universalis — als Leitidee und Hochgestalt der Phylogenese, als Ziel der Schöpfung — dies ist die Vision, die der alemannische Selbstdenker in seinem letzten großen Buch entfaltet:

„Anfänglich (. . .) mit den jeweiligen Umwelten engstens verhaftet, befreit sich das Tier als solches im Ablauf der Stammesgeschichte weiter und weiter von dieser ängstlichen Verhaftung. (. . .) Alle besonderen Arten und Gattungen, Klassen und Stämme hinter sich lassend, zielt es auf ein Nichtmehrtier, ein Übertier, welches seine Umweltbindungen abzustreifen buchstäblich sich die Freiheit

nimmt. (. . .) Wiederum setzt dieses Zustreben, zumindest der Möglichkeit nach dasjenige voraus, dem es zustrebt. So west und währt der Mensch grundsätzlich vor dem Tiere; so pulst und atmet, kreist und kreiβet er jederzeit und allerwärts im Tier. Seit dem einzelligen Urtier geht darnach die Tierheit mit dem Menschen schwanger: Das ist der Wahrheitskern der ganzen Abstammungslehre, die sich als fortlaufende Anthropophanie jetzt zu erkennen gäbe.“<sup>12)</sup>

Der anfänglich spielerisch-ernst anhand des Märchens vom Froschkönig veranschaulichte, am Ende mit Hilfe Hegels, Schellings, der Kabbala und anderer esoterischer Überlieferungen zu den beinahe schwindelerregenden Höhen einer polyphonen Gnosis emporgestürmte Gedankengang, läßt sich nicht in wenigen Sätzen kurz zusammenfassen. Die Idee des Allgemeinen Menschen wird kühn mit der biblischen Gestalt des „Menschensohnes“, der Paulinischen Lehre vom zweiten oder letzten Adam und daran anknüpfenden theosophischen Überzeugungen verschmolzen. Naturgeschichte und Heilsgeschichte, Menschwerdung des Menschen und Menschwerdung Gottes, Evolution und Inkarnation, Theophanie und Anthropophanie erweisen sich in dieser Sicht als aufs innigste ineinandergreifende Vorgänge äonischen Ausmaßes:

„Ob auch in anderer Auslegung mag daher für diesen Allgemeinen Menschen der Satz des Baalschem (des Meisters oder ‚Gurus‘ des Chassidismus, also der jüdischen Mystik Osteuropas) kaum zu hoch gegriffen sein: ‚Über die Sonnen, über die Erden wandert Messias in tausend und tausend Gestalten, und die Sonnen und die Erden reifen ihm entgegen‘ . . . Unaufhaltsam setzt sich der Allgemeine Mensch fort und fort ins Werk als (. . .) eine einzige fort-, vor- und rückläufige Gott-, Welt- und Menschwerdung.“<sup>13)</sup>

Die Botschaft dieses ebenso unvordenklichen wie endabsichtlichen Ewigen oder Allgemeinen Menschen aber lautet:

„Ich bin der Letzte und Ich bin der Erste. Ich bin der Unvordenkliche, der Unversehrte, der Versehrte. Bin der in jeder Leiblichkeit verliebte, in allem Fleisch Gekreuzigte, von jeder Leiblichkeit entleibte. Ich bin der Tod, die Auferstehung, bin die Wandlung und das Leben. Ich bin die Umkehr, Rückkehr, Heimkehr. Ich bin die Wiederkehr und Wiederbringung.“<sup>14)</sup>

Nachzutragen bleibt, daß der Philosoph, der hier mit ausführlichen Zitaten zu Wort gekommen ist, einen Namen hat und wirklich gelebt hat. Er heißt LEOPOLD ZIEGLER. Geboren wurde er am 30. April 1881 in Karlsruhe.

Er starb am 25. November 1958 in Überlingen am Bodensee.

Philosophie ist umstritten, nicht einmal eine unangefochtene Definition gibt es von ihr. So könnte auch von verschiedenen Seiten eingewendet werden, daß das, was Leopold Ziegler ergrübelt, niedergeschrieben und veröffentlicht habe, im Grunde gar keine Philosophie sei, sondern — beispielsweise — Gedankendichtung, Prophetie, Ideenmusik, Mysteriendienst mit Sinnbildern, Analogien und weltanschauungsträchtigen Begriffen. Solchen Widerspruch fordert der streckenweise sehr barock schreibende, zeitlebens mit Künstlern mehr als mit Schulphilosophen befreundet gewesene Leopold Ziegler heutzutage beinahe unvermeidlich heraus. Wer in Russell, Carnap und Popper oder auch in Habermas, Topitsch und Hermann Lübbe den Typus des Philosophen am reinsten verkörpert wähnt, wird notgedrungen Ziegler den Zutritt zur Walhalla zeitgenössischer Philosophie verwehren. Er ist dann ebensowenig ein Philosoph wie Plotin, Eckhart, Jakob Böhme, Hamann, Schelling, Baader oder Gabriel Marcel. Man kann Zieglers Denken, insbesondere das seiner Reifejahre, nicht diskursiv erörtern, sondern nur kontemplativ-meditativ nachvollziehen oder links liegen lassen. Wie kann man beweisen oder widerlegen, was wesensmäßig und unaufhebbar nur

existentiell wiederholt, erprobt oder eben überhört werden kann?

Lauschen wir Leopold Zieglers Worten, mit denen er eine autobiographische Skizze beschließt:

„Lichtjahrmillionen rollen die Welten in dunkelkalter Öde, ballen und entballen sich, damit ein Wesen endlich spräche: Fiat Deus! Es komme dein Reich! Aber noch immer erwidert du dem grausen Schweigen um dich: ‚Gott hat Zeit. Mich bedrängen die Geschäfte. Mich bestürmen Forderungen der Stunde, Familie, Wirtschaft, Vaterländer, Kriege, Beute, Herrschaft, Macht, Fortschritt, Betrug . . . Noch ist es früh, zu früh für mich. Und Gott, — wie hätte Gott nicht Zeit? Wie könnte Gott nicht warten?‘

Es ist — vielleicht! — wahr und richtig: Gott hat Zeit . . .

Nur eine Gegenfrage schwebt mir auf den Lippen: Hast denn auch du, o Mensch, Zeit? . . .“<sup>15)</sup>

Von dem einstigen Ruhm dieses universalen Selbstdenkens und Geistforschers, zu dessen Freunden und Bewunderern der Maler Karl Hofer, die Dichter Hermann Hesse und Reinhold Schneider, der Staatsmann Walther Rathenau, der Theologe Ernst Benz und der von den Nationalsozialisten ermordete Jurist Edgar Julius Jung gehörten, ist kaum ein Halm stehengeblieben.

Leopold Zieglers Hauptwerke sind seit vielen Jahren vergriffen: „Gestaltwandel der Götter“, „Der ewige Buddha“, „Das Heilige Reich der Deutschen“, „Zwischen Mensch und Wirtschaft“, „Überlieferung“, „Apollons letzte Epiphanie“, „Menschwerdung“, „Das Lehrgespräch vom Allgemeinen Menschen“. Einzig eine zuerst 1912 erschienene Gelegenheitsschrift Leopold Zieglers ist vor zwei Jahren als Reprint erneut vorgelegt worden: „Florentinische Introduction“. Es handelt sich dabei um eine essayistische Hinführung zur Ästhetik der Renaissance, eine kunstphilosophische Einstimmung in den Kuppelbau Brunelleschis, die Bildhauerei Michelangelos,

die Freskenmalerei Benozzo Gözzolis und die sozusagen reinhumanisierte Landschaft der Toskana.<sup>16)</sup> Der Religionsphilosoph, Geschichtsphilosoph, Staatsphilosoph, der Philosoph der Liebe, des übernationalen Reichsgedankens und des Friedens, der Symbolforscher, Mythosdeuter und christliche Esoteriker, der zuletzt einer evangelisch-katholischen Ökumenik großen Stils verpflichtet und um Bergung aller religiösen Offenbarungen bemühte christliche Gnostiker Leopold Ziegler harrt immer noch der Entdeckung. Auf Zieglers Überlinger Grabstein steht das von ihm selbst erwählte, in seinem Doppelsinn eines Esoterikers durchaus würdige Bekenntniswort: „Ich habe gehorcht.“<sup>17)</sup>

---

*Anmerkungen und Literaturhinweise*

<sup>1)</sup> Leopold Ziegler: Briefe 1901—1958, Kösel-Verlag, München 1963, S. 212.

<sup>2)</sup> Leopold Ziegler: Mein Leben. In: Dienst an der Welt. Zur Einführung in die Philosophie Leopold Zieglers. Otto Reichl Verlag, Darmstadt 1925, S. 177—180.

<sup>3)</sup> Terenz: Heautontimorumenos 77. — Über die Herkunft der schon in der Antike zum geflügelten Wort gewordenen Wendung vergleiche Klaus Bartels: Veni, vidi, vici. Geflügelte Worte aus dem Griechischen und Lateinischen. Artemis Verlag, Zürich-München 1989, S. 89 f.

<sup>4)</sup> Leopold Ziegler: Mein Leben, a. a. O., S. 175.

<sup>5)</sup> Leopold Ziegler: Überlieferung. Verlag Jakob Hegner, Leipzig 1936, S. 246, 440 f.

<sup>6)</sup> Vergleiche insbesondere Leopold Ziegler: Menschwerdung. Summa Verlag, Olten 1947, Band 2, S. 28 ff, 38 ff, 53 ff.

<sup>7)</sup> Vergleiche Leopold Ziegler: Spätlesung eigener Hand. Kösel-Verlag, München 1953, S. 432.

<sup>8)</sup> Vergleiche Gerd-Klaus Kaltenbrunner (Herausgeber): Am Ende der Weisheit? Herderbücherei INITIATIVE Nr. 58. Freiburg im Breisgau-München 1984, bes. S. 7 ff. (Metamorphosen der Frau Weisheit); vor allem aber Thomas Schipflinger: Sophia-Maria. Eine ganzheitliche Vision der Schöpfung. Verlag Neue Stadt, München—Zürich 1988.

<sup>9)</sup> Leopold Ziegler: Spätlesung . . . S. 432—437.

<sup>10)</sup> Leopold Ziegler: Goethe in unserer Not. Rede, gehalten zu Wiesbaden am 28. August 1949 bei der Goethefeier des Landes Hessen. Verlag Die Werkstatt, Leutstetten 1949, S. 12.

<sup>11)</sup> Leopold Ziegler: Das Lehrgespräch vom Allgemeinen Menschen in sieben Abenden. Marion von Schröder Verlag, Hamburg 1956, S. 251.

<sup>12)</sup> Ebd., S. 110 f, 113 f, 128.

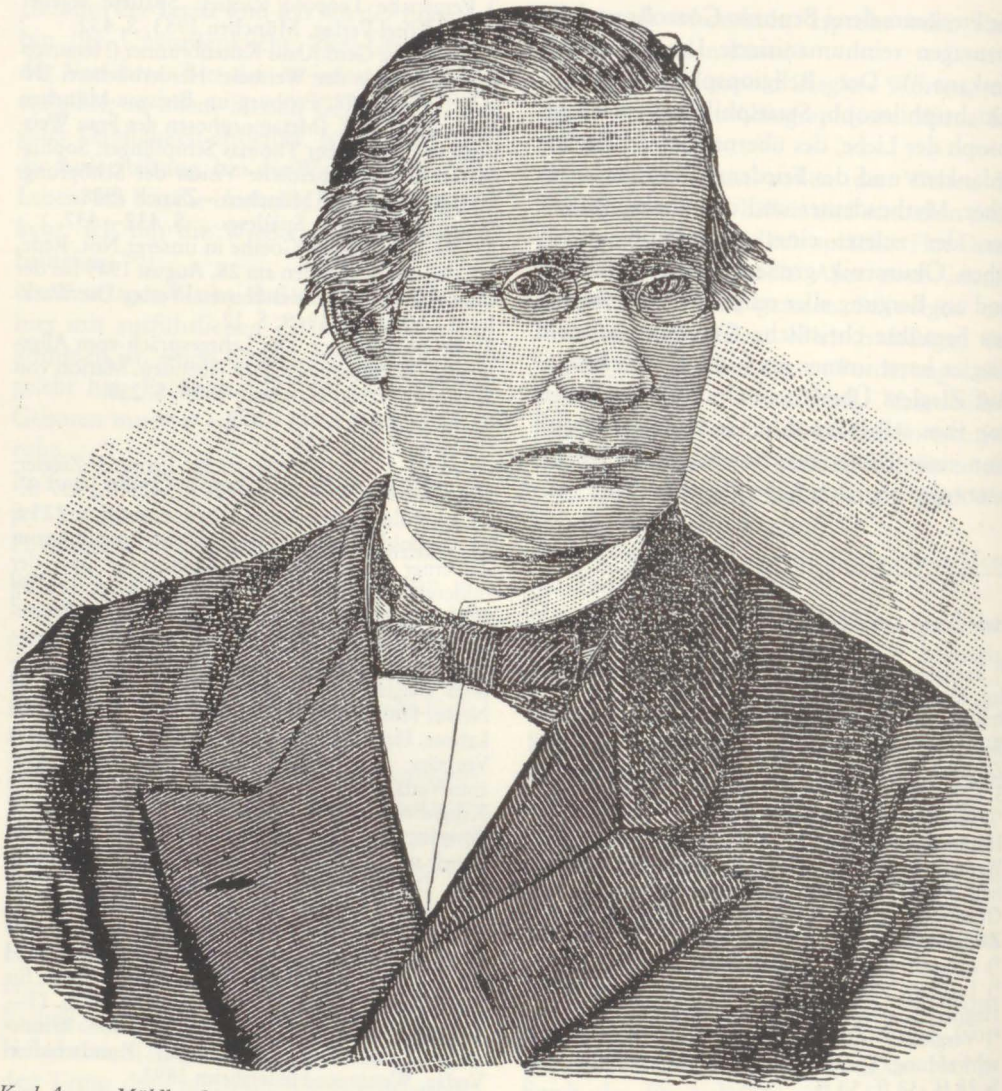
<sup>13)</sup> Ebd., S. 210, 253.

<sup>14)</sup> Ebd., S. 254 — Vergleiche Leopold Ziegler: Überlieferung, a. a. O., S. 421 ff., 426 ff., 437 ff.

<sup>15)</sup> Leopold Ziegler: Mein Leben, a. a. O., S. 223 f.

<sup>16)</sup> Leopold Ziegler: Florentinische Introduction. Zu einer Philosophie der Architektur und der bildenden Künste. Felix Meiner Verlag, Leipzig 1912. Reprint: Friedrich Vieweg, Verlag, Braunschweig 1991 (Bauwelt-Fundamente, Bd. 88).

<sup>17)</sup> Vergleiche Martha Schneider-Fassbaender: Leopold Ziegler. Leben und Werk. Verlag Günther Neske, Pfullingen 1978, S. 305; Ernst Benz, Sophie Latour, Hans Mislin, Erwin Stein: Leopold Ziegler. Vorträge zum 20. Todestag des Philosophen. Aurora-Verlag, Freiburg im Breisgau 1981; Gerd-Klaus Kaltenbrunner: Europa. Seine geistigen Quellen in Porträts aus zwei Jahrtausenden. Band 2 Verlag Glock und Lutz, Heroldsberg 1983, S. 338—342; ders.: Der Weise vom Bodensee. In: MUT. Forum für Kultur, Politik und Geschichte, Nr. 292 (Dezember 1991), S. 69—72; Ernst Benz: Zwei Denker in ihrer Landschaft: Fritz Mauthner und Leopold Ziegler. In: Glaserhäusle. Meersburger Blätter für Politik und Kultur, Heft 4 (Oktober 1982), S. 13—16; Paul König: Portrait einer Generation. Erinnerungen, Gedanken, Begegnungen. Kundschafter-Verlag, Wettingen-Heitersheim 1993.



*Karl August Mühlhäuser*



# Karl August Mühlhäußer (1825—1881) Pfarrer und Landtagsabgeordneter

Ein Konservativer stemmt sich gegen den  
kirchlichen und politischen Liberalismus  
(Lichtbildervortrag am 20. Juni 1993 in der Kulturhalle Remchingen)  
im Jubiläumsjahr: 1100 Jahre Wilferdingen

*Gerhard Schwinge, Karlsruhe*

Am 22. November 1864 zog der angesehene Oberkirchenrat Karl August Mühlhäußer, noch nicht 40 Jahre alt, mit Frau und fünf Kindern von Karlsruhe, der Hauptstadt des Großherzogtums Baden, in das schlichte Pfarrhaus nach Wilferdingen, einem Dorf mit damals weniger als 1000 Einwohnern. — Was bewog den tüchtigen Kirchenmann, seine einflußreiche Stellung in der Residenz aufzugeben und einfacher Landpfarrer zu werden? Was war das für ein Mann, der nun bis zu seinem frühen Tod 1881 in Wilferdingen Seelsorger seiner Gemeinde blieb und doch zugleich eine weit darüber hinausgehende Wirksamkeit entfaltete? — Im folgenden soll versucht werden, diese Fragen zu beantworten.

Fünf Tage nach seinem Einzug hielt der neue Pfarrer, dem der Titel Oberkirchenrat belassen worden war, am 1. Adventssonntag in einem Abendmahlgottesdienst seine Antrittspredigt. In seiner Predigt an die „In Jesu Christo geliebte Gemeinde“ sagte Pfarrer Mühlhäußer: „Es ist für uns eine ernste Stunde, in der wir uns jetzt vor dem Angesicht Gottes zu einem heiligen Bunde miteinander vereinigen und ich zum ersten Male als euer verordneter Geistlicher und Seelsorger zur ganzen versammelten Gemeinde reden darf. . . . Ich preise (des Herrn) Führung, daß er mich hier unter euch eine Stätte hat finden lassen, wo ich nun mit freudigem und gan-

zem Herzen für sein Reich arbeiten kann. . . . Eure einmüthige Wahl hat mich hierher gerufen . . .“

Er verspricht der Gemeinde, sich unter das Wort Gottes als die einzige Richtschnur zu stellen und nichts zu bringen von der neuen Menschenweisheit seiner Tage, sondern den alten Glauben der evangelischen Kirche zu bezeugen. Gegen Ende der Predigt heißt es: „Und dazu erbitte ich mir eure Mitwirkung, ihr Kirchenältesten und kirchlichen Vertreter und ihr Lehrer dieser Gemeinde; denn was mir hier aufgetragen ist, ist nicht meine Sache, sondern es ist des Herrn und ebenso auch eure Sache, und darum sehe ich euch mit Freuden als meine Mitarbeiter an.“ — Siebzehn Jahre sollte diese gemeinsame Arbeit in der Gemeinde währen.

## Jugend und Studium (1825—1847)

Mühlhäußers Kindheit und Jugend ist schnell erzählt. Geboren am 26. Februar 1825 als zweiter Sohn des Pfarrers Jakob Mühlhäußer in Kleinkems in der Diözese Lörrach, wuchs er hauptsächlich in Feldberg im Markgräfler Land auf, wohin die Familie zog, als er vier Jahre alt war, und wo ihn und einen älteren Bruder der hochgebildete Vater nach der Volksschule in allen Gymnasialfächern selber unterrichtete. Doch wie der geliebte Vater in Heidelberg geboren war und

dort Kindheit, Jugend und Studienzeit verbracht hatte, so sollte auch der Sohn in der Neckarstadt für sein ganzes Leben geprägt werden. Als nämlich der Vater 1840 Dekan in Bretten geworden war, schickte er seine beiden ältesten Söhne für die letzten drei Jahre aufs Heidelberger Lyceum, an dem auch ein Onkel unterrichtete und an dem Karl August Mühlhäußer im Oktober 1843 seine Maturitätsprüfung ablegte.

Anfang November bereits wurde der Achtzehnjährige in der Theologischen Fakultät Heidelberg immatrikuliert, die damals zu den führenden theologischen Fakultäten Deutschlands zählte. Wie seine erhaltenen Vorlesungsscheine und das abschließende „Studien- und Sittenzeugnis“ der Universität zeigen, hörte Mühlhäußer vom ersten Semester an neutestamentliche und kirchengeschichtliche Kollegs bei dem zu der Zeit 47jährigen Geheimen Kirchenrat Professor Carl Ullmann, der sehr bald einer der beiden entscheidenden Lehrer des jungen Studenten und später sogar so etwas wie sein väterlicher Freund wurde. Ullmann war der Hauptvertreter der sog. Vermittlungstheologie, welche zwischen den Extremen einer rationalistischen und einer konservativ-orthodoxen Theologie, zwischen Liberalismus und Bekenntnistheologie, zwischen biblischem Glauben und historisch-kritischem Forschergeist zu vermitteln versuchte, — Gegensätze, mit denen es Mühlhäußer in seinem Leben noch oft zu tun bekommen sollte. — Außer bei Ullmann hörte der Student zum Beispiel auch bei dem Alttestamentler Umbreit, ebenfalls Vermittlungstheologe, bei dem Altphilologen Creuzer und bei dem Praktischen Theologen Dittenberger.

Der neben Ullmann zweite maßgebliche Lehrer unseres jungen Theologen aber, dem er ein Leben lang in dankbarer Verehrung verbunden blieb, war vom zweiten Semester an Kirchenrat Professor Richard Rothe. Die Zuneigung ging so weit, daß eine Gruppe von Theologiestudenten unter Mühlhäußers Füh-

rung alljährlich an Rothes Geburtstag ihrem hochverehrten Lehrer ein Fackelständchen brachte. — Einer der bedeutendsten evangelischen Theologen des ganzen 19. Jahrhunderts, auch er als Vermittlungstheologe geltend, war Rothe gleichwohl eine zwiespältige, oder besser: Gegensätzliches in sich vereinigende Persönlichkeit. Auf der einen Seite von tief beeindruckender persönlicher Religiosität, mit einem Christusglauben von pietistischer Färbung, bestimmte ihn, trotz verschiedener Ämter in der badischen Unionskirche, auf der anderen Seite eine uns heute kaum verständliche innere Distanz zur konkreten Gestalt der Kirche, weil er die These vertrat, daß die Institution Kirche in einem religiös gestalteten Staat aufgehoben sein müsse. Die eigentliche Wirkung des Christentums als geschichtlicher Potenz zeige sich gerade — so Rothe — in einer außerkirchlichen oder sogar kirchenfernen freien Humanität. Vor allem in seinem Hauptwerk, der 1845—48 erschienenen dreibändigen Theologischen Ethik hat Richard Rothe sein System dargestellt. (Die 20 Jahre später erschienene zweite Auflage, welche 1991 als Reprint neu gedruckt worden ist, war fünfbändig). — Aufschlußreich ist die erhalten gebliebene eigenhändige Mitschrift von Rothes Vorlesung zur Theologischen Ethik im Sommersemester 1845 und im Wintersemester 1845/46 durch den 20jährigen Theologiestudenten Mühlhäußer, ein Buch von 383 Seiten in Mühlhäußers flüssiger Handschrift, das sich mit anderen ähnlichen Vorlesungsmitschriften heute in der Landeskirchlichen Bibliothek Karlsruhe befindet. — Mühlhäußer ist früh und entscheidend von Rothe geprägt worden. Doch er war kein blinder Anhänger des berühmten Theologieprofessors. Wenn er einerseits von dessen exegetischen, also bibelwissenschaftlichen Vorlesungen, besonders denen über die johanneischen Schriften, begeistert war und außerdem wohl von Rothe die unbefangene, engagierte Aufgeschlossenheit für die Fragen der Gesellschaft, der Mo-

ral, der Politik übernommen hat, so ist doch andererseits von der Distanz seines Lehrers zur verfaßten Kirche bei ihm nichts zu spüren, im Gegenteil. Auch in kirchenpolitischen Fragen fand sich Mühlhäußer später in einem Gegensatz zu Rothe wieder, wie noch zu zeigen sein wird.

Professor Rothe war nicht nur Bibelwissenschaftler, Systematischer Theologe und Ethiker, er war auch Praktischer Theologe und von 1838 bis 1849 der erste Direktor des neugegründeten badischen Predigerseminars in Heidelberg. Als solcher hat er nach Karl Mühlhäußers erstem theologischen Examen (damals Tentamen genannt) die weitere Entwicklung des jungen Theologen und dessen Weg ins Pfarramt während des Seminarjahres aus der Nähe begleitet. In dem abschließenden Seminarzeugnis vom März 1847 schreibt Rothe über Mühlhäußer, nachdem er seine Begabung und sein Verhalten aufs höchste gelobt hat: „Das Prediger-Seminarium entläßt ihn theilnehmend und mit den schönsten Hoffnungen unter Anwünschung des göttlichen Segens für seine dereinstige Amtsführung.“ Und Mühlhäußer selber schreibt 31 Jahre später rückblickend über den Seminarleiter Rothe: „Er war es, dem ich eine solche, sowohl theologische als religiöse, Anregung verdankte, daß ich mich mit voller Hingebung für den Beruf entscheiden konnte, der mir als der höchste erschien: Christo an seiner Kirche zu dienen.“ — Übrigens wurden schon dem Studenten und Kandidaten Mühlhäußer eine außergewöhnliche Energie, umfassende Kenntnisse, Klarheit der Gedanken, Redegewandtheit sowie der Charakter einer Führernatur zugesprochen.

### Vikariatszeit und Pfarramt (1847—1857)

Es folgte im Frühjahr 1847 die mit Auszeichnung bestandene zweite theologische Prüfung, das sog. Examen pro ministerio, und im Sommer die Ordination in Bretten durch seinen Vater, Dekan Jakob Mühlhäußer, wel-

cher jedoch schon ein Jahr später starb. Unmittelbar danach begann Karl August Mühlhäußer seine Vikariatszeit in der Landgemeinde Eppelheim bei Heidelberg. Auch als er 1854, sieben Jahre später, seine erste eigene Gemeinde übernahm, entsprach es seinem Wunsch und seinem volkstümlichen Sinn, daß es mit Sulzfeld bei Eppingen eine bäuerliche Dorfgemeinde war, ein Dorf zudem, das unter den Folgen der Revolution von 1848/49 seufzte und in dem sehr viele Familien von Armut und Bitterkeit bestimmt waren, so daß nicht nur leibliche, sondern auch sittliche und geistliche Not herrschte.

Zuvor jedoch, nach einem Jahr Vikarszeit in Eppelheim, war Mühlhäußer bereits ehrenvoll als Stadtvikar in die Hauptstadt Karlsruhe berufen worden. Hier erlebte er die beiden unruhigen Revolutionsjahre 1848 und 1849. Hier in Karlsruhe jedoch begann vor allem bereits der Einsatz des noch nicht einmal 25 Jahre alten Mannes für die Innere Mission, zu der 1848 der Vorsteher des Rauhen Hauses in Hamburg, Johann Hinrich Wichern, ganz Deutschland aufgerufen hatte. Auch in Baden fand Wichern mit seinem Aufruf aufgeschlossene und zugleich entschlossene Freunde, nachdem bereits in den letzten fünfzehn Jahren vorher, nämlich seit 1834, an mehreren Orten die ersten Kinderbewahranstalten und Kleinkinderschulen (die späteren Kindergärten) sowie Ausbildungsstätten für Kinderschwestern (die späteren Diakonissenmutterhäuser) und sogenannte Rettungshäuser für Schulkinder und Jugendliche ins Leben gerufen worden waren.

In Baden entstanden im Revolutionsjahr 1849 nach Wicherns Vorbild bekanntlich innerhalb von zehn Monaten gleich zwei Vereine für innere Mission. Am 24. Januar gründeten in Durlach als Erste die Anhänger der badischen Erweckungsbewegung unter der Führung des Direktors des Karlsruher Lehrerseminars Wilhelm Stern und des Nonnenweierer Pfarrers Karl Justus Daniel Rein den „Evangelischen Verein für innere Mission

Augsburgischen Bekenntnisses“, später AB-Verein oder auch AB-Gemeinschaft genannt. Erster Vorsteher war Professor Stern. In dem bereits seit 1844 von Pfarrer Karl Mann wöchentlich herausgegebenen Christlichen Volksblatt „Das Reich Gottes“, welches heute noch unter dem Titel „Der Reich-Gottes-Bote“ erscheint (im nächsten Jahr also im 150. Jahrgang), wurden die Statuten veröffentlicht (anfänglich hieß der Verein „Evangelischer Verein zur Rettung aus dem geistlichen und leiblichen Verderben unserer Zeit“). In ihnen wird von Anfang an betont, daß, mit unsern Worten ausgedrückt, die evangelistisch-missionarische und die diakonische Aufgabe untrennbar zusammengehören, oder mit Paragraph 4, Absatz 5 ausgedrückt: die „Ausübung seelenrettender Sünderliebe [zusammen] mit barmherziger Samariterliebe“.

Hinter diesem Verein wie überhaupt hinter den seit den 30er Jahren erwachten Aktivitäten für die äußere und innere Mission stand der einflußreiche Erweckungsprediger Badens Aloys Henhöfer, seit 1827 Pfarrer der beiden Hardtgemeinden Spöck und Staffort. Henhöfer war allerdings nicht der kämpferische Wortführer der badischen Erweckungsbewegung, den man später manchmal aus ihm gemacht hat. Kämpferischer Wortführer war seit Ende der 30er Jahre vielmehr Wilhelm Stern. Henhöfer dagegen, von ausgeglichendem, freundlichem und humorvollem Wesen, wirkte mehr durch seine Predigt — oft als Festprediger auf den Jahresfesten der verschiedenen Vereine — und als Seelsorger. — In den Jahren von 1848 bis 1854 und von 1857 bis zu seinem Tod 1862 sind sich mit Sicherheit auch Henhöfer und der 36 Jahre jüngere Mühlhäußer immer wieder in Karlsruhe begegnet. Und 1851 gehörten beide zu den Mitbegründern des Rettungshauses „Hardthaus“ in Neureut, der heute noch bestehenden Hardtstiftung. Eine persönliche Beziehung jedoch hat die beiden wohl kaum miteinander verbunden, und Mühlhäußer zu

den Freunden Henhöfers zu zählen, ist vermutlich falsch.

Dagegen gehörte Mühlhäußer zu den führenden Personen des zweiten Vereins für innere Mission im Großherzogtum, der später und bis heute als Badischer Landesverein für Innere Mission Träger verschiedener diakonischer Einrichtungen war. Ebenfalls auf Anregung Wicherns und sogar in dessen Gegenwart am 10. Oktober 1849 von Mühlhäußers Lehrer Professor Carl Ullmann, dem ersten Vorsitzenden, und anderen, darunter weiteren Heidelberger Professoren, gegründet, fanden sich in ihm Persönlichkeiten zusammen, die mit der Erweckungsbewegung nicht direkt in Verbindung standen. Doch die Zwecke der beiden Vereine waren zumindest ähnlich. In Paragraph 1 der Statuten heißt es: „Der Verein für innere Mission im Großherzogthum Baden hat den Zweck, gegenüber der vielfachen leiblichen, sittlichen und geistigen Noth unseres Volkes die suchende, helfende und dienende Liebe zur Bewahrung, Pflege und Rettung der Hilfsbedürftigen zu bethätigen. Der Verein stellt sich auf den Grund der evangelischen Kirche, auf das Bekenntnis zu Christo, dem Gottes- und Menschensohne, und will in freier Thätigkeit der Kirche, und durch diese dem Gemeinwesen dienen.“ — Der junge Stadtvikar Mühlhäußer wurde bereits bei der Gründung Schriftführer des Vereins und redigierte von 1850 bis 1853 das wöchentlich herauskommende Vereinsorgan, die „Blätter für innere Mission im Großherzogthum Baden“. — Daß es zwei verschiedene Vereine gab (und bis heute gibt) und alle anfänglichen Bemühungen, sie zu vereinen, scheiterten, hat sicher mehrere und ganz unterschiedliche Gründe, welche nicht in Kürze darzustellen sind. Immerhin schrieb Mühlhäußer im Bericht über das erste Jahresfest seines Vereins im Jahr 1851 über den andern Verein: „Insbesondere aber anerkennen wir mit brüderlicher Theilnahme die Thätigkeit des evangelischen Vereins Augsburgischen Bekenntnisses für die innere Mission. Wir hoffen und fle-

hen zu Gott, daß er je mehr und mehr in unserem Lande zu einer Einigung und zum Zusammenwirken aller Kräfte, die sich in seinen Dienst stellen, für die große Aufgabe der innern Mission verhelfen werde.“

1851 wurde Mühlhäußer in Karlsruhe Stadt- diakonus — so nannte man den zweiten Stadtpfarrer — und zugleich Hofdiakonus, das heißt nach dem Hofprediger zweiter Pfarrer bei Hofe. Fortan hatte er nicht nur in der großen Stadtkirche am Markt, sondern von Zeit zu Zeit auch in der intimen Schloßkirche vor der Hofgesellschaft zu predigen. Im selben Jahr 1851 heiratete Mühlhäußer Mitte November die drei Jahre ältere Julie geb. Gockel, eine Tochter des Karlsruher Lyceumsdirektors.

### Im Oberkirchenrat (1857—1864)

1853, ein Jahr nach dem Regierungsantritt Großherzog Friedrichs I., wurde der Heidelberger Theologieprofessor Carl Ullmann Prälat in Karlsruhe und damit erster Geistlicher der Landeskirche; 1856 wurde er zugleich Direktor des Oberkirchenrats. Neben ihm wirkten in der evangelischen Kirchenbehörde Karl Bähr und Julius Heintz; alle drei waren Männer, die mit tüchtiger, zum Teil bedeutender Gelehrsamkeit ein gläubiges Christentum verbanden. In der Überzeugung, daß an der heftigen Kritik, welche die Landeskirche schon längst durch die Führer der pietistischen Bewegung und neuerdings noch durch die separatistischen lutherischen Kreise erfahren hatte, vieles berechtigt sei, erkannten sie es als eine dringende Pflicht des Kirchenregiments, die Haltung des Gehen- und Geschehenlassens aufzugeben und durch positive Reform den Bestand der badischen Unionskirche zu sichern. — 1857 berief Ullmann den 32jährigen Pfarrer von Sulzfeld Karl August Mühlhäußer, seinen ehemaligen Studenten und Schriftführer im Landesverein für innere Mission, zu sich in den Oberkirchenrat, zunächst als Assessor.

Bereits zwei Jahre zuvor war durch die bedeutsame Generalsynode von 1855, die in der Stadtkirche am Karlsruher Marktplatz eröffnet wurde, unter Ullmann ein Neuanfang gemacht worden. Die Landeskirche war in dieser Zeit nach den Revolutionsjahren in eine nicht mehr leugbare Krise geraten. Wegen der unklaren und umstrittenen Fassung des Paragraphen 2 der Unionsurkunde von 1821 schien es so, als sei die Kirchenunion mit Bekenntnislosigkeit gleichzusetzen. Wenigstens vertraten viele liberale Geistliche diese Ansicht. Dagegen brachte der Synodalbeschluß von 1855 zum Ausdruck, daß die badische Unionskirche an den reformatorischen Bekenntnissen, welche sie ihrer Kirchenvereinigung zugrunde gelegt hatte, unter voller Anerkennung ihrer Geltung festhalte. Diese Bekenntnisschriften der badischen Landeskirche waren (und sind bis heute) das Augsburger Bekenntnis, der Kleine Katechismus Martin Luthers und der Heidelberger Katechismus.

Gefördert und unterstützt wurden die Bestrebungen zur Kirchenreform durch Friedrich I., damals noch Prinzregent, ab 1856 dann 55 Jahre lang badischer Großherzog. Der Großherzog war ja als Landesfürst zugleich *summus episcopus*, also Landesbischof. Mit seiner Zustimmung beschloß die Generalsynode von 1855 die Herausgabe eines neuen Unionskatechismus, eines neuen Gesangbuchs, einer neuen Biblischen Geschichte für den schulischen Religionsunterricht und einer neuen Agende. — 1856 heiratete Friedrich I. Luise von Preußen, die Tochter des preussischen Königs. Und wie der Großherzog bald zur Vaterfigur des Landes wurde, so seine Gemahlin zu einer vorbildhaften Landesmutter, die gerade durch ihr kirchliches und soziales Engagement viele Impulse gab; nicht ohne Grund wurden nach ihr zahlreiche Frauenvereine, soziale Einrichtungen und Straßen im Großherzogtum benannt. Man kann hier sehr wohl von einem segensreichen

Wirken sprechen, auch wenn unsere Zeit die Epoche dieses landesherrlichen Kirchenregiments mehr unter dem unseligen Aspekt einer zu engen Liaison von Thron und Altar zu betrachten sich angewöhnt hat und in jenen 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts zunächst viele dabei Restauration und Reaktion witterten.

1857 also wurde Karl August Mühlhäußer Mitglied der oberkirchenrätlichen Kirchenbehörde. Sehr bald zeigte sich hier seine besondere Begabung für Regierungs- und Verwaltungsgeschäfte sowie seine ungeheure Arbeitskraft, gepaart mit ausgedehnter Menschen- und Personalkennntnis. Ressortmäßig übertrug man ihm vor allem die Aufsicht über das evangelische Schulwesen. — Doch als ein Jahr später, 1858, endlich die neue badische Gottesdienstagende herausgekommen war, bahnte sich sehr bald ein erneuter kirchenpolitischer Umschwung an. Weil viele Liberale diese Agende mit ihrer schwarz-rot ausgedruckten Liturgie als eine unevangelische Einengung ihrer geistlichen Freiheit ansahen und gegen sie Sturm liefen, brach der dreijährige sog. Agendenstreit aus. — Mitten in diesen kirchenpolitischen Streitjahren veröffentlichte Mühlhäußer zusammen mit dem Stadtpfarrer von Durlach Friedrich Bechtel, dem ihm fünf Jahre später vorgesetzten Dekan, 1859 eine Predigtsammlung, „um tüchtige Kandidaten der Theologie nach Vollendung ihrer vorgeschriebenen Studien in den Stand zu setzen, ihre Ausbildung zum geistlichen Amte noch weiter fortzuführen“, wie es im Vorwort heißt. Es ist interessant festzustellen, daß in diesem Jahrgangsband mit 64 Predigten neben den beiden Herausgebern eine Reihe weiterer konservativer oder der Erweckung zugehöriger Pfarrer vertreten ist, jedoch kein einziger liberaler Theologe. So finden sich in dem Buch Predigten von Karl Peter, damals noch am Missionsseminar in Basel und ab 1863 Henhöfers Nachfolger in Spöck; von dem Karlsruher Stadtpfarrer und Dekan Karl Zimmermann, einem eifrigen

Förderer der Inneren Mission; von dem ehemaligen Henhöfer-Vikar und damaligen süd-badischen Pfarrer Karl Friedrich Ledderhose; von dem damaligen Karlsruher Pfarrverweser Emil Frommel, ebenfalls zuvor Vikar bei Henhöfer und später Hofprediger bei Kaiser Wilhelm I. in Berlin; auch von Mühlhäußers zwei Jahre älterem Bruder Karl Friedrich sind Predigten enthalten, jedoch interessanterweise keine von Henhöfer.

Der Agendenstreit führte am Ende zum Sieg des kirchlichen Liberalismus über die konservativen Kräfte in der Landeskirche. Die Generalsynode, welche seit ihrer ersten Tagung nach der Kirchenvereinigung immer im Karlsruher Ständehaus, dem Parlament von Erster und Zweiter Badischer Kammer, zusammentrat, besiegelte 1861 diesen kirchenpolitischen Wechsel. Weil führende Kräfte der Liberalen, vor allem aus Mannheim und Heidelberg, im vorgesetzten, seit kurzem politisch liberal gesinnten Innenministerium ihre Meinung durchzusetzen vermochten, daß Vertreter der beiden nunmehr offenkundig gewordenen kirchenpolitischen Parteien, der kirchlich-liberalen wie der konservativen bzw. kirchlich-positiven Partei, nicht nur in der Synode, sondern ebenso in der Kirchenbehörde Sitz und Stimme haben müßten, und deshalb der konservative Geistliche Heintz aus dem Oberkirchenrat ausscheiden mußte, traten auch Prälat Ullmann und Oberkirchenrat Bähr von ihren Ämtern zurück. — Mühlhäußer jedoch meinte, auf seiner Position in der Kirchenbehörde bleiben zu können und bleiben zu sollen, um wenigstens das Gleichgewicht der Kräfte mit erhalten zu helfen. So zeigte er sich als Sprecher der Konservativen in der Generalsynode von 1861 bei der Beratung einer neuen Kirchenverfassung durchaus konsensbereit und unterstützte ausdrücklich die nunmehr vom Staat unabhängigere, stärker gemeinde- und laienorientierte und demokratischere Verfassung der Landeskirche, mit der zum Beispiel auch die Pfarrerwahl durch die Gemeinde eingeführt wurde. Anderen Neuerungen in

den 175 Paragraphen meinte er entschieden widersprechen zu müssen, so daß er sich schließlich bei der Schlußabstimmung der Stimme enthielt.

Für manchen jedoch war mit dem Sieg des kirchlichen Liberalismus geradezu der Unglaube an die Macht gekommen. So schrieb Aloys Henhöfer gleich nach Ende der Synode 1861, ein Jahr vor seinem Tod, resigniert sein letztes Buch, gab ihm den Titel: Der Kampf des Unglaubens mit Aberglauben und Glauben, ein Zeichen unserer Zeit, und meinte mit dem Unglauben den nun bestimmend gewordenen theologischen und kirchlichen Liberalismus. — Dabei verstanden sich die neuen Mitglieder des Kirchenregiments, der Prälat Karl Julius Holtzmann und der Heidelberger Theologieprofessor Richard Rothe, welcher Mitglied des neu konstituierten Generalsynodalausschusses wurde, ohne den fortan kein Beschluß des Oberkirchenrats mehr möglich war, durchaus als Vermittler. Mit ihnen hat Mühlhäußer nun noch drei Jahre — eher gestritten oder zumindest sich auseinandersetzen müssen als zusammengearbeitet.

Doch 1864 resignierte auch Mühlhäußer, oder richtiger gesagt: zog auch er die Konsequenz des freiwilligen Ausscheidens aus dem Oberkirchenrat. Der Grund war die Berufung des 27jährigen, erst vier Jahre vorher examinierten Theologen Adolf Hausrath als Oberkirchenrats-Assessor in die Kirchenbehörde im April 1864. Hausrath vertrat sozusagen die extreme Gegenposition zu Mühlhäußer und bezeichnete sich später selber als einen Radikal-Liberalen, der auf der äußersten Linken stand. Eine derartige angebliche Gleichberechtigung zweier sich entgegenstehender, ja sich ausschließender kirchenpolitischer und theologischer Richtungen war nach Mühlhäußers Verständnis für eine Kirchenleitung ein Ding der Unmöglichkeit. So entschloß er sich, wieder als Pfarrer in eine Gemeinde zu gehen. Dennoch mußte Mühlhäußer noch ein halbes Jahr, von April/Mai

bis Oktober/November, in Gegenwart Hausraths im Kollegium des Oberkirchenrats ausharren. Eine erste Bewerbung um eine Pfarrstelle im Juni, nämlich um die vakant gewordene erste Pfarrei Wiesloch, führte nicht zum Erfolg, aus welchen Gründen, ist wohl nicht mehr feststellbar. — Inzwischen jedoch war ein weiteres Ereignis eingetreten, welches Mühlhäußer noch einen zweiten Beweggrund gab, die Kirchenregierung zu verlassen.

Im Februar 1864 nämlich hatte der Heidelberger Theologieprofessor und Predigerseminardirektor Kirchenrat Daniel Schenkel ein Buch veröffentlicht, mit dem er sich bewußt weniger an die wissenschaftlichen Fachkollegen als an die Gemeinde und an eine breite Öffentlichkeit wandte und welches bald nach seinem Erscheinen einen heftigen Streit, den wiederum drei Jahre währenden sog. Schenkelstreit, auslöste. Das Buch trug den Titel: Das Charakterbild Jesu, ein biblischer Versuch. Hierin stellte Schenkel das Leben Jesu nach den ersten drei, den synoptischen Evangelien dar, und das hieß für ihn: Jesus nicht als Gottessohn und Heiland der Welt, sondern als einen prophetischen Retter der Gesellschaft. Dies entsprach aber weder dem biblischen Gesamtzeugnis noch den reformatorischen Bekenntnisschriften. So setzte im Mai ein Strom von Protesten, Flugblättern, Versammlungen und Gegenschriften ein. Im Juni schlossen sich 119 Geistliche der Landeskirche dem öffentlichen Protest an, aus 94 Kirchengemeinden wurden 5334 Laienunterschriften zusammengebracht, und eine direkt an den Großherzog eingereichte Bittschrift war mit 8863 Unterschriften verbunden. Doch im Juli folgte eine große Gegenversammlung in Durlach. Und am 17. August entschied das Kollegium aus Oberkirchenrat und Generalsynodalausschuß, gegen Mühlhäußers alleinige Gegenstimme, nicht gegen Schenkel einzuschreiten und dessen geforderte Entlassung als Direktor des Heidelberger Predigerseminars nicht zu beantragen. Fortan

war Mühlhäußer, neben anderen, zum Beispiel dem Laien Carl Mez, von dem noch zu reden sein wird, einer der konservativen Wortführer im Schenkelstreit, welcher die Landeskirche bis zur Generalsynode von 1867 in zwei Lager spaltete.

(22) Daniel Schenkel konnte der Streit letztlich nichts anhaben, zunächst wenigstens nicht. Nach wie vor war er einer der einflußreichsten Männer der Landeskirche: Als Heidelberger Theologieprofessor vermittelte er seit 1851 den badischen Theologiestudenten seine Theologie; als Examinator prüfte er sie ebenfalls seit 1851 in beiden theologischen Prüfungen; als Direktor des Predigerseminars, das zu besuchen Pflicht war, bereitete er sie ebenso seit Jahren aufs Pfarramt vor; und als Mitglied des Generalsynodalausschusses im Oberkirchenrat entschied er seit 1861 mit, welche Pfarrei ihnen übertragen wurde. Bis zum Herbst 1864 war dabei im Oberkirchenrat Schenkels Schlagfertigkeit und Personenkenntnis wenigstens Mühlhäußer gewachsen gewesen, wodurch sich eine gesteigerte Feindschaft zwischen den beiden entwickelte, die die Sitzungen zuweilen höchst ungemütlich gemacht haben soll. Mit Mühlhäußers Ausscheiden war das zu Ende. Doch es standen sich nun seit dem Schenkelstreit nicht allein mehr oder weniger entschiedene Kirchlich-Positive und Kirchlich-Liberale gegenüber, sondern überhaupt auf der einen Seite solche, die sich auf ihre wissenschaftliche Freiheit und auf ihr Gewissen beriefen, und auf der anderen Seite solche, die sich an die Heilige Schrift gebunden wußten und an den reformatorischen Bekenntnissen festhalten wollten. Mit Bezug auf Schenkel soll Mühlhäußer einmal erregt in einer der Kollegiumssitzungen ausgerufen haben: „Wer mit den Grundsätzen der evangelischen Kirche zerfallen ist, mag sie verlassen. Die Kirche ist keine Gesellschaft von Forschern, sondern eine Gemeinschaft von Gläubigen.“

Noch ein Wort zu Richard Rothe. Dieser versuchte zwar immer noch zu vermitteln,

hatte aber im Schenkelstreit für die Belassung Schenkels in seinen Ämtern votiert, trotz verschiedener Bedenken gegen dessen Jesusbuch. So entwickelte sich Rothe innerhalb von Kirchenleitung und Generalsynode schließlich immer mehr zu einem Liberalen. Mühlhäußer aber blieb ihm trotz dieser kirchenpolitischen Differenzen in alter Verehrung dankbar verbunden und gab noch 1878, elf Jahre nach Rothes Tod, aus dessen Nachlaß einen Kommentar zum 1. Johannesbrief heraus. Im Vorwort zu diesem Buch bezeichnet er die Herausgabe als die Ableistung einer alten Dankespflicht.

### **Im Pfarramt in Wilferdingen (1864—1881)**

Seit April 1864 also war der gerade 39 Jahre alt gewordene Oberkirchenrat Karl August Mühlhäußer entschlossen, sein Amt in der Kirchenbehörde niederzulegen und sich eine Gemeinde zu suchen. Doch es fiel ihm nicht leicht, seine ihm liebgewordene Stellung aufzugeben und damit für seine Überzeugung ein Opfer zu bringen. Auch andere bedauerten sein Ausscheiden. Selbst die liberale Mehrheit im Oberkirchenratskollegium hätte ihn aus kirchenpolitischen, das heißt aus optischen Gründen gerne gehalten. Sein Bleiben wäre sozusagen eine Demonstration des Grundsatzes von der Gleichberechtigung der Richtungen gewesen, und der leicht zu überstimmende Mühlhäußer hätte gegenüber Angriffen von positiver Seite ein gutes Alibi abgegeben. Der Großherzog respektierte aber seinen Wunsch nach Entlassung, beließ ihm andererseits ausdrücklich Rang und Titel eines Oberkirchenrats. — Im Sommer erging ein Ruf der Rheinischen Missionsgesellschaft in Barmen, die von seinem Ausscheiden aus dem Oberkirchenrat Kunde erhalten hatte, an ihn, in ihrem Auftrag nach Südafrika zu gehen, um dort für zwei oder drei Jahre die Vereinigung der Missionsgemeinden zu einer Kirchengemeinschaft zu leiten und anschließend in den Dienst der preußischen Landes-



kirche zu treten. Doch Mühlhäußer lehnte ab, weil er seine gefährdete badische Landeskirche nicht verlassen wollte. Im August bewarb er sich zusammen mit mindestens drei anderen Geistlichen um die durch den Tod des Pfarrers frei gewordene Pfarrstelle Wilferdingen, deren Älteste ihn am 13. Oktober einstimmig wählten. — Daß Mühlhäußer sich in Wilferdingen bewarb, war vermutlich auch darin begründet, daß es zwischen Karlsruhe bzw. Durlach und Wilferdingen seit fünf Jahren, zwischen Wilferdingen und Pforzheim seit drei und weiter nach Stuttgart seit gut einem Jahr eine Eisenbahnlinie gab, welche er in den folgenden Jahren häufig als Verkehrsmittel für seine vielen Reisen benutzte. — Am 22. November, einem Dienstag, zog Mühlhäußer mit Frau, vier heranwachsenden Söhnen und einer Tochter im Wilferdinger Pfarrhaus an der Kleinen Kirchstraße ein. Am darauffolgenden Sonntag, dem 1. Advent, hielt er in der Wilferdinger Kirche seinen Antrittsgottesdienst.

Die mitten im Dorf gelegene alte Wilferdinger Kirche war in den Jahren 1784—86 weitgehend auf Kosten des frommen Landesfürsten, Markgraf Carl Friedrich, der sich in seinem lutherischen Patriarchalismus gerade auch um das Kirchenwesen persönlich kümmerte, erbaut und am 8. Oktober 1786 eingeweiht worden. Der schlichte frühklassizistische Bau war also bereits 78 Jahre alt und trotz einer dreiseitigen Holzempore zumindest an den hohen Feiertagen längst zu klein für die damals etwa 900 Gemeindeglieder. Bis zur Union war Wilferdingen, als zur ehemaligen Markgrafschaft Baden-Durlach gehörend, eine lutherische Gemeinde gewesen. (Die rote Rose im heutigen Gemeindegewapp hat übrigens nichts mit der Lutherrose zu tun — die ist ja auch weiß —, sondern stammt aus dem Adelswappen der Grafen von Eberstein.) Ein Wenig von der kleinen heilen Welt einer christlichen Dorfgemeinde mit lutherischer Frömmigkeitstradition war in Wilferdingen anscheinend noch erhalten geblieben.

Mit großer Gewissenhaftigkeit füllte Mühlhäußer vom ersten Tage an sein Amt als Pfarrer der Wilferdinger Gemeinde aus. Obwohl er von Anfang an auch eine umfangreiche Tätigkeit außerhalb Wilferdingens entfaltete — wie noch zu schildern ist —, kam seine Gemeinde nicht zu kurz. Er soll zwar kein hinreißender, packender Prediger gewesen sein; dazu war er wohl zu nüchtern, zu sachbezogen, zu intellektuell. Doch seine ruhige, klare Art, die Bibel auszulegen, von der Kanzel herab oder in der Christenlehre oder bei Gemeindeabenden, fand gleichwohl eine hörbereite Gemeinde. Besonders aber war er als treuer Seelsorger ein Freund und Berater seiner Gemeindeglieder, ein Tröster und Helfer der Armen, Kranken und Leidenden, was ihm dankbare Anhänglichkeit einbrachte. — Die gewissenhafte Berufstreue des Pfarrers und die dankbare Anhänglichkeit seiner Gemeinde wird immer wieder in den Visitationsprotokollen und —bescheiden der Zeit zwischen 1864 und 1881 erkennbar. In diesen siebzehn Jahren seiner Wirksamkeit in Wilferdingen (genau genommen waren es nur gut sechzehn Jahre) fanden fünf Gemeindevisitationen durch die Visitationskommission der Diözese Durlach unter Führung des Dekans Friedrich Bechtel statt, nämlich 1866, 1868, 1872, 1875 und 1878. (Zur Visitationskommission gehörte 1875 mit Pfarrer Hugo Ullmann aus dem Pfinztaler Söllingen übrigens auch ein Sohn des inzwischen verstorbenen Prälaten Carl Ullmann.) — Wie heute noch üblich, hatte der Gemeindepfarrer jedes Mal rechtzeitig vorher einen mehrseitigen Visitationsbericht vorzulegen; die Visitationskommission hatte ein Visitationsprotokoll anzufertigen und einen Visitationsbericht (mit beigefügten Predigten des visitierten Pfarrers) der Kirchenbehörde einzureichen, welche daraufhin einen Visitationsbescheid erließ. Diese Aktenstücke sind im Landeskirchlichen Archiv in Karlsruhe noch ziemlich vollständig erhalten und durchaus aufschlußreich im Blick auf die innere und äußere Verfassung

der Kirchengemeinde in dieser Zeit. Ausführlich darüber zu berichten, ist hier nicht möglich. Nur wenig sei herausgehoben: Wöchentlich hatte der Pfarrer drei Gottesdienste zu halten; an jedem Sonn- und Feiertag um 9 Uhr (im Winter um 9.30 Uhr) den Gemeindegottesdienst, sechsmal im Jahr mit anschließendem Abendmahl, und um 1 (13) Uhr den Christenlehre-Gottesdienst, an dem aber auch die Erwachsenen teilnahmen; außerdem donnerstags, im Sommer früh von 6 bis 7 Uhr, im Winter vormittags von 10 bis 11 Uhr, einen Wochengottesdienst. — Alle Sonn- und Feiertagspredigten (das waren gut 60 im Jahr) schrieb Mühlhäußer Wort für Wort nieder und numerierte die Predigtmanuskripte. Sein letztes Predigtkonzept vom 8. Januar 1881 trägt die Nummer 1062; so viele Predigten hat er also mindestens in Wilferdingen gehalten, nur die letzte wegen körperlicher Schwäche nicht mehr.

Bei der Visitation am 4. März 1866, gut Fünfteljahr nach Dienstantritt Mühlhäußers, erklärte der Kirchengemeinderat in Abwesenheit des Pfarrers (Bildnis) laut Protokoll, „daß die Gemeinde mit der Dienstführung und dem Wandel des Geistlichen, wie des Lehrers ganz besonders wohl zufrieden sei; die Gemeinde fühle sich glücklich unter der Leitung und religiösen Pflege dieser Männer; von Seiten des Geistlichen geschehe sehr Vieles freiwillig und ohne irgend welches ausdrückliches Gebot, was zur religiösen Erziehung und Bildung von Jung und Alt von großem Segen sein müsse.“ Der Dekan berichtete zehn Tage später an den Oberkirchenrat von der Dienstführung des Pfarrers, daß er den „Eindruck einer bis ins Einzelste gehenden Gewissenhaftigkeit, Treue und Umsicht“ habe. Oberkirchenrat Mühlhäußer stehe in großem Ansehen bei jedermann, und das gegenseitige Verhältnis zwischen Seelsorger und Gemeinde sei ein inniges und herzliches. — Im Rathaussaal hielt er an Wochenabenden Vorträge für die Bürger über Zeitfragen. Auch ist Mühlhäußer 1878 mit der Gründung einer

Vorschußkasse, also einer Raiffeisenschen Darlehnskasse, im sozialen Bereich tätig geworden sein. Daß die Wilferdinger einen solchen Pfarrer besonders schätzten, ist begreiflich.

Der Oberkirchenrat schrieb seinerseits in seinem Visitationsbescheid vom 10. Mai 1878: Die Gemeinde „hält in Treue an der kirchlichen Ordnung fest, was sie durch Heilighaltung des Sonntags und fleißige Theilnahme an Gottesdienst und h. Abendmahl an den Tag legt. Es ist auffallend, daß die Frauen im Besuch des Vormittagsgottesdienstes von den Männern übertroffen werden. . . . Ganz besonders aber ist unter diesen günstigen Umständen u. Verhältnissen die ausgezeichnete Leitung, unter der die Gemeinde steht, die herzliche Eintracht, in der die geistlichen u. weltlichen Vorsteher, Pfarrer, Kirchengemeinde-Räthe u. Bürgermeister zusammenwirken u. mit vereinter Kraft nach einem Ziele streben, u. endlich [sei] auch die Tüchtigkeit der hier wirkenden Lehrer hervorgehoben.“ — Wenn etwas zu beklagen war, dann war es vor allem die immer wieder angeführte Gleichgültigkeit der heranwachsenden Jugend gegenüber Christenlehre, Gottesdienstteilnahme und Sonntagsheiligung und ihr Besuch von Wirtshäusern und Tanzvergnügen.

Über das Familienleben Pfarrer Mühlhäußers ist nicht viel bekannt. Als er nach Wilferdingen kam, war er dreizehn Jahre verheiratet, und die Eheleute hatten fünf Kinder. In den ersten beiden Wilferdinger Jahren wurden noch zwei Söhne geboren; der jüngste, 1866 geborene Sohn war der spätere theologische Lehrer am Basler Missionshaus Pfarrer Ludwig Mühlhäußer, von dem mehrere Nachkommen bis heute in Baden leben. Von den insgesamt sieben Kindern starben drei Söhne vor dem Vater. 1876 feierten die Eheleute ihre Silberhochzeit. Über die Gattin Julie Mühlhäußer geb. Gockel hieß es 1899 nach ihrem Tod in einem Nachruf: Sie „war nach Geist und Charakter eine ungewöhnlich begnadigte

Frau, von tiefeindringendem Verstand und noch tieferem Gemüt, und ihre außerordentlichen Geistesanlagen waren von einem lebendigen Glauben geheiligt und verklärt. . . . Mit hohem und liebevollem Verständnis für die großartige Reich-Gottes-Arbeit ihres bedeutenden Mannes, war sie ihm auch hierin eine rechte Gehilfin, die ihm fördernd zur Seite stand und doch in echt weiblicher Zurückhaltung und christlicher Demut an ihm hinauf sah. Mit dem Heldenmut und der Selbstverleugnung des Glaubens und der Liebe zog sie im Herbst 1864 mit ihm aus der Residenz in das bescheidene Pfarrhaus zu Wilferdingen, wo von da an ein geistiges Leben, Arbeiten und Wirken im großen Stil im Dienste des Reiches Gottes und unsres Volkes entfaltet wurde.“ — Sie entsprach wohl dem Idealbild jener Zeit von einer Pfarrfrau, aber ebenso sicher in ihrer Zurückhaltung und Selbstverleugnung nicht dem Bild von der Ehefrau eines Pfarrers in unserer Zeit.

Wie einst sein Vater, so unterrichtete auch Karl August Mühlhäußer im Pfarrhaus seine Söhne in den Anfangsgründen aller Gymnasialfächer selber. (Der Weg ins Karlsruher Lyceum war zumindest bis zur Konfirmation zu weit; Gymnasien in der Nähe oder auf Schüler eingestellte Eisenbahnpfade gab es noch nicht, weil es noch nicht genug Gymnasiasten auf dem Lande gab.) Daß Vater Mühlhäußer außerdem noch Zeit für den Pfarrhausgarten und für sein besonderes Interesse, die Botanik, fand, läßt sich kaum denken, zumal seine außergemeindlichen Aktivitäten bisher noch gar nicht geschildert wurden.

Auch war das Wilferdinger Pfarrhaus ein gesuchter Ort, der viele Besucher sah. Kirchlichen und politischen und Missionsfreunden stand es stets gastlich offen. In der Leipziger Allgemeinen Evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung stand nach Mühlhäußers Tod sogar: „Es gibt kein zweites evangelisches Pfarrhaus in Deutschland, wo sich alles, was mit dem Reiche Gottes und seiner Förderung zusammenhängt, einströmend und ausströ-

mend, in so reicher Fülle zusammengefunden hat, wie in dieser äußerlich so bescheidenen Stätte, im Pfarrhaus in Wilferdingen.“ — Gleichzeitig aber war Mühlhäußer ein Mann, der sehr oft außerhalb seiner Gemeinde gebraucht wurde: In der badischen Generalsynode mit ihren Ausschüssen, in der Zweiten Kammer des badischen Landtags mit Plenar- und Fraktionssitzungen, auf den Konferenzen für innere Mission, auf Komiteesitzungen oder zu Vorträgen ohne Zahl — in Karlsruhe, Pforzheim, Bruchsal, das war noch der günstige Fall; oft aber auch in Stuttgart, Berlin, Frankfurt, Bonn, Barmen, Dresden, Magdeburg, also mit weiter, mindestens ganztägiger Anreise; oder zu Versammlungen und Vorträgen in badischen Landgemeinden, die nicht mit der Eisenbahn zu erreichen waren. — Von dieser nach außen gerichteten Tätigkeit Karl August Mühlhäußers soll jetzt die Rede sein.

### **Mühlhäußers Wirken in Kirche, Staat und Gesellschaft**

1861 war Mühlhäußer als Oberkirchenrat vom Großherzog zum Mitglied der Generalsynode berufen worden. 1867, 1871 und 1876 wurde Mühlhäußer als geistliches Mitglied zum Synodalen gewählt, und zwar von der Diözese Wertheim. In der Generalsynode im Mai 1867 standen unter seiner und des Freiburger Fabrikanten Carl Mez Führung 14 gewählte Positive 34 gewählten und 7 ernannten, zusammen 41 Liberalen gegenüber. Das heißt, die Liberalen waren an Zahl dreimal so stark wie die Positiven. Von den Vierzehn waren elf bekenntnistreue Geistliche. Wie selbstverständlich fiel Mühlhäußer die Rolle des Sprechers der Positiven zu. Liberale Gegner waren vor allem der Heidelberger Dekan Karl Zittel, Professor Schenkel und Oberkirchenratsassessor Hausrath. Zusammen mit Zittel und Rothe und Mez wurde Mühlhäußer in die III. Kommission für die Lehre, zusammen mit Schenkel und seinem Dekan

Bechtel wurde er in die IV. Kommission für den Kultus und Unterricht gewählt. Hauptgegenstand der Verhandlungen war die Beilegung des sog. Schenkel-Streits. Mühlhäußer erstattete dazu ein Minderheitenvotum. In der Frage des Seminarzwangs wurde immerhin der auf einen Kompromiß zielende Vorschlag des Oberkirchenrats nahezu einstimmig angenommen, das Predigerseminar zwar als staatliche Anstalt der Universität zu belassen, seinen Besuch den badischen Theologen jedoch nicht mehr zwingend aufzuerlegen, sondern freizustellen. Das bedeutete eine Niederlage für Schenkel. Umgekehrt wurden die Positiven darin überstimmt, daß der Memorierzwang beim Katechismus von 1855 aufgehoben wurde. Einem weiteren Beschluß gegen die Positiven wurde im Anschluß an die Synode vom Großherzog stillschweigend die landesbischöfliche Sanktion versagt, nämlich daß die in der Unionsurkunde 1821 genannten Bekenntnisse zwar formell in Geltung bleiben, aber für die öffentliche Lehre nicht mehr maßgebend sein sollten. — Die Generalsynode 1871 galt dann sogar als „Friedenssynode“. Mühlhäußer unterlag zwar bei der Wahl des Präsidenten der Synode, jedoch immerhin mit 17 gegen 36 Stimmen, und wurde außerdem in den Verfassungsausschuß gewählt. Ähnlich war es auf der Generalsynode 1876. — 1881 wurde dann nach dem Brauch der Synode auf deren Sitzung am 1. Oktober „zum ehrenden Gedächtnis früherer, seit der letzten Generalsynode verstorbener Mitglieder das Wort“ ergriffen, darunter für „Herrn Oberkirchenrat Dr. Mühlhäußer und Herrn Fabrikant Mez [verstorben 1877] durch Pfarrer Specht“ von Ispringen. Im Protokoll heißt es dann lediglich: „Es wird dieser Gestorbenen Leben und Wirken in kurzen Zügen geschildert, worauf jeweils sämtliche Mitglieder sich in ehrender Anerkennung von ihren Sitzen erheben.“

Mühlhäußers Wirken in der Landeskirche ging aber weit über das in der Generalsynode hinaus, die ja nur alle 4—6 Jahre für etwa

einen Monat in Karlsruhe zusammentrat. So übernahm er in den ersten drei Wilferdinger Jahren die Redaktion des 1860 von positiven Kreisen gegründeten Evangelischen Kirchen- und Volksblatts für das Großherzogthum Baden, das Woche für Woche mit acht großen Zeitungsseiten erschien und zum Druck vorzubereiten war. — 1865, im zweiten Wilferdinger Jahr, hielt Mühlhäußer auf der Durlacher Pfarrkonferenz, dem Sammelbecken der positiven Pfarrer, eine programmatische Rede. 1876 wurde die Durlacher Konferenz in die sog. Evangelische Konferenz umgewandelt, die nun zweimal jährlich, im Frühjahr in Durlach und im Herbst in Heidelberg oder Offenburg, zusammentrat und auch Laien einschloß. Es war eine frühe badische Sammlungsbewegung für Bibel und Bekenntnis. Nicht ohne Grund ist Mühlhäußer der „Promotor der bekennnistreuen evangelischen Opposition“ in Baden genannt worden. Seine Tüchtigkeit und seine Arbeitskraft, sein Organisationstalent und seine Rednergabe prädestinierten ihn für seine vielfältigen Aufgaben. — Öffentliche Anerkennung fand sein kirchliches Wirken 1868 mit der Verleihung des theologischen Ehrendoktors, allerdings nicht durch seine Heimatuniversität Heidelberg, die zu sehr vom theologischen Liberalismus geprägt war, als daß sie sich dazu hätte entschließen können, sondern durch die Universität Bonn zur Feier ihres 50jährigen Bestehens, veranlaßt durch den ehemaligen Heidelberger Theologieprofessor und Mühlhäußers Weggefährten im Badischen Landesverein für Innere Mission, Bernhard Hundeshagen, der 1867 nach Bonn gewechselt war.

1869 war Dr. Mühlhäußer dann zusammen mit Freunden aus Hessen und der Pfalz, aus Württemberg und Baden einer der Gründer der Südwestdeutschen Konferenz für innere Mission, die bald einen Reiseagenten einstellen konnte, später sogar zwei. Zweck der Konferenz war die Förderung und Koordinierung missionarisch-diakonischer Aktivitäten in Südwestdeutschland. Mühlhäußer schrieb

einmal: „Der feste Grund, auf den sich die Konferenz von Anfang an gestellt hat, ist der Glaube, daß in dem Namen Jesu Christi die einzige ausreichende Heilung religiöser, sittlicher und socialer Nothstände gegeben sei, welche aus der zunehmenden Macht des Unglaubens und der Gottentfremdung unter unserem Volk heranwachsen.“ Er verstand also die Sorge um das Wohl des Volkes als eine Reich-Gottes-Arbeit. Und daß es möglich sei, die Formen des irdischen Gemeinschaftslebens, den Staat und das gesellschaftliche Leben zu christianisieren, das war seine Hoffnung und sein Glaube. Der Staat als die Gemeinschaft sozialen und ethisch bestimmten Zusammenlebens war für ihn nicht ‚Welt‘ im Gegensatz zum Reich Gottes, sondern wie die Kirche und die Familie ein Teil des Reiches Gottes. — Ähnliche Gedanken entfaltete Mühlhäußer auch in einem Vortrag zum Thema „Staatskirche, Volkskirche, Freikirche“, den er am 13. August 1869 in Barmen hielt, unter anderen in Gegenwart von Johann Christoph Blumhardt dem Älteren. Angesichts der Krise des Staatskirchentums, genau 50 Jahre vor dessen Ende 1919, befaßte sich Mühlhäußer darin mit kirchenpolitischen Verfassungsfragen. In Auseinandersetzung mit dem Liberalismus, der in Gestalt des Protestantenvereins wiederholt angesprochen wird, plädiert er zwar für die Unterscheidung von Staat und Kirche, für die Beseitigung der Unterordnung der Kirche unter den Staat und für eine eigene statt einer staatlichen Kirchenleitung, aber doch vor allem gegen die Trennung von Kirche und Staat, wie der Liberalismus sie betriebe. Entsprechend lehnt er eine Freikirche ab; auch wenn er deren Glaubensenergie anerkennt, so wirke bei ihr doch eine gewisse Weltflucht mit. Das Erbarmen mit den Seelen, die nicht dem Verderben überlassen werden dürften, sei der durchschlagendste Grund für die Volkskirche. Was solle denn aus der großen Masse werden, wenn diejenigen, die Salz und Sauerteig zu sein berufen sind, sich aus der Volksgemein-

schaft zurückzögen. Schon jetzt sei namentlich in den großen Städten ein neues Heidentum im Anzuge. Aber auch eine Kirche als Staat im Staate, wie die katholische Kirche es anstrebe, lehnte er ab. Vielmehr trat Mühlhäußer für eine Staatskirche in Gestalt einer neuen freien Volkskirche ein.

Damit vertritt er nach seiner Überzeugung kirchliche Motive, im Unterschied zu den Liberalen, die sich letztlich von politischen Motiven leiten ließen. Bei einer völligen Trennung von Staat und Kirche werde es nicht nur zu Grenzstreitigkeiten auf den Gebieten von Schule, Ehe und Familie, Eid, Armenpflege, Sonntagsfeier und sozialem Leben überhaupt kommen, sondern mehr noch zu einem Geisteskampf (der ja wenige Jahre später in der sog. neuen Ära mit dem Kulturkampf auch eintrat). — Gegen Ende heißt es in Mühlhäußers Vortrag: „Welches Schicksal unsern Landeskirchen bevorsteht, das hängt auch nach Gottes Rath mit unserm Glauben, unserm Gebet und unsrer Treue ab. Ich fürchte viel weniger den Unglauben der Feinde als den Kleinglauben der Freunde; viel weniger den Eifer der Gegner als die Lässigkeit und Uneinigkeit der Mitarbeiter. Wenn das Schriftwort und alle Zeichen der Zeit, sowie die Erfahrungen der Kirche uns zur Arbeit für die christliche Volkskirche auffordern, so dürfen wir es auch glauben, daß es zu einer Volkskirche kommt, wenn wir sie schon nicht vor Augen sehen.“

Mühlhäußer hatte also ein Verständnis von Innerer Mission und von Volkskirche, von dem aus der Schritt in ein aktives politisches Engagement nicht weit war. Sein Wirken in Kirche, Innerer Mission und Politik muß in eins gesehen werden. Andererseits soll er wiederholt geäußert haben, daß er sich nur ungern und aus Pflichterfüllung heraus habe in die II. Kammer des badischen Landtags wählen lassen. Einmal Mitglied des Landtags, hat Mühlhäußer jedoch seine Tätigkeit dort nicht weniger ernst genommen als seine vielen anderen Aufgaben. — Bereits 1865 war durch

den Protestantenverein die Einführung der Ziviltreuung gefordert worden. Daraufhin entstand eine Protestbewegung, die sich im folgenden Jahr wiederholt versammelte, wobei Mühlhäußer sehr bald eine führende Rolle zuwuchs. Im Frühjahr 1867 wurde die konservative Zeitung „Die Warte“ gegründet. Damit war faktisch eine konservative Partei in Baden entstanden, so daß bei der Landtagswahl 1867 erstmals eigene Kandidaten aufgestellt werden konnten. Im Landbezirk Karlsruhe, also in den durch Henhöfer und seine Anhänger stark geprägten Hardtgemeinden nördlich der Hauptstadt, wurde Mühlhäußer als Kandidat benannt und auf Antrieb am 26. August 1867 mit relativer Mehrheit gewählt (übrigens mit katholischer Unterstützung). So war er innerhalb kurzer Zeit zum Promotor und Begründer, zum ersten Vorsitzenden und ersten Abgeordneten einer neuen konservativen Partei Badens geworden. Aus Pflichtgefühl nahm er das zeitraubende Landtagsmandat für die vierjährige Legislaturperiode an. 1871 und 1875 wurde er nicht wiedergewählt, wohl aber noch einmal 1879, wiederum im Landbezirk Karlsruhe. 1880 war Mühlhäußer sogar Reichstagskandidat im Wahlbezirk Karlsruhe-Bruchsal, erhielt jedoch nicht genügend Stimmen, worüber er gar nicht einmal enttäuscht gewesen sein mag. Schon sein Landtagsmandat forderte ihm viel Arbeit und Zeit ab, zumal er es für seine Pflicht hielt, die Bewohner der Hardt in den Dörfern seines Wahlbezirks aufzusuchen, als ihr Abgeordneter über seine Arbeit in der Kammer Rechenschaft abzulegen und ihre Bedürfnisse und Wünsche kennenzulernen. Auch in Wilferdingen richtete er Bürgerabende ein.

Mühlhäußer war der einzige Geistliche unter den Hauptvertretern der neuen konservativen Partei in Baden. Nach dem Tode der Pfarrer Aloys Henhöfer in Spöck (1862), Ernst Fink in Illenau (1863), Karl Justus Daniel Rein in Nonnenweier (1865) und des zurückgetretenen Prälaten Carl Ullmann (1865) sowie nach

Wilhelm Sterns Eintritt in den Ruhestand (1866) war Mühlhäußer 1866/67 geradezu prädestiniert als Führer der neu entstandenen religiös-politischen Bewegung. Einer aber stellte sich von Anfang an, eigentlich schon seit dem Sieg des Liberalismus auf der Generalsynode 1861 und dem Ausbruch des Schenkelstreits 1864, an Mühlhäußers Seite: der Freiburger Seidenwarenfabrikant, der Sozial- und Kommunalpolitiker, der selber evangelistisch tätige Förderer von Erweckungsbewegung und Innerer Mission Carl Mez (1808—1877). Er wurde Mühlhäußers Freund, kirchlich-positiver Gesinnungsgenosse und politisch-konservativer Kampfgefährte und wie dieser Landtagsabgeordneter und Reichstagskandidat. Dabei hatte er fünfzehn bis zwanzig Jahre vorher, zumal als Mitglied des Frankfurter Paulskirchen-Parlaments, durchaus politisch-liberale bis sozialradikale Ziele verfolgt. — Weitere Führer des politischen Konservatismus in Baden sowie nicht nur Landtags-, sondern auch Reichstagsabgeordnete der 60er und 70er Jahre waren der Grundbesitzer Ernst August Freiherr Göler v. Ravensburg, der Beamte Karl Emil Freiherr Stockhorner v. Starein und der Offizier Prinz Wilhelm von Baden. Spätestens seit Ende der 70er Jahre wurde dann allerdings der mittelständische Charakter des städtischen und ländlichen Bürgertums in der konservativen Partei stärker und schließlich dominierend. Damit verschwand auch allmählich die ausgesprochen religiöse Prägung des Anfangs.

Mühlhäußer, Mez und die anderen Konservativen im Landtag vertraten eine christlich-konservative, durchaus reformbereite und demokratisch orientierte Innenpolitik, dazu eine deutsch-nationale Außenpolitik. Zumal nach dem Krieg zwischen Preußen und Österreich 1866, standen sie im Krieg gegen Frankreich 1870/71 auf Preußens Seite. Die Errichtung des Kaiserreichs begrüßten sie als deutsche Patrioten und überzeugte Freunde der protestantischen norddeutschen Staaten freudig.

Daß Mühlhäußer damals auch ganz persönlich hinter dem Frankreich-Feldzug und der deutsch-nationalen Bewegung stand, mag daraus erhellen, daß sein ältester Sohn mit 18 Jahren 1870 als Kriegsfreiwilliger mit gegen Frankreich zog. Auf der Gedenktafel für die insgesamt 20 Kriegsteilnehmer aus Wilferdingen in der Kirche finden wir den Namen Karl Mühlhäußer in der rechten Spalte als ersten von drei Freiwilligen. („Zum Gedächtniß an den Krieg mit Frankreich i. J. 1870 u. 1871 u. zum Dank für Gottes Bewahrung u. Durchhilfe in dieser großen Zeit.“ Darüber die Städtenamen: Strassburg, Belfort, Dijon, Nuits. Gefallen bzw. an Kriegsfolgen verstorben sind zwei von den zwanzig Wilferdingern.) Es ist nicht anzunehmen, daß der junge Pfarrerssohn sich ohne die Einwilligung, vielleicht sogar die Ermutigung des Vaters als Freiwilliger gemeldet hatte. Möglicherweise ist auch die Gedächtnistafel unter Mitwirkung Pfarrer Mühlhäußers geschaffen worden. — 1876 gründete Mühlhäußer zusammen mit anderen auf Reichsebene die Deutsch-konservative Partei, welche jedoch an politischem Einfluß nicht an den deutsch-protestantischen Liberalismus heranreichte. So schrieb Mühlhäußer nach vielen Enttäuschungen am 18. Oktober 1880, ein Vierteljahr vor seinem Tode, gleichsam als sein politisches Testament: „Halten wir für die Zukunft unsere Fahne aufrecht! Es wird schon Vielen eine Ermuthigung sein, daß wir sie nicht sinken lassen.“

Auf anderem Wege versprach er sich wohl letztlich mehr Wirkung, nämlich mit Hilfe einer christlich-konservativen Presse. Zwei bis drei Jahre bevor er 1878/79 einen christlichen „Preßverband“ gründete, begann er 1876 die Herausgabe einer Broschürenreihe mit dem Titel „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“. Das aus seiner Feder stammende Heft 1 behandelte programmatisch das Thema „Christentum und Presse“. Damit war Mühlhäußer einer der ersten Evangelischen, der die Bedeutung der Presse im Kampf gegen

Entkirchlichung und Sittenverfall erkannte. Denn während das katholische Zentrum schon längst katholische Zeitungen ins Leben gerufen und in großer Zahl verbreitet habe, hinke der Protestantismus hinterher. In der 40-Seiten-Schrift schildert der Verfasser außerdem eingehend die große Zahl und Verbreitung sowie den schädlichen, vor allem sittlich schädlichen Einfluß der weltlichen und — wie er sagt — irreligiösen Presse, die weitgehend geradezu als gegen Christentum und Kirche gerichtet anzusehen sei. Deshalb sei die Bestimmung der neuen Broschürenreihe, „in die oben erwähnte Lücke einzutreten und an der Verständigung unter den evangelischen Christen über die Fragen der Zeit, sowie an dem Zeugniß für die evangelische Wahrheit vor den Zeitgenossen mitzuarbeiten.“ Und: „Die Presse muß jetzt auch zur Kanzel werden.“ — Die nächsten Hefte der Reihe hatten unter anderm die Themen: Der Socialismus. Über die Entstehung der Welt und die Naturgesetze. Vier Jahre Kulturkampf. — Mühlhäußer selber hat schon als junger Vikar, dann aber vermehrt als Wilferdinger Pfarrer bis zu seinem Tode ständig an zahlreichen kirchlichen und politischen Zeitschriften und Zeitungen mitgearbeitet und auch einige kirchenhistorische Aufsätze veröffentlicht.

### Mühlhäußers Lebensende (1880/81)

Oberkirchenrat Pfarrer Dr. Karl August Mühlhäußer besaß ein außergewöhnliches Arbeitsethos. Sein Motto soll gewesen sein: „Leben ist Arbeit, und Arbeit ist Leben.“ Und: „Mein Leben in Arbeit, meine Ruhe in Gott.“ — Diese Ruhe in Gott, Mühlhäußers Lebensende, kam früh, nämlich gut einen Monat vor Vollendung seines 56. Lebensjahres. Zuvor stets kerngesund, quälte ihn seit Mitte 1879 ein Nierenleiden, das sich nicht bessern wollte. Die letzten Wochen des Jahres 1880 sahen ihn besonders geschwächt. Hinzu kam, daß in Wilferdingen 1879/80 eine fast

zweijährige Typhusepidemie herrschte, die nach und nach fast alle Häuser in der Gemeinde ergriff und viele Opfer forderte. Obwohl selber krank, machte Pfarrer Mühlhäußer bis zu letzt Krankenbesuche bei Typhuskranken in der Gemeinde, die seinen seelsorgerlichen Trost begehrten. Sogar noch Anfang Januar 1881, als er selber bereits auf dem Sterbebett lag, machte er sich noch einmal zu einem solchen Krankenbesuch auf, wie er auch fast bis zuletzt die Gottesdienste und den Konfirmandenunterricht hielt. Dennoch kam für viele Freunde sein Tod am 20. Januar 1881 überraschend. Die Beerdigung war zwei Tage später, bei 15 Grad Kälte, unter großer Beteiligung der Gemeinde und vieler Freunde aus nah und fern. Mühlhäußers langjähriger Freund, Dekan Bechtel aus Durlach, hielt die Gedächtnispredigt. Außerdem hielten Nachrufe am Grabe: Prälat Doll für den Oberkirchenrat und Freiherr von Göler für die Deutsch-konservative Partei. Von der Gemeinde Wilferdingen erhielt Mühlhäußer ein Ehrengrab. Noch heute befindet sich auf dem Wilferdinger Friedhof die von der Gemeinde unterhaltene Grabstätte Mühlhäußer mit dem Hinweis auf der Namenstafel: Zum Gedenken — Gemeinde Wilferdingen.

Bereits schwer krank, hatte Mühlhäußer in der zweiten Jahreshälfte 1880 ein weiteres Heft der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“ mit dem Titel „Die Zukunft der Menschheit“ verfaßt, das in überraschender Weise von seiner auch philosophischen Belesenheit und seiner theologischen Bildung zeugt. In einem Brief vom 5. Januar 1881, einem seiner letzten Briefe, nannte er diese Schrift „ein Stück meines Glaubensbekenntnisses“. Nachdem er darin zunächst auf eine Reihe von im 18. und 19. Jahrhundert konzipierten Geschichtsphilosophien kritisch eingegangen ist, wendet er sich dezidiert eschatologischen Themen zu. Er schreibt: „Jeder Christ hat eine Aufgabe mit seiner ganzen Person und seiner ganzen Kraft zu erfüllen: an seinem Ort und nach seiner Gabe am

Reich Gottes mitzuarbeiten, indem er sich selbst mit seiner Lebensarbeit Gott heiligt und gegen die Feinde des Reiches Gottes kämpft. . . . Dazu gehört aber auch ein viel innigerer Anschluß der Laienwelt an die Kirche, an ihr Leben und ihre Aufgaben, als er bis jetzt bei uns gewöhnlich ist; ebenso ein kräftigeres Einstehen der Familienväter für die christliche Schule und die christliche Erziehung. Auf allen Gebieten des Lebens und Wirkens muß die Herrschaft Christi vertheidigt oder wieder aufgerichtet, keines darf preisgegeben werden, am wenigsten das öffentliche Leben des Volkes. Von der thätigen Mitarbeit an den öffentlichen Fragen darf kein Christ sich ausschließen, denn nur zu lange hat man dieses Feld denen überlassen, welchen das Christenthum eine entbehrliche Sache ist. . . . Ein Christ darf keiner politischen Partei angehören, die nicht ausdrücklich und thatsächlich das Christenthum als die Basis des Volkslebens anerkennt, und zwar nicht irgend ein modernes, sondern das geschichtliche, auf der Bibel ruhende Christenthum, das allein diesen Namen verdient. . . . Die Zeichen der Zeit machen deshalb auf's eindringlichste allen gesunden christlichen Kräften in unsrem Volke den Kampf gegen die auflösenden Mächte zur heiligen Gewissenspflicht.“ — Mühlhäußer schließt die Schrift, die dann erst posthum im Druck erschien und seinen Nachfahren wie ein Testament erscheinen mußte, mit dem Pauluswort (Röm 8, 18): „Ich halte dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht werth sind, die an uns soll offenbart werden.“

Wir haben uns bei der Darstellung des Lebens und Wirkens von Karl August Mühlhäußer weitgehend allen Wertungen, zumal kritischen Wertungen, enthalten. Doch je länger man sich mit diesem überaus vielseitigen und in Kirche und Politik aktiven Mann beschäftigt, desto mehr ist man wohl von seiner Persönlichkeit fasziniert. Und eins scheint an dieser führenden Gestalt Badens zwischen 1850 und 1880 besonders deutlich zu wer-



den: Um der Sache des Christentums willen sind Auseinandersetzungen immer wieder unvermeidlich. — Mühlhäußer war ein überzeugter Anhänger der Volkskirche, aber zugleich einer, der nicht dem Zeitgeist nachlief, sondern der im Gegenteil für die Erhaltung und Stärkung des Christentums in der Gesellschaft gegen die Zeitmächte kämpfte. Die Kraft seiner christlichen Überzeugung, die Klarheit und Energie seines intellektuellen Wesens und seines aufrechten Charakters ließen ihm keine andere Wahl. Dabei war er kein im engeren Sinne populärer Redner; weder Humor noch Anschaulichkeit und Einfachheit standen ihm in besonderem Maße zu Gebote. Von bürgerlicher Schlichtheit und Geradheit, war er ein Mann der Selbstzucht, der stets danach fragte, was seine Pflicht sei. Ohne alle Salbung, war sein Herz doch erfüllt von dem Willen, am Reich Gottes mitzuarbeiten.

Nach Mühlhäußers Tod und Beerdigung erschienen in mehreren Zeitungen und Zeitschriften Nachrufe; so in der in Leipzig erscheinenden „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung“, in der gerade neu begonnenen „Monatsschrift für innere Mission“ aus Gütersloh, in der „Badischen Landpost“ und im „Evangelischen Kirchen- und Volksblatt für das Großherzogthum“ sogar auf der Titelseite vom 30. Januar. Immer wieder wurde darin der unsäglich schwere Verlust und die unausfüllbare Lücke zum Ausdruck gebracht, die der Tod Mühlhäußers für Kirche und Innere Mission, Gesellschaft und Politik in Baden und weit darüber hinaus bedeutete.

Dennoch, als Konservativer schien Mühlhäußer damals kaum noch in die Zeit zu passen. Und nicht lange nach seinem Tod geriet sein Wirken mehr und mehr in Vergessenheit, auch wenn nicht weniger als fünf große, zwischen 1881 und 1930 herausgekommene Nachschlagewerke biographische Artikel über ihn enthalten. — Mühlhäußers Witwe zog nach seinem Tod mit den beiden noch im

Hause lebenden Kindern nach Karlsruhe. Nachfolger im Pfarramt wurde Mühlhäußers dreizehn Jahre jüngerer Bruder Theodor. — Dieses Lebensbild aber sollte dazu beitragen, die in manchem vorbildhafte Gestalt Karl August Mühlhäußers wieder in Erinnerung zu rufen.

---

#### Quellen

Ungedruckte Quellen im Landeskirchlichen Archiv Karlsruhe:

PA Mühlhäußer, Karl August (fast nur interessant für den Ausbildungsgang bis einschl. Ordination u. Ordinationspredigt)

PA Anhang: Sammlung von etwa 15 Predigtautographen, vor allem aus den Jahren 1847—1857, u. Antrittspredigt Wilferdingen 1864

GA 2648: Der General-Synodal-Ausschuß u. seine Beratungen 1860—67

SpA 13497 u. 14676: Visitationsakten Wilferdingen Bd. I (1797—1872) u. Bd. II (1875—1961)

Vorlesungsmitschriften des 19—21jährigen Mühlhäußer in gebundenen Bänden, in der Landeskirchlichen Bibliothek Karlsruhe:

Richard Rothe, Das Evangelium Johannes. Sommersemester 1844. 379 S.

Richard Rothe, Dogmatik. Wintersemester 1844/45. (Band I.) 422 S.

Richard Rothe, Theologische Ethik. Sommersemester 1845 und Wintersemester 1845/46. 383 S.

Richard Rothe, Der Brief an die Römer. Wintersemester 1845/46. 430 S.

Gedruckte Quellen in der Landeskirchlichen Bibliothek Karlsruhe:

Predigten über die zweite Evangelienreihe von mehreren badischen Geistlichen. Hrsg. von Karl Mühlhäußer u. Friedrich Bechtel. Karlsruhe 1859. VIII, 580 S. (mit 6 Predigten Mühlhäußers)

Verhandlungen der General-Synode der evang.-prot. Landeskirche Badens 1861—1881

Schriften Mühlhäußers:

Staatskirche, Volkskirche, Freikirche. 1869.

Christentum und Presse. 1876 (Zeitfragen des christl. Volkslebens, Bd. I., Heft 1).

Die Zukunft der Menschheit. 1881 (Zeitfragen des christl. Volkslebens, Bd. VI. Heft 3).

Der erste Brief Johannis, praktisch erklärt von Richard Rothe. Aus Richard Rothes Nachlaß hrsg. von K. Mühlhäußer. Wittenberg 1878. — Darin Mühlhäußers Vorwort S. 3—8.

Zahlreiche Aufsätze in kirchlichen und politischen Periodika, u. a. in den von Mühlhäußer mitbegründeten und zeitweilig von ihm redigierten Blättern:

Blätter für innere Mission im Großherzogtum Baden. 1850 ff. (Redaktion: 1850—52)  
Evang. Kirchen- und Volksblatt für das Großherzogtum Baden 1806 ff. (Redaktion: 1864—67)

---

*Literatur (chronologisch)*

Nachrufe:

Zum Gedächtniß an Herrn Dr. K. Mühlhäußer, Oberkirchenrat und Pfarrer in Wilferdingen. Reden, gehalten bei der Beerdigungsfeier am 22. Januar 1881, nebst kurzem Lebensabriß. Separatabdruck aus der „Bad. Landpost“. Karlsruhe 1881. 28 S. (Nach: Bibliogr. der bad. Geschichte, Bd. 6, 1973, Nr. 35800 auf S. 416; die Schrift war jedoch nur in Teilkopie zugänglich, da sie anscheinend auch die Bad. Landesbibliothek Karlsruhe nicht mehr besitzt. Nach Reinmuth — siehe im folgenden — S. 91—94 waren die Beerdigungsredner, die von ihm ausführlich zitiert werden: Prälat Karl Doll/Karlsruhe für den Evang. Oberkirchenrat, Dekan Friedrich Bechtel/Durlach als zuständiger Dekan und Freiherr Ernst August von Göler für die Deutsch-konservative Partei.)

Evang. Kirchen- und Volksblatt für das Großherzogtum Baden (Karlsruhe) 1881, S. 17 (Nr. 5 vom 30. Jan., o. Verf.; dort S. 18 f. Abdruck der letzten Predigt Mühlhäußers vom 9. 1. 1881 über 1. Joh 1, 5—10)

Allg. Evang.-Luth. Kirchenzeitung (Leipzig) 1881, Sp. 96 (Nr. 4 vom 28. Jan., o. Verf.)

Monatsschrift für innere Mission . . (Gütersloh) 1.1881, S. 276—284: Zum Gedächtnis von Karl Mühlhäußer, von H. Schmidt/Stuttgart  
Biographisches:

Art. in: Bad Biographien, 3. Teil, 1881, S. 109—114 (Fr. W. Schmidt)

Reinmuth, Johannes: Karl August Mühlhäußer. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Heilbronn 1882. 95 S. (Zeitfragen des christl. Volkslebens, Bd. VIII. Heft 2/3)

Art. in: Allg. Dt. Biographie, Bd. 22, 1885, S. 476—481 (Ledderhose)

Art. in: Realencyklopädie für prot. Theologie u. Kirche, 3. Aufl., Bd. 13, 1903, S. 511—514 (Ney)

Art. in: Religion in Geschichte u. Gegenwart, 1. Aufl., Bd. 4, 1913, Sp. 542 (Brecht). — 2. Aufl., Bd. 4, 1930, Sp. 255 (Brecht).

Art. in: Calwer Kirchenlexikon, Bd. 2, 1941, S. 292.

(Die drei zuletzt genannten Kurzartikel sind nahezu identisch, bis in Formulierungen hinein.)

Hofheinz [„Emil Otto“]: D. Karl August Mühlhäußer. In: Kirche und Heimat. Ein Buch von der evang. Kirche in Baden. Festg. zum Dt. Evang. Pfarrertag in Karlsruhe 1928, S. 185—192

Hauß, Friedrich: Oberkirchenrat D. Karl August Mühlhäußer, 1825—1881. In: ders., Henhöfer und seine Freunde, Lahr-Dinglingen 1962, S. 147—159

Sonstiges:

Hausrath, Adolf: Richard Rothe und seine Freunde. Bd. 2. Berlin 1906 (zur kirchenpolit. Rolle Mühlhäußers, passim, bes. S. 334 u. S. 489—502)

Erbacher, Hermann: Die Innere Mission in Baden. Ein Beitrag zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts der Evang. Landeskirche in Baden. Karlsruhe 1957. XVI, 157 S. (Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der evang. Landeskirche Badens, Bd. 18) (vor allem S. 39—41)

Wolf, Stephan Ph.: Konservatismus im liberalen Baden. Studien zur bad. Innen-, Kirchen- u. Agrarpolitik sowie zur süddt. Parteiengeschichte 1860—1893. Karlsruhe 1990. XV, 455 S., Abb. (Diss.phil. Freiburg 1989/90) (zur polit. Tätigkeit Mühlhäußers, passim, vor allem zwischen S. 22 u. 93)

Vom Orde, Klaus: Claus Mez. Ein Unternehmer in Industrie, Politik u. Kirche. Gießen/Basel u. Karlsruhe 1992. XII, 324 S. (Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der Evang. Landeskirche in Baden, Bd. 45) (Diss.theol. Marburg 1991) (zur polit. Tätigkeit Mühlhäußers, passim — s. Personenregister)

Bickel, Otto: Remchingen. Geschichte seiner Ortsteile und der Adelsfamilie dieses Namens. Im Auftr. der Gemeinde Remchingen. Remchingen 1993. 1012 S., Abb., Karten (zu Mühlhäußer S. 569 f. u. S. 754 sowie passim — s. Register)

# Über eine Bittschrift des Dichters Bonafont, eine Anstellung in Rastatt betreffend

Das Loos des Schriftstellers ist fürwahr nicht immer erfreulich . . .  
Bonafont, Reminiscenzen aus meinem Leben

*Johannes Werner, Elchesheim*

Von dem deutschen Dichter Bonafont war hier schon einmal die Rede; schon einmal wurde er hier der Vergessenheit entrissen, vor allem um zu zeigen, wie es zu ihr kommen konnte.<sup>1)</sup> Dieser Dichter war zwar keiner von den großen, aber die Umstände sorgten auch dafür, daß er nicht größer wurde.

Von Bonafont war deshalb gerade hier die Rede, weil er in Rastatt geboren worden und aufgewachsen war. Danach lebte er freilich in Paris, Aachen, Weimar, Leipzig, Dresden, Sondershausen, Merseburg, Halle, Zeitz, Bonn und in mehreren Städten Westfalens; er übte mehrere Berufe aus und verfaßte nebenher zahllose dramatische, epische, lyrische und andere Werke, von denen ihn nicht eines überdauerte.<sup>2)</sup>

Von ihm ist hier jetzt noch einmal die Rede, weil er, wie sich erst jetzt herausstellte, im Laufe seines langen, bunten und bewegten Lebens auch einen Versuch machte, in seiner Geburtsstadt beruflich Fuß zu fassen. Und zwar fand sich unter den Akten von Rastatt, die das Generallandesarchiv in Karlsruhe hütet, bei einer anderweitigen Nachsuche ein Faszikel, „Carl von Bonafonts nicht gnädigst verwilligtes Gesuch, als Lehrer der französischen Sprache in Rastatt angestellt zu werden, betr.“<sup>3)</sup> (Das „von“ im Namen wurde nachträglich, wohl von anderer Hand, heftig ausgestrichen).

Das sinngemäß erste Dokument wurde am 31. Januar 1809 in Rastatt ausgefertigt: „Dem

Vorzeiger dieses, Herrn Carl von Bonafont, welcher von hier gebürtig ist, wird andurch beurkundet, daß derselbe bei Oberamt um die Erlaubnis angestanden sei, in der französischen Sprache Privatunterricht zu geben, man ihn aber angewiesen habe, diese Erlaubnis höheren Orts auszuwirken.“ (Das „von“ im Namen wurde nachträglich von anderer, womöglich Bonafonts eigener Hand eingefügt; der Adelstitel war wohl nicht weit her, mehr Wunsch als Wirklichkeit.)

Bonafont tat, wie ihm geheißten wurde, und kam „höheren Orts“, nämlich gleich beim Großherzog selber, um die erforderliche Erlaubnis ein. Sein Gesuch<sup>4)</sup> liegt ebenfalls noch vor und fällt schon dadurch auf, daß es sehr schön geschrieben ist, viel schöner als sonstige Schriftstücke solcher Art. Dies ist die berühmte ‚Piaristenhand‘; Bonafont war nämlich, wie ein zeitgenössisches Lexikon hervorhebt, in Rastatt „bey den dortigen Piaristen“<sup>5)</sup> zur Schule gegangen, also bei den Piaristenpatres, die der Rastatter Schule<sup>6)</sup> von 1715 bis 1808 vorstanden. „Ihr Institut hatte in Betreff der Schönschreibekunst und in der Anleitung zum bürgerlichen Rechnen, wie dieses der Bürger ins Haus braucht, einen, sie vor allen gleichzeitigen Anstalten löblich auszeichnenden Charakter. Ihre Schrift übertraf so alle andere, und theilte sich so bleibend gewöhnlich ihren Zöglingen mit, daß man an der ‚Piaristenhand‘, wie man sie hieß, ihre Studenten überall erkannte.“<sup>7)</sup> Soviel nur

N. 201.

Requete

701. Minist. des Finances  
par. du 8. febr. 9.

Paris le 4. febr. 1809

731.

Notre Attense et tres respectable Maitre

Je me nomme charles louis philipe orace de  
Bonafort je suis ne a Bastard des malheurs bien  
Inevitable m'ont de ma plus tendre enfance entraine  
hors de ma patrie et porte d'un bout du Globe a l'autre  
apres vingt quatre annes d'Exil de Souffrances je rentre  
enfin au sein de mon pays, je viens y offrir a mes jeunes  
Compatriotes la plus forte partie de moi Meme  
mon intention etant par la grace de Dieu et celle de votre  
Attente

au  
Monsieur le Ministre des Finances

Nij

nach Joseph Loreye, der selber noch einer ihrer Schüler gewesen war.

Was aber war es, was Bonafont so schön — und auf französisch! — schrieb? „Ich heie Charles Louis Philipe Orace de Bonafont. Ich bin in Rastatt geboren. Ganz unausweichliche Unglücksfälle haben mich nach meiner zartesten Kindheit meinem Vaterland entrissen und von einem Ende der Erde zum anderen geschleppt. Nach 24 Jahren eines leidvollen Exils kehre ich schließlich in den Schoß meines Landes zurück. Ich komme, um meinen jungen Landsleuten hier den besten Teil meiner selbst anzubieten, indem meine Absicht darin besteht, mit der Gnade Gottes und Eurer Hoheit privaten Unterricht in der französischen Sprache zu erteilen.“

Was Bonafont so schön schrieb, scheint jedoch nicht ganz zu stimmen. (Wenn er, der eben 30jhrige, wirklich 24 Jahre lang im Exil gewesen wäre, hätte er nicht bei den Piaristen zur Schule gehen können.) Aber überdies schrieb er vieles nicht, ließ es einfach aus: wann er geboren wurde, wer seine Eltern waren, welche Bildung er erhielt, wo und wovon er seither lebte, was ihn zur beantragten Lehrtätigkeit berechtigte. Er wußte wohl, warum er es verschwieg.

Und er wußte wohl auch, daß sein Schreiben, sozusagen, auf schwachen Füßen stand; und so beendete er es geradezu mit einem Schrei, einem Hilferuf. Er wage, so schrieb er, darauf zu bestehen, daß ihm der Großherzog zwei Gnaden erweise. „Erstens daß mir Eure Hoheit ein wenig Holz zu bewilligen geruhe, damit ich den Rest dieses Winters hinbringe, und einen geringen Zuschuß in barem Geld, damit ich mich schicklich einrichten kann. (. . .) Es mangelt mir an allem, an allem, außer an Mut. Mit 100 Gulden kann Eure Hoheit einen Menschen glücklich machen. Wird sie zögern? Nein!“

Der Großherzog zögerte aber doch. Am 16. Februar reichte er, bzw. das Ministerium des Innern, Bonafonts Bittschrift an die Generalstudienkommission weiter, die sie ihrer-

seits an die Regierung weitergab, und zwar mit der Bemerkung, „daß, da selbst in dieser Bittschrift offenbare Sprachunrichtigkeiten sich zeigen, Suppliant zum Unterricht nicht geeignet erscheint“. (Was auch wirklich zutrifft.<sup>8)</sup> Am 7. März berichtete die Regierung wieder an die Generalstudienkommission, „daß wir gedachten Karl von Bonafont auf sein früheres Ansuchen bei diesseitiger Stelle um Erlaubnis zur Unterrichtsertheilung in der französischen Sprache und zum Aufenthalt in Rastatt durch Verfügung ans Oberamt Rastatt vor kurzem abgewiesen haben“.

Also scheiterte Bonafonts Versuch, in Rastatt Fuß zu fassen. Aber Lehrer des Französischen konnte er, der schon Deutschlehrer in Paris gewesen war, doch noch werden, nämlich in Weimar und in Halle; und außerdem wurde er ein produktiver Autor, der auch französische Bücher und Lehrbücher schrieb und Goethe und Schiller ins Französische, Molière und Beaumarchais ins Deutsche übersetzte. Er wurde gleichsam zu einem literarischen Grenzgänger, nachdem er ja schon in Grenznähe geboren worden war. (Nur hätte er dort auch gerne wieder wohnen wollen.)

---

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Vgl. Johannes Werner, Gedenkblatt für den Dichter Bonafont. In: Badische Heimat 4/1979, S. 161—166.

<sup>2)</sup> Vgl. bes. Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung Bd. 11 (8. Buch, 4. Abteilg., 1. Halbbd.). 2. Aufl. Düsseldorf 1951, S. 205—209.

<sup>3)</sup> GLA 220/1031 (bers. v. Verf.).

<sup>4)</sup> Es ist zwar auf den 2. Januar datiert, stammt aber (da es die Anweisung ausführt, die der eben zitierte Akt vom 31. 1. enthält, und überdies Bearbeitungsvermerke vom 4. und 8. 2. trägt) eher vom 2. Februar.

<sup>5)</sup> Theodor Hartleben, Litterrisches Karlsruhe oder Alphabetisches Verzeichnis aller seit dem Jahre 1813 zu Karlsruhe und in dessen Umgebun-

gen befindlichen Schriftsteller, der vorzüglichsten Epochen ihrer Laufbahn, und der von ihnen im Druck erschienenen Schriften (= Anhang zu: Th. H., Statistisches Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe und ihrer Umgebungen. Karlsruhe 1815) S. 9.

<sup>6)</sup> Vgl. bes. C. F. Lederle, Geschichte des Gymnasiums. In: Grossh. Gymnasium Rastatt. Festschrift zur Jahrhundert-Feier 1808—1908. Rastatt 1908, S. V-VIII, 1—199; Max Weber, Geschichte des Gymnasiums (1. Teil). In: Humanitas. 150 Jahre Ludwig-Wilhelm-Gymnasium Rastatt. Rastatt 1958, S. 13—54; ders., Aus der Geschichte des

Rastatter Piaristenkollegs 1715—1808. In: Humanitas 7/1965, S. 14—27.

<sup>7)</sup> Kurzgefaßte Chronik des Lyceums zu Rastatt vom Jahr 1808 bis auf gegenwärtige Zeit, als Einladung zu den öffentlichen Prüfungen und Feierlichkeiten am Großherzoglichen Lyceum zu Rastatt vom 1. bis 6. September 1837. Rastatt 1837, S. 5 f.

<sup>8)</sup> Bonafont schreibt z. B. „des malheurs innévitables“ statt „inévitables“, „des leçons privé“ statt „privées“, „souffrances“ statt „souffrances“, „installer“ statt „install“, „que je puis“ statt „puisse“, „votre Altesse peu“ statt „peut“ — um von anderem zu schweigen.

Sehr geehrte Mitglieder und Freunde der „Badischen Heimat!“

Der Landesverein Badische Heimat bedankt sich sehr herzlich für die Spenden, die ihm auch im Jahre 1993 von unseren Mitgliedern zugeflossen sind. Wir sind dankbar für jeden Betrag, den Sie uns spenden, gerade im Hinblick auf die drastische Kürzung des Druckkostenzuschusses des Landes im kommenden Jahr. Auch der Landesverband ist ein Opfer der kulturellen Sparwelle.

Wir erinnern Sie freundlich daran, daß Sie für Geldspenden eine **steuerabzugsfähige Spendenbescheinigung** erhalten.

Am besten ist es, wenn Sie die Spende nicht direkt an den Landesverein einzahlen, sondern diese auf das

**Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br. Nr. 20 10 012 bei der Öffentlichen Sparkasse Freiburg i. Br. mit dem Vermerk „Spende Badische Heimat“**

überweisen. Bitte geben Sie Ihren Namen und Postanschrift recht deutlich an. Nach Eingang der Spende erhalten Sie dann die Spendenbescheinigung.

Liebe Mitglieder und Freunde, machen Sie von der Möglichkeit, eine steuerabzugsfähige Spendenbescheinigung zu erhalten, recht regen Gebrauch. Dafür dankt Ihnen Ihr Landesverein Badische Heimat sehr herzlich.

Mit freundlichen Grüßen

*L. Vögely*

Landesvorsitzender

# Beteiligt am Aufbau eines neuen Frauendaseins

Der Lebens- und Berufsweg zweier Abiturientinnen des ersten  
Mädchengymnasiums

Margarete Kraft

## 1. Die Gründung des ersten Mädchengymnasiums

Im September 1893 feierte die Stadt Karlsruhe ihre fortschrittlichen Stadtväter von 1893: Diese hatten die Gründung eines (vorerst) privaten Mädchengymnasiums durch den Verein Frauenbildungsreform ermöglicht und in der Waldstraße Räume zur Verfügung gestellt. Feierlich wurde die Gründung am 16. September 1893 in der Turnhalle der damaligen Höheren Mädchenschule, an die sie 1898 angegliedert wurde (jetzt Fichte-Gymnasium), vollzogen.<sup>1)</sup> 1911 wurde das Mädchen-Gymnasium dann „selbständig“ und zog als Lessingschule in ein neues Gebäude am Gutenberg-Platz. Das grundlegend Neue an der Schule war, daß der Lehrplan, aufbauend auf die in der Höheren Mädchenschule gelegten Grundlagen, dem des humanistischen Knaben-Gymnasium folgen sollte. Damit war auch Mädchen die Möglichkeit gegeben, ein Abitur abzulegen. Das Gymnasium erlebte einige turbulente Jahre<sup>2)</sup>, dennoch konnten 1899 vier junge Frauen ihr Abiturzeugnis entgegennehmen: ein Meilenstein in der Mädchenbildung war erreicht.

Wieviele Hindernisse waren schon bis zur Gründung zu überwinden gewesen! Jahrelang hatte Hedwig Kettler (1851—1937), die Vorsitzende des 1888 in Weimar gegründeten Frauenvereins Bildungsreform mit Zähigkeit und Klugheit für die Einrichtung eines Gymnasiums gekämpft. Obwohl viele ähnliche Bestrebungen die Öffentlichkeit aufmerksam

gemacht hatten, hatten alle Landtage und Ministerien bislang ihre Petitionen gar nicht behandelt oder abgelehnt. Doch im Großherzogtum Baden reagierte man weniger schroff. So focht in der badischen zweiten Kammer der Führer der nationalliberalen Partei, Kiefer, für die Ziele des Vereins mit folgenden Worten:

*„Es handelt sich um eine hochwichtige Tat, nämlich darum, einem berechtigten Streben mit allen zulässigen Mitteln Vorschub zu leisten. Auch in dieser Angelegenheit muß Baden als ein wahrhaft liberales Land sich an die Spitze der Bewegung stellen“<sup>3)</sup>.*

In der Residenzstadt Karlsruhe, die schon 1826 mit der Gründung einer höheren Schule für Mädchen Aufgeschlossenheit und fortschrittliches Denken bewiesen hatte, erklärte man sich bereit, das Projekt zu fördern und für Unterrichtsräume zu sorgen. Auch die Schulaufsichtsbehörde war geneigt, das Unternehmen zu unterstützen.

Von welchen Überlegungen und Vorstellungen das Eintreten für eine gleichwertige Schulbildung von Mädchen und Knaben bestimmt war, läßt ein vom Oberschulrat Dr. Ernst von Sallwürk verfaßter Artikel „Das Karlsruher Mädchengymnasium“ erkennen, der am 12. und 13. August 1893 in der Karlsruher Zeitung erschien<sup>4)</sup>. In diesem hochinteressanten Memorandum stellt v. Sallwürk grundsätzliche Beobachtungen zum Lernen von Jungen und Mädchen an. Die Mädchen lobt er zwar als fleißig und ausdauernd, aber

er verdächtigt sie der Oberflächlichkeit. Es fehle ihnen an Anschauungs- und Abstraktionsvermögen:

*... wie jeder Schulmann weiß, arbeiten die Mädchen im Unterricht ganz vorwiegend mit dem Gedächtniß. Zu der wirklichen Welt stehen sie nicht in dem nahen Verhältnis wie der Knabe, der Wald und Feld durchstreift und selbst im Hause lieber zu allerlei Hantierungen greift als zu den Büchern. Daher gebieten die Mädchen nicht über die nämliche Kraft der Anschauung wie die Knaben, und die Anschauung, in deren Formen alles, was geistig aufgenommen wird, sich umsetzen muß, ist eben darum ein wichtiges Hilfsmittel jeder Erkenntniß: sie erspart viele Gedächtnißmühe. Man bemerkt auch bei den Mädchen eine gewisse Abneigung gegen die Abstraktion. Sie fassen jedes Einzelne für sich auf; sie prägen sich lieber eine Menge einzelner Erscheinungen ein, als daß sie*



*Hedwig Kettler (1851—1937), Vorsitzende des Vereins Frauenbildungsreform*

*Quelle: 100 Jahre Mädchengymnasium in Deutschland. Karlsruhe 1993*

*nach den Gründen und dem allgemeinen Wesen der verwandten Erscheinungen fragen.<sup>5)</sup>*

Diese Haltung ist aber weder den Mädchen anzulasten, denen er die gleichen Leistungen wie den Knaben in allen Fächern zutraut, noch ist die Schule daran schuld, sondern eine

*Verirrung unserer Kultur. So lang man ein Mädchen nur dann für gebildet, gesellschafts- und heirathsfähig gehalten hat, wenn es auf dem Balle sich zu benehmen und im Salon zu plaudern verstand, war von einer naturgemäßen Bildung des weiblichen Geschlechts natürlich keine Rede. Das aber waren die letzten Ziele der Mädchenerziehung, die wir von den Franzosen entlehnt haben.<sup>6)</sup>*

Gegen Ende seines Memorandums fragt Ernst von Sallwürk stellvertretend für seine Leser, warum der Frauenverein Bildungsreform ein humanistisches Curriculum, d. h. mit Latein und Griechisch einführen will, glaubte man bisher doch, den Mädchen nur Französisch und höchstens ein wenig Englisch zumuten zu können. Seine Antwort verrät den weitblickenden, auch gesellschaftliche Veränderungen registrierenden Schulmann:

*Wenn unsere Verhältnisse so gestaltet wären, daß jedes Mädchen eine sichere Versorgung in einem Haushalte erwarten dürfte, so hätte ein Verein, der sich mit weiblicher Bildung befaßt, wenig zu thun. Aber unsere Verhältnisse sind eben so nicht geartet. Eine außerordentlich große Anzahl von Mädchen muß sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß sie ihr Brod einmal durch eigene Arbeit verdienen müssen, und das ist eine ebenso dringende Angelegenheit für die Väter und Männer, wie für die Frauen. Es handelt sich also bei dem Unternehmen des genannten Vereins um nichts weniger, als um eine entschlossene Konkurrenz mit den Männern — in deren eigenem Interesse.*

Die Stellungnahme Sallwürks verrät, daß nicht eine Aufnahme in das Gymnasium als einer Stätte, an der auch weiblicher Intellekt sich entfalten kann, erstrebt wird, auch nicht das Abitur, durch dessen Ablegung ein Mädchen seine prinzipielle Bildungsfähigkeit und



Bildungsbereitschaft beweisen kann. Die für das Mädchengymnasium eintreten, zielen weiter: Für sie ist das eigentliche Ziel ein Studium, das wiederum auf die anspruchsvollen und in der Gesellschaft hochgeachteten Berufe vorbereitet. Das Gymnasium hatte sich im 19. Jahrhundert zum Bindeglied zwischen der für alle obligatorischen Grundausbildung und der Hochschule entwickelt. Die Hochschule ihrerseits ist auch heute noch die entscheidende Bildungsinstitution, deren Absolvierung für eine Führungsaufgabe im wirtschaftlichen oder öffentlichen Bereich vorausgesetzt wird. Wenn die Frauenvereine für die Mädchen — oder Männer in einflußreichen Positionen für die Töchter! — das Abitur erstrebten, dann deshalb, weil die Zukunft von Mädchen aus bürgerlichen Familien zu sichern war. Immer öfter fand sich nicht der Ehemann, der, gesellschaftlich etabliert, die Tochter ihrer „natürliche Bestimmung“ als Ehefrau und Mutter hätte zuführen können. Für alle, die Ursprungsfamilie und die betroffenen Frauen war aber ein Leben ohne neue Familie finanziell und menschlich äußerst problematisch, es sei denn sie konnten nicht auf eigenen Füßen stehen. Einen Ausweg, der die Frau nicht nur in das wirtschaftliche Leben eingliederte, sondern ihr auch ermöglichte, ihre Fähigkeiten zu entfalten und eine gewisse Selbständigkeit zu erlangen, konnte nur ein Beruf — und eine darauf vorbereitende (Aus-)Bildung — bieten.

In ihrer Festrede am 16. September 1893 formulierte Hedwig Kettler den Anspruch, den die Gründung des ersten Mädchengymnasiums einlösen soll, allgemeiner:

*„Bildungsfreiheit nun wollen wir versuchen zu schaffen, wir wollen der Frau ermöglichen, ihre geistigen Fähigkeiten so zu entwickeln wie der Mann. Wir glauben, daß kein Mensch das Recht hat, seinem Nebenmenschen, auch wenn dieser eine Frau ist, vorzuschreiben: ‚Bis hierher entwickelst du dich, aber um keine Linie weiter; bis hierher denkst du, aber um keinen Gedanken weiter!‘ Und*

*wir glauben, daß kein Mensch das Recht hat, seinem Nebenmenschen, auch wenn dieser eine Frau ist, aus Prinzip das größte Glück des Lebens zu rauben: befriedigende Arbeit in einem selbstgewählten, nicht aufgezwungenen Berufe.“*<sup>7)</sup>

Diese eindrucksvollen Sätze Hedwig Kettlers forderten für die Frauen das ein, was die Gesellschaft nur in einigen eng begrenzten Bereichen bereits von ihnen erwartet oder zumindest gebilligt hatte: eine Tätigkeit in der Öffentlichkeit. Schon früh hatten sich im 19. Jahrhundert Frauen karitativ, d. h. zugleich auch unentgeltlich engagiert. Der einzige bezahlte Beruf war lange Zeit der der (armselig entlohnten) Lehrerin an Mädchenschulen<sup>8)</sup>. In den Oberklassen konnten diese Frauen nicht unterrichten, da die Frauen ja weder das Abitur hatten noch akademisch gebildet waren. Die Zumutung an die Gesellschaft seitens der überall entstandenen Frauenvereine war nicht zu groß: Als die bürgerlichen Frauen eine Veränderung herbeiführen wollten, erstrebten sie Berufe, in denen sie bereits Erfahrungen gesammelt hatten und von denen man glaubte, daß sie mit der Natur der Frau im Einklang stünden: Lehrerin, Sozialfürsorgerin, Ärztin und Apothekerin.<sup>9)</sup>

So ist es nicht erstaunlich, daß die hier vorzustellenden Abiturientinnen des ersten Abiturjahrgangs 1899 — und die meisten ihrer Nachfolgerinnen! — diese Berufe anstrebten: Johanna Kappes und Rahel Goitein (verh. Straus) praktizierten (auch nach der Heirat!) als Ärztinnen und Magdalene Meub (verh. Neff) wurde die erste approbierte Apothekerin in Deutschland. (Die vierte Abiturientin erhielt ihr Abiturzeugnis nur, nachdem sie das feste Versprechen gegeben hatte, nicht zu studieren.) Zumindest für Rahel Goitein und für Magdalene Meub ist sicher, daß sie von Anfang an dabei waren, als in ihrer Stadt 1893 die ungeahnte, ungeheuerliche Möglichkeit sich eröffnete, als Mädchen ein Gymnasium zu besuchen.

Angesichts der Tatsache, daß Frauen meist nicht im hellen Licht der Geschichte stehen (und sei es auch der Regionalgeschichte), ist es erstaunlich, daß wir den Lebensweg von zwei Abiturientinnen sehr gut nachzeichnen können: Rahel Straus (21. 3. 1880, Karlsruhe — 15. 5. 1963 Jerusalem), die 1899 die erste Abiturientinnenrede hielt<sup>10)</sup>, hat 1940 Erinnerungen an 53 Lebensjahre in Deutschland geschrieben<sup>11)</sup>; das Andenken Magdalene Neffs (9. 1. 1881, Karlsruhe — 19. 7. 1966 Ehingen) hält ihr Enkel Rüdiger Rombach, Apotheker wie sie, wach.<sup>12)</sup>

## 2. Rahel Straus, geb. Goitein (1880—1963)

Gynäkologie-Professor: „Ich kenne die Frauen, das hält keine durch!“ Rahel Goitein, Studentin im 5. Semester: „Ja, Sie kennen die Frauen, aber meist, wenn sie krank sind.“

Diese schlagfertige, zum Kämpfen bereite Studentin ist sie wirklich die gleiche Person wie das Mädchen, das am ersten Schultag, als es geprüft wurde, vor Schüchternheit und Scheu die Sprache verlor? Doch die Abiturientin hatte keine Mühe bekundet, die Abschiedsrede auszuarbeiten, das Reden aber schien ihr eine ungeheure Schwierigkeit. Nun, sie meisterte auch diese Klippe, denn dank ihrer Erziehung in einem orthodoxen, aber weltoffenen und bildungsnahen jüdischen Elternhaus und dank der Geborgenheit, die die Mutter, obwohl Witwe, den Kindern zu vermitteln wußte, besaß Rahel beides: Wissen und innerliche Festigkeit. Daß sie auch bezaubern konnte, scheint mir dieser Blitzdialog mit dem bärbeißigen Professor auch zu belegen, denn ein gemeinsames Lachen entschärfte die Situation.<sup>13)</sup>

Rahel hatte gegen administrative und professorale Widerstände sich als erste reguläre Medizinstudentin an der Universität Heidelberg immatrikulieren können. Wie die anderen Frauen, die sie dort traf (sie waren sog. Hörerinnen), hatte sie sich durchgesetzt gegen tausend Vorurteile ihrer gesellschaftlichen

Umgebung. In ihrer Familie jedoch fand sie stets Rückhalt. Obwohl die früh verwitwete Mutter arm war, hatte sie der jüngsten Tochter den Besuch des gerade eröffneten Gymnasiums angeraten und nach dem Abitur ihre Studienwünsche nicht zurückgewiesen. Ein Onkel erklärte sich bereit, das sonst nicht bezahlbare Medizinstudium zu finanzieren. So konnte Rahel studieren. Sie profitierte davon, daß das badische Kultusministerium gerade im für sie richtigen Moment anordnete, daß die Universitäten Heidelberg und Freiburg die Absolventinnen des Karlsruher Mädchengymnasiums als reguläre Studentinnen aufnehmen mußten.

Zuversichtlich, voll Spannung und Glück trat Rahel ihre Studienzeit an. Obwohl sie allenthalben auf Verblüffung stieß und sich immer wieder beweisen mußte, arbeitete sie mit einer solchen Begeisterung, daß ihre männliche Umgebung sie offenbar nicht nur akzeptierte, sondern geradezu verehrte. Ich „hatte es nach jeder Richtung hin zu gut“, meint sie einmal.<sup>14)</sup> Doch sie bekennt auch: „Drei Semester war ich unter den Kollegen das einzige weibliche Wesen, und rückschauend weiß ich erst, daß da ein Experiment mit mir gemacht wurde, über dessen Tragweite sich weder meine Mutter und noch viel weniger ich selbst uns klar waren.“<sup>15)</sup>

Nach den klassischen Studien im Gymnasium entdeckte sie voll Freude die Naturwissenschaften und war mit großem Eifer bei der Sache. Ihre Arbeitskraft, aber auch die aus ihrer Freude erwachsende Energie müssen sehr groß gewesen sein: sie bewältigte problemlos die Aufgaben einer gewissenhaften und fleißigen Studentin, gab zahlreiche Nachhilfestunden, erkundete mit ihren Kommilitonen die Heidelberger Landschaft, nahm am Leben der jüdischen Gemeinde in Mannheim teil, wo sie bei Schwester und Schwager im Rabbinerhaushalt wohnte, und engagierte sich daneben in einer studentischen Frauengruppe. Dieses Engagement war ihr selbstverständlich. Schon den Schülerin-

nen war klar geworden, daß sie einfach weil sie Gymnasiastinnen waren, mitten in der Frauenbewegung standen, daß alle Fragen über die Stellung der Frau in der Gesellschaft, im Recht und in der Politik für sie von Bedeutung waren. Auch da hatte es schon Mut erfordert, sich all dem Hohn gegenüber etwa zu den englischen Suffragetten zu bekennen.

Diesen Mut und eine ruhige Selbstgewißheit belegt auch die Abiturientinnenrede Rahel Goiteins, die sie unter das Motto aus Lessings Nathan „Introite et hic sunt dei“ stellte und in der sie den unkonventionellen und tapferen Weg der ersten Mathematikprofessorin Sonja Kowalevskaja schilderte. Et hic dei sunt — auch am Mädchengymnasium ist Geist, ist göttlicher Funke, auch die Frau ist zu großen geistigen Leistungen, zu Ausdauer und Verzicht fähig — das war eine der Botschaften dieser eindrucksvollen Rede.<sup>16</sup>

Nicht um frauenrechtlich tätig zu werden, sondern weil zu Beginn des Jahrhunderts nahezu alle Studenten einer Verbindung angehörten, schien es auch den weiblichen Hörerinnen natürlich, sich zusammenschließen. Den offiziellen Segen erhielten sie dazu vom Rektor nicht, weil Rahel Goitein als vollgültige Studentin, der einzige „akademische Bürger“ war, aber die Frauen wollten eh sich nicht ihrer schwer erkämpften Unabhängigkeit und Freiheit durch den allzu großen Zwang einer Vereinigung berauben und begnügten sich mit einer losen Form des Zusammenschlusses. Die jungen Frauen grenzten niemanden aus, Liberalität und Toleranz waren ihnen eine Selbstverständlichkeit. Rahel, die Jüngste, war viele Semester die Vorsitzende dieses Vereins von Studentinnen, die diskutierend zusammensaßen, „beteiligt am Aufbau eines neuen Frauendaseins“<sup>17</sup>.

Der Studentinnenverein ließ sich von niemandem vereinnahmen, auch nicht von dem Verein „Frauenstudium-Frauenbildung“, der sie als Jugendgruppe aufnehmen wollte. Obwohl sie es auch seiner Arbeit zu verdanken



Rahel Goitein als Studentin. Aus: *Juden in Karlsruhe* 1988

hatten, daß Mädchen Abitur machen und eine Universität besuchen konnten, wollte die Gruppe frei und unabhängig sein. In einem heftigen Kampf zwischen Marianne Weber, der Vorsitzenden der Frauengruppe, und Rahel Goitein blieb die Entscheidung gewahrt: kein Anschluß, aber Beteiligung an Veranstaltungen. Die Gruppe, die sich in der Folgezeit gegen chauvinistische und antijüdische Tendenzen wenden mußte, blieb lose bis 1929 als „Alt-Heidelbergerinnen“ bestehen.

Das Anwachsen des Antisemitismus' hatte schon die Schülerin beunruhigt; auch wenn sie in der Schule davon unberührt geblieben war — auf der Straße in Karlsruhe schrie man den Kindern oft „Jud“ nach. Der sog. Ritualmord-Prozeß in Xanten (1892) ließ wieder die alte Blutbeschuldigung bei Menschen der verschiedensten Schichten laut werden. Die Dreyfus-Affäre schließlich erschütterte die

Ruhe der jüdischen Gemeinde nachhaltig. Rahels Vater, aus Ungarn stammend, war ein Rabbiner der orthodoxen Richtung, der sich eine umfassende Bildung erworben hatte. Die in Posen aufgewachsene Mutter stammte aus einem weltoffenen gebildeten Haus. In Karlsruhe wohnten die Mitglieder der orthodoxen „Religionsgesellschaft“, die das Leben der Familie bestimmte, nahe beisammen in der Herrenstraße, so daß auch unter den Kindern ein enger Austausch stattfand. Das Rabbinerhaus war von Anbeginn ein geselliger Mittelpunkt trotz der finanziellen Enge, die dort herrschte.

Auch nach dem Tod des Vaters (1892), dem der Tod zweier Söhnchen vorausgegangen war, führte die Mutter, die für vier kleine Kinder zu sorgen hatte, den Haushalt in Karlsruhe weiter. Sie wollte hier ihre Kinder im Sinne des Vaters orthodox erziehen. Da sie gleichzeitig weltoffen und Bildung und Kultur zugewandt war, „hat sie uns alle zu Menschen erzogen, die im Leben ihren Platz ausfüllen konnten, ganz ihre eigenen Wege gehend, die neu und revolutionär waren.“<sup>18)</sup>

In ihrem Elternhaus und in ihrer unmittelbaren jüdischen Umgebung herrschte eine eigentümliche Spannung zwischen dem Verhaftetsein im strengen jüdischen Glauben und der gleichzeitigen Teilnahme an deutscher Kultur und deutschem Geistesleben. Die Mutter ging zwar nach dem Tod des Vaters selbst nicht mehr ins Theater, aber sie sorgte für Theaterinszenierungen zu Hause, sie machte die Kinder mit deutscher Literatur und Bildung vertraut. Anhänglichkeit an die Großherzogenfamilie und das Bewußtsein, einen anderen, hohe geistige und moralische Zucht verlangenden Gemeinschaft anzugehören, bestanden bei der Schülerin ohne Konflikt nebeneinander.

Ein Konflikt zeichnete sich aber zwischen den Generationen ab, wie Rahel Straus an Mann und Schwiegervater deutlich macht. Der alte Bankier Samuel Straus war ein Mann

von großem Ernst, der die altjüdischen Traditionen zu bewahren suchte. Seinen Haushalt erlebte die Familie Goitein, die nach dem plötzlichen Tod der Frau in das Straussche Haus zog, als einengend und bedrückend. Wie alle Strausschen Söhne besuchte auch Eli(as) Straus, zu dem Rahel schon bald eine tiefe Zuneigung faßte, die erwidert wurde, das humanistische Gymnasium. Thora und weltliche Bildung, ein von Rationalität und Analyse geprägtes Denken und gläubige Religiosität mußten nicht nur zwischen Vater und Sohn, sondern auch innerhalb der Individuen ausbalanciert werden. Der Sohn mußte sich zwangsläufig vom strengen, ja finsternen Vater entfernen, wollte er in seiner Welt bestehen.<sup>19)</sup>

Eli Straus studierte Rechtswissenschaften und promovierte 1901 zum Dr. iur. Zur gleichen Zeit legte Rahel ihr Physikum ab und das junge Paar, das sich bisher meist unausgesprochen, aber um so sicherer als zueinander gehörig empfand, wollte sich verloben. Zuvor mußte aber Eli die auf Veranlassung seines Vaters traditionell vermittelten Heiratskandidatinnen ablehnen, was den Vater zu dem empörenden Satz veranlaßte: „Du willst dich doch nicht verlieben? Das schickt sich nicht für unsere Kreise.“<sup>20)</sup> So verlobten sich Rahel und Eli heimlich. Als der Vater schließlich davon erfuhr, war er's wider Erwarten zufrieden.

Einen weiteren Riß innerhalb der Juden verursachte das Aufkommen des Zionismus. Rahel und ihr Bruder waren von Anfang an begeistert und schlossen sich bald der Bewegung an, die von vielen deutschen Juden abgelehnt wurde. Die Verwurzelung in der deutschen Kultur und zionistisches Engagement schlossen sich eigentlich ebenso aus, wie die Bejahung der alten, von der Übermacht der Männer bestimmten wilhelminischen Ordnung und der Kampf für die Gleichberechtigung der Frauen. Rahel Straus lebte in ihrer Person diesen Widerspruch lange, ohne ihn überhaupt zu bemerken.

Nie stand für sie zur Debatte, ihren Beruf nicht aufzunehmen, „nur“ weil sie Ehefrau war. Elias und Rahel heirateten 1905, nachdem Rahel ihr Staatsexamen abgeschlossen hatte. Das Paar ließ sich in München, der Heimatstadt seiner Mutter nieder, wo Elias Straus eine Anwaltspraxis eröffnete. Rahel trat die Medizinalassistentinnenzeit an. Wozu sonst hätte sie all die Widerstände überwunden, und wozu hätte sie das sie bereichernde Wissen erworben, wenn nicht zur Ausübung des helfenden, heilenden Arztberufs? 1908 promoviert sie zum Dr. med. und eröffnete in München ihre Praxis als dritte Ärztin — und als erste, die an einem deutschen Gymnasium und an einer deutschen Universität ihre Ausbildung erhalten hatte.

Beide Ehepartner engagierten sich in der jüdischen Einheitsgemeinde Münchens, Rahel in der Jugendhilfe und im jüdischen Frauenbund. Als überzeugte Zionisten vertraten sie einen in der Gemeinde nicht akzeptierten Standpunkt, so daß beide erst spät dort eine führende Stellung einnahmen. Schon 1907 hatte das Ehepaar eine Reise nach Palästina gemacht, um einen Eindruck von der dortigen Aufbauarbeit zu bekommen, an eine Übersiedlung nach Eretz Israel dachten sie jedoch nicht.

Fünf Kinder gebar Rahel Straus: 1909 und 1911 und 1915 die Mädchen Isa und Hanna und Gabriele, 1914 und 1922 die Söhne Samuel Friedrich und Ernst (er erhielt den Namen seines 1915 im Krieg gefallenen Onkels). Die finanzielle Unabhängigkeit erlaubte der Mutter, genügend Haushaltskräfte anzustellen, so daß sie ihrer Arbeit in der Praxis nachgehen und dennoch ein geselliges Leben haben konnte, „ein voll erfülltes Frauenleben an der Seite eines geliebten Mannes und einen großen selbständigen Wirkungskreis als Ärztin“<sup>21</sup>). Dennoch spricht Rahel Straus davon, daß sie lebenslang darum ringen mußte, Beruf, Ehe und Mutterschaft in Einklang zu bringen.

Die Kriegsjahre waren auch für die Straussche Familie schwer, dazu kamen persönliche Schicksalsschläge, der Selbstmord von Elis jüngstem, schwärmerisch veranlagten Bruder und der Tod von Rahels einzigem Bruder an der Front. Eli hatte eine schwere gesundheitliche Krise zu überstehen. Rahels unmittelbare Begegnung mit dem Leid vieler Frauen im Krieg und der Tod ihres Bruders ließen sie dem Krieg mit großem inneren Vorbehalt gegenüberstehen. Sogleich schlug ihr das Mißtrauen gegen die Juden entgegen, die eben doch nicht wirkliche Deutsche wären. In der Niederlage wuchs auch wieder der Antisemitismus.

In der Weimarer Zeit erlebten sie schöne Jahre; die freien Tage verbrachte die Familie in ihrem Haus am Starnberger See, wohin viele jüdische und christliche Freunde kamen. Rahel Straus hielt viele Vorträge innerhalb der nach dem Krieg gegründeten Womens International Zionist Organisation (WIZO). Dennoch wurde sie 1932 aufgefordert, für eine führende Position im jüdischen Frauenbund zu kandidieren, wo man ihr Eintreten für zionistische Ideen jahrelang abgelehnt hatte. Auch ihr Mann übernahm jetzt viele verantwortungsvolle Aufgaben in der jüdischen Kultusgemeinde bis hin zum Reichsverband.

Zwar hatten Rahel und Eli Straus das stetige Anwachsen des Antisemitismus' registriert, aber wie nahezu alle Juden konnten sie sich das Ausmaß des künftigen Grauens nicht vorstellen. Die eigene Haltung Deutschland gegenüber ließ einfach nicht erwarten, daß ihnen in dieser Nation ein haßerfüllter und unerbittlicher Feind erwuchs. Rahel Straus konnte gerade noch rechtzeitig emigrieren, ein Entschluß, der erst durch den Tod ihres geliebten Mannes nach einer schweren Krankheit im Juni 1933 zustande kam.

Trotz ihrer zionistischen Verbindungen war der Anfang in Palästina sehr schwer. Sie gehörte nirgends dazu, sprach die Sprache des Landes schlecht und ihre bisherige Lebenshal-

tung war im Pionierland nicht gefragt: ein ruppiger Umgangston, eine unkultivierte Lebensweise herrschten dort. In ihrem Haushalt lebten noch die beiden jüngsten Kinder. Mit großer Mühe gelang es ihr, eine Praxis aufzubauen. Daneben engagierte sich für junge Einwanderinnen: Sie gründete eine Haushaltsschule, deren Kochabteilung ein Einwandererheim versorgte und richtete eine Werkstatt für behinderte Frauen ein. Dieses Werk hatte Bestand auch über ihren Tod im Jahre 1963 hinaus; eine Ausbildungsstätte für Behinderte in Jerusalem trägt ihren Namen „Beit Rahel Straus“.<sup>22)</sup>

1940, inzwischen 60jährig, schrieb Rahel ihre „Erinnerungen einer deutschen Jüdin“ für ihre Kinder auf. Sie tat es, um von der Glanzzeit des deutschen Judentums zu berichten, von dem nur noch ein „kleiner, entwürdigter, gequälter Rest“ in Deutschland geblieben war. Zusammen mit anderen solcher Berichte könnte dann, so hoffte sie, einmal ein Gesamtbild des deutschen Judentums, „*seines Aufstiegs, seines Wollens und Strebens, seines geistigen Schaffens innerhalb des Judentums und innerhalb der deutschen Welt, und seines plötzlichen und völligen Zusammenbruchs*“ entstehen. Sie schrieb ihre Erinnerungen aber auch, um den Kindern ihre Ahnen nahezubringen. „*Ihr sollt Euch verbunden fühlen mit denen, die vor Euch waren, und mit denen, die nach Euch kommen werden, und so wissen, wo Ihr steht.*“<sup>23)</sup>

Die Abiturientin, die 1899 den ersten Jahrgang des Mädchengymnasiums vertrat, hatte selbst eingelöst, wozu sie ihren Mitschülerinnen zum Ende ihrer Rede aufrief:

*darin wollen wir alle gleich sein: wir wollen uns an jeder Stelle bestreben, ein ganzer Mensch zu sein, so daß jeder, der auf uns sieht, sagen soll: Ja, wahrlich, etwas Schlechtes kann es nicht sein, laßt auch uns dem neuen Gedanken näher treten, denn siehe, auch hier sind Götter.*

Rahel Straus war eine große, eine bewundernswerte Frau.

### 3. Magdalene (Lina) Neff, geb. Meub (1880—1966)

Unter ganz anderen Verhältnissen als Rahel Straus ist Magdalene Neff, geb. Meub aufgewachsen. Sie stammte aus einer Karlsruher Bäckerfamilie. Man kann sich leicht ausmalen, welche Verblüffung es bei Verwandten, Nachbarn und Kunden hervorgerufen haben muß, als sie erfuhren, daß die zwölfjährige Lina das neugegründete Mädchengymnasium besuchen würde. Wie so oft hatte eine Lehrerin die Eltern zu dieser bei den damaligen sozialen Verhältnissen ungewöhnlichen Entscheidung geraten. Die Lehrerin hätte sich bestimmt nicht für dieses Wagnis eingesetzt, wenn sie nicht in Magdalene die Intelligenz, die Zähigkeit und den Willen erkannt hätte, die für die Laufbahn einer Gymnasiastin notwendig schienen.

In ihren Erinnerungen spricht Rahel Straus nie von dieser Mitschülerin, mit der sie immerhin sechs Jahre die gleiche Klasse besuchte. Zu verschieden waren die Milieus: die Tochter des Bäckermeisters und die Tochter aus einer hochgebildeten jüdischen Familie hatten wohl kaum Verbindung im außerschulischen Bereich. Gleich aber muß der Wunsch gewesen sein, nach Ablegung des mit großem Einsatz erworbenen Abiturs ein Studium aufzunehmen. Daß Rahel unmittelbar nach dem Abitur an die Universität wechselte, Magdalene aber einen Beruf wählte, der vor dem Studium eine Lehre und Gehilfenjahre voraussetzte, war wohl nicht nur eine persönliche Entscheidung, sondern auch durch das soziale Herkommen bestimmt.

Außergewöhnlich für eine Frau war nicht nur das Medizinstudium, sondern auch die Ausbildung zur Apothekerin. Erst 1899, im Jahr des Abiturs also, wurden Frauen zu dieser Ausbildung zugelassen. Sie begann in jedem Fall mit einer Lehre in einer Apotheke, an deren Ende die Gehilfenprüfung stand. Für diese Lehre war Abitur nicht die Voraussetzung, wohl aber für die Erlangung einer



*Magdalene Neff, geb. Meub bei der Ausführung einer Rezeptur.* DAZ 7,1981

Approbation, da diese drei Gehilfenjahre und ein daran anschließendes Pharmaziestudium voraussetzte. Eine Lehrstelle in der Apotheke zu finden, war für alle jungen Frauen sehr schwer. Lehrherren stellten lieber Männer ein, die Behörden verweigerten den Frauen die Zulassung zur Gehilfenprüfung. Im Süden des Deutschen Reiches, im Großherzogtum Baden und im Königreich Württemberg, waren die Rahmenbedingungen für die Frauen am günstigsten, denn dort hatten die Behörden die entsprechenden Verordnungen erlassen. Gleichwohl wurde die Neuerung als bemerkenswert kommentiert:

*Eine ganz neue Ära begann im letzten Jahre des Jahrhunderts. Ende September trat die erste rite vorbereitete Abiturientin des Karlsruher Frauengymnasiums, wohl als allererste gleich den jungen Männern vorbereitete Elevin, in die Krauss'sche Apotheke in Elzach ein.<sup>24)</sup>*

Wählerisch, was den Ort anging, durften die jungen Frauen nicht sein: Die 18jährige Magdalene Meub fand in Elzach eine Lehrstelle. Ihr Lehrherr bot ihr eine gründliche und umfassende Ausbildung, so daß sie nach zweijähriger Lehrzeit die Gehilfenprüfung mit der Note „sehr gut“ bestand — ihre Anlagen und die im Mädchengymnasium





## Die Berechtigungen des Mädchengymnasiums in Karlsruhe betreffend.

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog haben mit Allerhöchster Staatsministerial-Entschliessung d. d. Karlsruhe, den 21. Januar 1904 Nr. 44 gnädigst auszusprechen geruht, dass die Zeugnisse der gymnasialen Abteilung der Höheren Mädchenschule in Karlsruhe, deren 6 Jahreskurse nach dem vorgelegten Lehrplan unterrichtet werden, den Zeugnissen gleichstehen, die von normalmässig, d. h. nach dem Lehrplan der Gymnasien vom 2. Oktober 1869, eingerichteten Gymnasien ausgestellt werden. Dies bringen wir hiermit zur öffentlichen Kenntnis.

Karlsruhe, den 2. März 1904.

Grossherzoglicher Oberschulrat.  
Dr. L. Arnsperger.

(Verordnungsabl. des Grossh. Oberschulrats Nr. III v. 12./III. 04, S. 18.)

---

Durch Erlass des Grossherzoglichen Oberschulrats vom 15. Nov. 1884 Nr. 10 132 werden die Gymnasial-Abiturienten auf folgende Bestimmungen aufmerksam gemacht.

Nach § 15 der landesherrlichen Verordnung vom 1. Oktober 1869, betr. die Organisation der Gelehrtschulen, haben die Studierenden der Jurisprudenz und der Kameralwissenschaften, um zum Staatsexamen zugelassen zu werden, seinerzeit den Nachweis zu erbringen, dass sie zu ihrer weiteren allgemein-wissenschaftlichen Ausbildung in einem jeden der drei ersten Semester wenigstens eine mindestens vier Stunden in der Woche betragende Vorlesung aus dem Lehrkreise der philosophischen Fakultät mit Fleiss gehört haben. Für die Studierenden der Theologie, der Medizin und des Lehrfaches gelten die besonderen Bestimmungen ihrer Prüfungsordnungen. Kandidaten des geistlichen Standes haben behufs Zulassung zu einem Kirchenamt oder zur öffentlichen Ausübung kirchlicher Funktionen den Nachweis zu liefern, dass sie während ihres Universitätsstudiums Vorlesungen aus dem Lehrkreise der philosophischen Fakultät in demselben Umfange, wie für die Studierenden der Rechtswissenschaft und des Kameralfaches vorgeschrieben ist, mit Fleiss gehört haben (Gesetz vom 5. März 1880, Gesetzes- und Verordnungsblatt 1880 Nr. IX).

---

## Anerkennung der Reifezeugnisse durch den Bundesrat betreffend.

Der Bundesrat hat in seiner Sitzung vom 12. Oktober 1905 (§ 602 der Protokolle) beschlossen,

daß die Reifezeugnisse des Mädchengymnasiums in Karlsruhe als ausreichender Nachweis der wissenschaftlichen Vorbildung im Sinne des § 6 der Prüfungsordnung für Ärzte vom 28. Mai 1901 anerkannt werden.

---

erworbenen Fähigkeiten hatten sicherlich ein übriges getan.

Die drei vorgeschriebenen Gehilfenjahre absolvierte Magdalene Meub in Lichtenthal, Karlsruhe und Kehl. Es war wichtig, in verschiedenen Apotheken zu arbeiten, um so möglichst vielfältige Erfahrungen zu erwerben. Das bedeutete aber auch immer wieder, einen anderen Apothekenbesitzer davon zu überzeugen, daß eine weibliche Gehilfin ebenso gute Arbeit leistete wie ein männlicher Kollege.

Es war die Zeit der Korporationen, der Verbindungen und beruflichen Zusammenschlüsse, und so suchten die ersten Apothekerinnen einen Zusammenhalt, der ihnen ermöglichte, ihre Erfahrungen auszutauschen, sich gegenseitig Rat und Unterstützung zu geben und in einer recht schwierigen Situation durch Solidarität Halt zu finden und zu geben. Magdalene Meub initiierte nach Abschluß ihrer Lehre 1902 zusammen mit „dem Apothekerlehrling“ Sophie Wißmar einen Briefkreis, für den sie sieben weitere „Stifte fem.“ warb. Auch Sophie Wißmar hatte ein Mädchengymnasium besucht, nämlich das ebenfalls von Hedwig Kettler nach dem Rückzug des Frauenvereins Bildungsreform aus dem Karlsruher in Hannover gegründete. Da dieses noch privat war, hatte sie das Abitur „als Wilde“ am Realgymnasium in Hildesheim ablegen müssen.

Wir wissen, daß die Gründungsmitglieder lange und eingehend debattierten, ob sie einen Apothekerinnen-Verein analog dem der männlichen Kollegen gründen sollten, daß sie sich aber nur für einen Briefkreis, den sie „Apothekerinnenkränzchen“ nannten, entschieden. Magdalene Meub begründet ihre Vorbehalte gegen einen Verein am 11. 1. 1903 so: *„Im Grunde bin ich gar nicht für die Vereinsmeierei. Es ist genug, daß die Männer jeden Tag einen Verein gründen, und die Frauen sollten diese Untugend nicht annehmen.“*<sup>25)</sup> Wir finden hier die gleiche Ablehnung einer allzu starken Ritualisierung und eines selbstgewählten

Zwangs wie bei den „Alt-Heidelbergerinnen“. Dennoch kam man nicht ohne Statuten aus: In sechs Paragraphen legten die Teilnehmerinnen die Regeln für ihre Briefrunde fest: Die Briefe wurden in ein Büchlein eingeschrieben, das in gleichbleibendem Turnus zirkulierte. Dieses Büchlein ist in Familienbesitz. Da sich die Korrespondentinnen nicht persönlich kannten, stellten sie sich einander in Wort und (Licht-)Bild vor. So erfahren wir auch persönliche Hintergründe. Von Interesse ist die soziale Herkunft der Jungapothekerinnen, die sich am Beruf des Vaters ablesen läßt: Magdalene Meubs Vater als Bäckermeister fällt als Handwerker „aus der Reihe“, die die anderen Väter bilden: Gerichtsnotar, Gymnasialprofessor, Rittergutsbesitzer, Mühlenbesitzer — und zur Hälfte Apothekenbesitzer. Letztere waren natürlich an einer Nachfolgerin oder zuverlässigen Helferin interessiert. Eine Lehrtochter, die vor den Schwierigkeiten kapitulierte und aufgab, erzählt von ihrem Vater, daß er es gerne gesehen hätte: „daß auch ich Apothekerin würde, um ihm später im Geschäft zu helfen, daß er den ewigen Gehilfenärger los sei.“ Es zeigt sich also auch hier: Das wohlverstandene gemeinsame Interesse von Vätern und Töchtern führte (zumindest was die Bildung und Berufsmöglichkeiten anging) zur Emanzipation der Frauen.

Als Qualifikation zum Berufseintritt reichte die heutige Mittlere Reife, das damalige „Einjährige“. Aber auch das bedeutete für viele Wiedereintritt in eine Schule nach bis zu sieben Jahren zurückliegendem Abschluß der höheren Töchterschule, bedeutete mehrjährigen Selbst- oder Privatunterricht besonders in Latein und Mathematik. Neben Magdalene Meub, die das Glück hatte, daß weitblickende Eltern sie in ein Gymnasium am Ort schicken konnten, hatte nur noch eine Schülerin eine ununterbrochene Schullaufbahn, die sie allerdings nur bis zur Obersekundareife führte. In den Rundbriefen sprechen die jungen Frauen natürlich von ihrem Berufsalltag. Die-

ser ist einerseits typisch für die damaligen Verhältnisse, andererseits aber durch die spezifischen Probleme geprägt, die die jungen Frauen als Bahnbrecherinnen im bislang allein Männern vorbehaltenen Beruf zu bewältigen hatten. Sticheleien, Spott und Herablassung, ja Demütigungen der männlichen Kollegen waren die Regel, Unterstützung und ruhige Beratung die Ausnahme.

Dabei mußte damals der Lehrling zahlen, nicht der Lehrherr: 300 Mark waren die Regel. Kost und Logis waren frei, allerdings waren die Zimmer meist Kammern, schlecht geheizt und vor allem schlecht beleuchtet. Viele berichten, daß sie abends bei einer Kerze arbeiteten, die sie wie Bettwäsche und Handtücher selbst stellen mußten. Die Gehilfin Magdalene Meub verweist die weiblichen Lehrlinge auf den alten Spruch, daß die Lehrjahre keine Herrenjahre seien.

Tarifverträge, Arbeitszeitregelungen waren unbekannt. *„Morgens machen wir um 6 Uhr auf, auch an meinem freien Sonntag, wo ich mir eigentlich das Ausschlafen gedacht hatte . . . Um 9 Uhr abends ist Schluß“* Eine Briefschreiberin fragt: *„Bekommt denn ein Stift auch Ferien? Davon habe ich keine Ahnung; mein Chef spricht nichts Derartiges und zu fragen hätte ich nie gewagt.“* Es gibt auch Apotheker, die von den weiblichen Mitarbeiterinnen selbstverständlich annehmen, daß sie der Hausfrau nach Dienstschuß im Haushalt helfen. Die Teilnehmerinnen der Briefrunde bestärken einander darin, dieses Ansinnen mit Nachdruck abzulehnen.

Aus diesen Skizzen wird deutlich, daß Welten klaffen zwischen dem freien, anspruchsvollen, aber die Kräfte stimulierenden Studium, das Rahel Straus in Heidelberg absolvieren konnte und dem Berufsalltag eines weiblichen Apothekerlehrlings oder einer Gehilfin. Magdalene Meub begann nach den erforderlichen Gehilfenjahren 1904 ein viersemestriges Pharmaziestudium an der Technischen Hochschule Karlsruhe, die Frauen mit Abitur zuließ. Leider haben wir von den Erfahrungen

dieser Zeit keine Nachricht. Auch ihr Staatsexamen bestand Magdalene Meub wie schon die Gehilfinnenprüfung mit „sehr gut“.

Nach Abschluß des Studiums heiratete sie den Kollegen Adolf Neff. Zusammen erwarben sie die Löwen-Apotheke in Ehingen an der Donau. Wie ihre Schulkameradin Rahel gab Magdalene Neff ihre Berufstätigkeit nie auf. Fast 50 Jahre führte sie mit ihrem Mann die Apotheke in schwierigen Zeiten. Erst 1954, Magdalene Neff hatte die siebzig schon überschritten, zog sie sich zurück. Eine große Ehrung wurde ihr noch 1963, drei Jahre vor ihrem Tod zuteil: Die Bundesgesundheitsministerin gratulierte ihr zur Verleihung der „Lesmüller-Medaille“ durch die Bundesapothekerkammer — natürlich war sie die erste Frau, die diese Auszeichnung erhielt. Gewürdigt wurde damit ihre Verdienste als erste approbierte Apothekerin, die die Pharmazie als Berufsfeld für Frauen öffnete und zur Wegbereiterin in einem heute typischen Frauenberuf geworden war.

Somit bewiesen schon die ersten Abiturientinnen, daß, wie Hedwig Kettler und Erich von Sallwürk es voraussagten, Mädchen und Frauen Gymnasium, Studium und Beruf wie ihre Brüder bewältigen können. „Die Lust am Lernen, am Wissen“, von dem Rahel Goitein in ihrer Abitursrede sprach, hat sie angetrieben, „den Weg mutig vorwärts zu schreiten“. Sie standen im Lichte der Öffentlichkeit, als sie begannen. Sie haben den ganzen Weg zurückgelegt, im Bewußtsein ihrer Verantwortung. Vielleicht ist ihnen immer der Satz Rahel Goiteins im Ohr geblieben: „Denkt daran, an welchem großen Werke Ihr arbeitet, daß viele Tausende auf Euch schauen, von Euch die Antwort auf eine schwere Frage erwarten.“<sup>26)</sup>

---

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Siehe den Bericht in der Badischen Landeszeitung vom 19. September 1893: „Eröffnung des

1. deutschen Mädchengymnasiums in Karlsruhe“

<sup>2)</sup> Nachzulesen vor allem in: Sigmund Reichenberger, Das Karlsruher Mädchengymnasium in seinen ersten fünfundsiebenzig Jahren 1893—1918. Karlsruhe 1918 und Gerhard Kaller, Mädchenbildung und Frauenstudium. Die Gründung des ersten deutschen Mädchengymnasiums in Karlsruhe und die Anfänge des Frauenstudiums an den badi-schen Universitäten (1890—1910). In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 140. Band, 1992, S. 361—375. In der anlässlich des Jubiläums von der Stadt Karlsruhe hrsg. Schrift „100 Jahre Mädchen-Gymnasium in Deutschland“, Karlsruhe 1993, S. 10 ff schilderte Eva Hirtler die Hintergründe der Schulgründung und die Probleme der Anfangszeit.

<sup>3)</sup> zitiert nach Reichenberger (Anm. 2), S. 9

<sup>4)</sup> wiederabgedruckt im „Jubiläumsbrief“ des Fichte-Gymnasiums, Dezember 1993

<sup>5)</sup> Karlsruher Zeitung vom 12. August 1893

<sup>6)</sup> *ibid.*

<sup>7)</sup> Abgedruckt in dem Amtlichen Bericht des Frauenvereins Bildungsreform: Das Mädchen-Gymnasium in Karlsruhe. Weimar 1894

<sup>8)</sup> Siehe dazu auch: Rupert Kubon. Weiterführende Mädchenschulen im 19. Jahrhundert. Am Beispiel des Großherzogtums Baden. Centaurus Verlagsgesellschaft Pfaffenweiler 1991

<sup>9)</sup> Eine eingehende Darstellung des Themenkomplexes findet sich in: Ute Frevert, Frauen-Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit. Frankfurt 1986 (ed. suhrkamp nf 1284) im 1. und 2. Kapitel

<sup>10)</sup> Jetzt zugänglich in: 100 Jahre Mädchen-Gymnasium in Deutschland. Hg. Stadt Karlsruhe. S. 46—48, Karlsruhe 1993

<sup>11)</sup> Rahel Straus, Wir lebten in Deutschland. Erinnerungen einer deutschen Jüdin 1880—1933. Hrsg. Max Kreuzberger. Stuttgart 2. Aufl. 1962. — Weiter siehe auch: Christiane Schmelzkopf, Rahel Straus. In: Juden in Karlsruhe. Hg. Heinz Schmitt unter Mitwirkung von E. O. Bräunche und M. Koch. Karlsruhe 1988, S. 471—480 und Jutta Dick, Straus, Rahel. Ärztin, Sozialarbeiterin.

In: Jutta Dick, Marina Sassenberg (Hg.), Jüdische Frauen im 19. und 20. Jahrhundert. Lexikon zu Leben und Werk, Reinbek 1993, S. 365—368.

<sup>12)</sup> Rüdiger Rombach, Der Briefwechsel der ersten deutschen Apothekerinnen. Beiträge zur Württembergischen Apothekengeschichte, XIII, 1 (Dezember 1980) und ders., Selbstbiographien in den Rundbriefen der ersten deutschen Pharmazeutinnen. In: Deutsche Apotheker Zeitung 121. Jg. (1981), S. 343—345. Außerdem liegt mir das Manuskript eines Vortrages vor „Die erste deutsche Apothekerin (M. Neff, Ehingen/D) und ihr Briefwechsel mit Kolleginnen während der Praktikantenzeit“, den R. Rombach auf einer Fortbildungsveranstaltung der Landesapothekerkammer Baden-Württemberg am 1. Mai 1982 hielt.

<sup>13)</sup> Wir lebten in Deutschland, S. 89

<sup>14)</sup> Wir lebten in Deutschland, S. 98

<sup>15)</sup> Wir lebten in Deutschland, S. 91

<sup>16)</sup> s. Anm. 10. Diese Rede wurde am Festakt der Stadt zur Jubiläumsfeier „100 Jahre Mädchen-Gymnasium in Deutschland“ von einer Schauspielerin vorgetragen und fand großen Nachhall bei den Zuhörern.

<sup>17)</sup> Wir lebten in Deutschland, S. 94

<sup>18)</sup> Wir lebten in Deutschland, S. 31

<sup>19)</sup> In ihrem Beitrag „Rahel Straus“ in: Juden in Karlsruhe (s. Anm. 11) beschreibt Christiane Schmelzkopf gerade diesen oft schmerzlichen Konflikt sehr überzeugend.

<sup>20)</sup> Wir lebten in Deutschland, S. 105

<sup>21)</sup> Wir lebten in Deutschland, S. 108

<sup>22)</sup> So berichtet Christiane Schmelzkopf (s. Anm. 11), S. 479

<sup>23)</sup> Zitate aus dem Vorwort von: Wir lebten in Deutschland

<sup>24)</sup> Hermann Schelenz, Frauen im Reiche Aeskulaps. Leipzig 1900, S. 55/56.

<sup>25)</sup> Zitate aus den Briefen nach Rüdiger Rombach, Magdalene Neff — erste deutsche Apothekerin, s. Anm. 24, und dem mir vorliegenden Vortragskript, s. Anm. 12

<sup>26)</sup> Zitate aus der Abitursrede von Rahel Goitein, s. Anm. 10 und 16



*Unterprima der gymnas. Abt. der Höheren Mädchenschule Sofienstr. 14 im Oktober 1904. Zweite von links Hermine Walz. Im Besitz der Tochter Anni Pfulb*



# 100 Jahre Mädchen-Gymnasium in Deutschland



Karlsruhe

*Titelbild: 100 Jahre Mädchen-Gymnasium in Deutschland/Karlsruhe. Herausgeber Stadt Karlsruhe. G. Braun*

# Ein Fürst von Geblüt und Gesinnung

Rede beim Festakt zum 70. Geburtstag Seiner Durchlaucht des Fürsten Joachim zu Fürstenberg am 23. Juli 1993 im Schloß Donaueschingen

*Friedemann Maurer, Philosophische Fakultät I der Universität Augsburg*

Durchlaucht, hochverehrte fürstliche Familie, meine Damen und Herren!

Als gebürtigen Baaremer, wiewohl im altwürttembergischen Ostzipfel dieser Landschaft daheim, doch im Herzen fürstenbergisch gesinnt, hat mich die Bitte Seiner Durchlaucht des Erbprinzen, heute zu Ihrem hohen Festtag zu sprechen, geehrt und gerührt. Wohl ist mein Jugendtraum, einmal Fürstlich Fürstenbergischer Archivar oder Hofbibliothekar zu werden, nicht in Erfüllung gegangen, doch sind mir die Wege nach Donaueschingen wie in den ganzen südbadischen Raum bis heute reizvoll und angenehm geblieben. Die Geschichte und Kultur der Baar, des südlichen Schwarzwaldes, des Hegaus, des Linzgaus, des Oberen Donautals und die Geschichte des Hauses Fürstenberg gehören zusammen wie Baum und Rinde.

## I

Daß nach der Napoleonischen Flurbereinigung und der Mediatisierung das Haus Fürstenberg sich als moderne Standesherrschaft neu zu organisieren verstand und mit einer mustergültigen Wirtschafts- und Forstverwaltung alle Wechselfälle der zurückliegenden zwei Jahrhunderte überdauerte, stellt ein einzigartiges historisches, politisches und kulturelles Phänomen dar. Erwein H. Eltz hat für die „Regentschaft“ von Fürst Karl Egon III., von 1854 bis 1892 Inhaber des schwäbischen Stammguts, eine einschlägige Studie vorgelegt, in der vor allem die selten glückliche Personalpolitik des Hauses mit Johann Nepomuk Prestinari als dem Direktor der Domä-

nenkanzlei und Reformier der fürstlichen Verwaltung, der Forstwirtschaft, der Hammer- und Eisenwerke beschrieben wird. Unter den fürstlichen Beamten dieser Zeit findet man den Industrierpionier Ferdinand Steinbeis als Oberhüttenverwalter, die bedeutenden Historiker Siegmund Riezler und Franz Ludwig Baumann als Archivare, den Dichter Joseph Viktor von Scheffel als Hofbibliothekar, Karl August Barack als entscheidenden Organisator und Bearbeiter zentraler Donaueschinger Quellenwerke.

Was unter Karl Egon III. begann, ist bis in unsere Tage das Erfolgsrezept des Hauses Fürstenberg geblieben: eine sorgfältige Auswahl vor allem des Führungspersonals für die verschiedenen Betriebssparten, die mit modernen Methoden und Organisationsformen zum Teil Modellcharakter für ganze Wirtschaftsbereiche gewannen. Man denke nur an die Geschichte der Forstwirtschaft und Holzverwertung, in der Fürstenbergische Bedienstete zu den Weihen der Lehrbuchautoritäten kamen. Die qualitätsvolle Personalpolitik verband sich seit der sozialpolitisch revolutionären Dienerordnung von 1860 mit dem Gedanken einer wirklichen Leistungsverwaltung, die auf einem ausgeklügelten System von sogenannten Remunerationen, Gratifikationen, Weihnachtsgeldern und Naturalienbezügen aufbaute. Die unbedingte Loyalität der Bediensteten zum Fürstenhaus führte zu einer liebenswerten, aufgeklärten Form eines „Staates im Staat“; denn auch für die Mächtigen, Einflußreichen und sozial Verantwortlichen der republikanischen Lebensverhältnisse gilt: *opes regum — corda subditorum*. Die

wahren Reichtümer der Großen sind die Herzen der Untergebenen.

## II

Das Haus Fürstenberg hat sich ohne historisierende Selbstabkapselung und ohne Flucht vor der Politik über die Zeiten hinweg als lebendiger sozialer Organismus bewahrt; es stellt weit mehr dar als ein bloßes Wirtschaftsunternehmen mit wichtiger arbeitsmarktpolitischer Bedeutung in Südbaden. Noch einmal: Grund dafür ist, daß Fürstenhaus und Beamtenschaft in einer ganz unvergleichlichen Weise in der Landschaft verwurzelt blieben, Kultur und Mentalität von Land und Leuten repräsentierten und prägten. Wenn im Dunstkreis der weithin sichtbaren böhmischen Türme der Donaueschinger Schloßkirche die Uhren buchstäblich anders — vielleicht sogar besser, ruhiger, menschenwürdiger — gehen, dann hat das mit jener selten harmonischen Ehe zu tun, die hier Altbadner Freisinn mit Fürstenbergischer Überlieferung, schaffiges Bürgertum mit fortschrittlichem Verantwortungsdenken eines uralten Adelshauses eingegangen sind.

Wenn ich als Sohn dieser Landschaft mit ihrem weiten, offenen Himmel und ihren selbstbewußten Menschen, von denen nicht von ungefähr gilt *Baaremer Holz: aufrecht und stolz*, an dieser Stelle bekunde, daß die Aura des Hauses Fürstenberg, die Wirkung und der Mythos dieser Familie, hierzulande ganz unversehrt und heil geblieben sind, dann liegt die Wurzel dafür in der beschriebenen Traditionslinie der sozialen Glaubwürdigkeit — und für die zurückliegenden Jahrzehnte fraglos in der Persönlichkeit unseres hochverehrten Fürsten, in dessen wirtschaftlicher Weitsicht, in dessen im wirklichen Wortsinn angeborener Noblesse, in dessen warmer Menschlichkeit, in dessen unvergleichlichem Charme. Wer einmal erlebt hat, wie er aller Ge spreiztheit und dem gußeisernen Ritual akademischer Feiern mit einem Satz voller Leich-

tigkeit und gewinnender Direktheit den Boden entzieht und die Herzen der Menschen gleichsam im Sturm gewinnt, der kann verstehen, was jenes Bibelwort vom *Menschenfischer* meint. Ich sehe vor mir, wie er mit unauffälliger Anmut den ehrfürchtig-beklommenen Gast mit dem augenzwinkernden Hinweis, zufällig gäbe es auch Bier, eigenhändig mit einem vollen Glas versorgt. Oder: Wie er zum Abschluß der Diskussion eines Vortrags im Rahmen des Wissenschaftsforums das Schloß kurzerhand zur Außenstelle der Universität Konstanz erklärt, um das Auditorium anschließend in die hiesige „Mensa“ einzuladen. Überhaupt weiß er auf dem Klavier des Umgangstons in allen Lagen zu spielen, gerade auch im Verkehr mit sogenannten einfachen Leuten, wenn er etwas alemannische Goldwährung aus Johann Peter Hebels Sprache in die Stimme legt.

Weltläufig und bodenständig: Seine Durchlaucht Joachim Egon Maximilian Friedrich Leo Joseph Maria Hubertus Fürst zu Fürstenberg, Landgraf in der Baar und zu Stühlingen, Graf zu Heiligenberg und Werdenberg, Freiherr zu Gundelfingen, Herr zu Hausen im Kinzigtal, Mößkirch, Hohenhöwen, Wildenstein, Waldsparg, Werenwag, Immendingen und Pürglitz wurde am 28. Juni 1923 auf Schloß Grund in Böhmen geboren und folgte 1973 seinem Onkel Karl Egon V. als Haupt des Fürstlichen Gesamthauses. Es ist ausgesprochen kühn, sieben Jahrzehnte eines reich erfüllten, ebenso glückhaften wie schicksalsschweren Lebens in wenigen Sätzen zusammenfassend zu würdigen; ein Leben, das etwas von jenem Wort aus der Offenbarung des Johannes weiß, wonach der Mensch immer *Löwe und Lamm zugleich* sei. Stark und mächtig im Handeln und Wirken, schwach und elend im Erleiden des Geschicks.

Als zweites Kind und ältester Sohn von Prinz Max Egon zu Fürstenberg (1896—1959) und Wilhelmine Gräfin von Schönberg-Glauchau (1902—1964) wuchs er früh in die seit Jahrhunderten bestehende Verknüpfung seiner





*Fürst Joachim zu Fürstenberg*

Familie mit Ost und West, mit Deutschtum und Slaventum, mit Österreich und Schwaben hinein. Der Kindheit auf Schloß Grund und im Prager Fürstenberg-Palais, unterbrochen durch Sommeraufenthalte auf Schloß Werenwag, folgte 1933 der Umzug nach Donaueschingen, wo der Vater die Leitung der Fürstlich Fürstenbergischen Gesamtverwaltung übernahm. Der junge Prinz absolvierte seine Gymnasialzeit in Salem, Donaueschingen

und St. Blasien und legte kaum achtzehnjährig in Freiburg das Abitur ab. Von der Schulbank weg wurde er zur Wehrmacht eingezogen und diente zuletzt als Leutnant bei den Panzern. Im Rußlandfeldzug verwundet, kam er nach erneutem Fronteinsatz im Westen in französische Gefangenschaft, konnte jedoch Mitte 1945 heimkehren.

Nach Freiburger Studienjahren vermählte sich der damalige Erbprinz mit Pauline Grä-

fin zu Königsegg-Aulendorf. Wer die historische Landkarte des schwäbischen Oberlands kennt, weiß, daß die Besitzungen beider Familien im Riedlinger Raum mehrfach aneinander angrenzten. Es handelte sich gleichsam um Nachbarskinder. Wer dazuhin mit der in diesen Jahren wiedererstehenden Pracht des Aulendorfer Schlosses vertraut ist (man bezeichnet die gegenwärtige Rekonstruktion dieser einmaligen Schloßanlage als eine der größten Leistungen der modernen Baudenkmalpflege im deutschen Südwesten), gewinnt einen angemessenen Eindruck von der Bedeutung dieses oberdeutschen Grafengeschlechts. Beklagenswert nur, daß der Vater Ihrer Durchlaucht der Fürstin, der 1951 verstorbene kunstsinnige Doktor der Philosophie Joseph Erwin Graf zu Königsegg-Aulendorf, diese Wiedergeburt des verloren geglaubten Aulendorfer Schlosses nicht mehr erleben kann.

Das Fürstenpaar, dem sechs Kinder und — zwar paritätisch drei Prinzen und drei Prinzessinen — geboren wurden, wohnte zunächst auf Schloß Heiligenberg, dann in der Donaueschinger Villa Dolly, auf Hohenlupfen in Stühlingen und ab 1963 im angestammten Schloß in der Residenzstadt am Donauursprung. Die fürstliche Familie ist in südbadischer Heimatkunde hervorragend geschult und kennt Geschichte, Kultur und Mentalität dieses Landstrichs.

### III

Viel zu sagen wäre zur wirtschaftlich-unternehmerischen Lebensleistung des hohen Jubilars, die den Menschen hier im Südwesten Auskommen und Brot sichert, viel auch zum kulturellen und sozialen Engagement des Fürsten, das dem Namen des Hauses und der Stadt Donaueschingen internationalen Klang gibt.

Seinem Vater gleich geht es dem Fürsten wenig um äußere Geltung, nicht nur um die Mehrung des fast legendären Ansehens seines

seit bald zweihundert Jahren nicht mehr regierenden Hauses, sondern vor allem um das im tiefen Sinn Menschliche, um *humanitas*, wie er sie als *pater familias* für die Eigenen, für den weiten Kreis des fürstlichen Hauses, der Forsten und Betriebe vorlebt und in einer Fülle von guten Werken immer neu unter Beweis stellt.

Er steht in der besten Tradition Fürstenbergischer *caritas*, in der Überlieferung von Armenpflege und Mildenstiftungen, wie es früher hieß, und ist in der guten katholischen Überlieferung des Hauses ein *miles christianus*: ein Streiter für den Glauben.

Zu dieser Liebe zu den Menschen gehören die mäzenatischen Leistungen von Rang, das Prinz-Kari-Gedächtnisturnier, das Wissenschaftsforum der Universität Konstanz und die Donaueschinger Musiktage.

Dem Historiker fällt Machiavellis *Il Principe* ein, wo es in einem Absatz „Wie sich ein Fürst benehmen soll, um Achtung zu gewinnen“ heißt: „Der Fürst soll jährlich zu gewissen Zeiten öffentliche Vergnügungen und Schauspiele zur Unterhaltung des Volkes anordnen. Es wird auch gut sein, wenn er den Zunftversammlungen der Künstler und Handwerker, die sich in jeder Stadt befinden, bisweilen beiwohnt und allda seine Pracht und Güte wirken läßt, doch so, daß er dabei die Größe seines Standes nicht vergißt, denn das darf nie und bei keiner Gelegenheit geschehen.“

Fast alles in dieser Äußerung Machiavellis trifft zu, doch nur *fast* alles: denn das kühle Kalkül auf soziale oder politische Macht hin ist dem Wesen unseres Fürsten fremd; denn er besitzt beileibe keinerlei Begabung für einen Finstermann im Sinne Machiavellis. Vielmehr eignet ihm das, was die Römer *serenitas* nannten: Heiterkeit, Freundlichkeit, menschliche Wärme im Umgang. Der Königsberger Philosoph Immanuel Kant sprach noch von heiteren Begriffen, vom Glück begrifflicher Klarheit, von der Wohltat eines konstruktiven, aufbauenden Denkens. Dieser alte Wort-sinn ist bis in unsere Tage in der Wendung

vom heiteren Wetter erhalten, das uns ein klarer, wolkenloser Himmel schenkt: *Serenitas* war für Römer ein Wesenszug des adligen, integren Charakters. Vom jugendlichen Augustus wird berichtet, er sei mit einem feindlichen Fürsten an einer jäh abfallenden Schlucht entlang geritten, über die ihn dieser ohne weiteres hätte hinabstürzen können. Allein die *serenitas* im Antlitz des Augustus habe ihn von dieser Untat abgehalten. *Serenitas* als dem Nächsten zugewandte Freundlichkeit, Wärme und Offenheit ist vielleicht der beherrschende Zug im Wesen unseres Fürsten.

#### IV

Ich komme zum Schluß: Vor kurzem hatte der Kunsthistoriker Christoph Archibald Graf Douglas im Wochenmagazin einer großen deutschen Tageszeitung den berühmten Fragebogen zur Person zu beantworten. Auf die Frage „Welche natürliche Gabe möchten Sie besitzen?“ antwortete Graf Douglas: *So zu singen, daß alle Frauen weinen müssen.* Ich habe mit einigen dem Jubilar nahestehenden Men-

schen darüber spekuliert, was Fürst Joachim wohl auf diese Frage antworten würde. Wir waren einhellig der Meinung, er würde sagen: *So zu handeln, daß alle Menschen glücklich werden.*

Ihm, der als Fürst von Geblüt und Gesinnung unter solcher Vermutung und Gewißheit steht, gilt heute und weit über diesen Tag hinaus unser aller Zuneigung und Verehrung für ein gesundes, glückhaftes Leben im Kreis derer, denen er sich nahe weiß.

Und um der Ironie des Berufsklischees vom zerstreuten Professor unfreiwillig gerecht zu werden: Vor einer Stunde noch zeitvergessen in Gartenarbeit vertieft und deswegen hastig hierher aufgebrochen, habe ich für diesen Vortrag — leicht zu merken — nicht nur auf die erhellende Hilfe meiner Lesebrille verzichten müssen, sondern bis vor wenigen Minuten fehlte mir auch noch der treffende Schluß für meine Rede. Beim Weg über die Schloßstreppe hierher flog mir — „meinungsforschend“ in Ihrem Kreis — der entscheidende Gedanke zu. Wir waren uns alle einig: *Wenn er nicht schon Fürst wäre, müßte er dazu gemacht werden.*

# Deutscher Heimatbund, Aktivitätenbericht

Zum Tag der deutschen Einheit, am 3. Oktober 1992, hat der *Deutsche Heimatbund* das „Zentrum für Thüringer Landeskultur“ als Vertreter des fünften neuen Bundeslandes aufgenommen. Der *Deutsche Heimatbund* ist damit Dachverband von insgesamt 18 Mitgliedsverbänden und vertritt die Interessen von drei Millionen Mitgliedern in ganz Deutschland, die in über 8000 Vereinen organisiert sind.

Der Bundesverband, die Landesverbände und vor allem die Heimatvereine vor Ort engagieren sich im vereinten Deutschland in den Fragen des Natur- und Umweltschutzes, des Landschaftsschutzes, der Denkmal-, Trachten- und Brauchtumpflege und der Heimatgeschichte. Dabei findet eine intensive Zusammenarbeit zwischen den Verbänden in den alten und neuen Bundesländern statt. Neben Verbändepartnerschaften konnte der DHB auch dazu beitragen, die Geschäftsstellen in den neuen Bundesländern mit auszustatten, sie beim Aufbau von Kontakten zu entsprechenden Institutionen und Organisationen zu unterstützen und in allen Fragen der Heimatpflege mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Im Bereich des Umwelt- und Naturschutzes konnten für die neuen Landesverbände 30 Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen besorgt werden. Für die Arbeit der acht Fachgruppen und Arbeitskreise des *Deutschen Heimatbundes* konnten weitere Experten aus den neuen Landesverbänden gewonnen werden.

Einen Schwerpunkt der Aktivitäten des *Deutschen Heimatbundes* stellt die Aufklärungs- und Öffentlichkeitsarbeit dar. So gibt der Verband regelmäßig Publikationen zu aktuellen Themen heraus. In 1993 wurde z. B. die Broschüre mit dem Titel „Kulturlandschaft-Umwelt-Heimat“ entwickelt, ebenso erfolgt die Entwicklung des Faltblattes „Zehn Gebote der Bausanierung“. Nach der Präsentation der Neuaufgabe des umfangreichen Werks „Erfassung der historischen Gärten und Parks der Bundesrepublik Deutschland“ erfolgt nun die „Erfassung der historischen Friedhöfe“ in Deutschland. Nach der deutsch-deutschen Vereinigung wird mit mehr als 12 000 historischen Friedhöfen in Deutschland gerechnet. „Be-Denkmal“ — unter diesem 3-jährigen Leitthema hat der *Deutsche Heimatbund* in Zusammenarbeit mit dem Bundesgremium für Schul fotografie, der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, dem Deutschen Sparkassen- und Giroverband, dem Institut für Film und Bild in Wissenschaft und Unterricht, dem Umweltbundesamt, den kommunalen Spitzenverbänden und den Landes-, Stadt- und Kreisbildstellen seit 1991 einen bundesweiten Foto- und Filmwettbewerb durchgeführt. Im Mittelpunkt des diesjährigen Medienwettbewerbs stand das technische Denkmal unter dem Thema: Gestern Fortschritt — heute Schrott. Eingeladen waren alle Schülerinnen und Schüler zwischen 6 und 21 Jahren aus den alten und neuen Bundesländern. Viele tausend Schüler — oftmals in Gruppen und Klassen — machten sich auf die Suche, ein Objekt in ihrem unmittelbaren Lebensraum aufzunehmen. Ob die „Hütte“ in Völklingen, die Windmühle oder der Wasserturm, die Schmiede oder der Schiffskran — die Motive waren außerordentlich vielfältig, die Qualität der eingereichten Arbeiten auch für die Jury beeindruckend. Die Preisverleihung findet in einem festlichen Rahmen auf der Wartburg am 8. Oktober 1993 unter der Schirmherrschaft des Thüringer Ministerpräsidenten, Dr. Bernhard Vogel, statt. Mit der Preisübergabe wird zugleich der letzte Teil der Trilogie für den Film- und Fotowettbewerb 1993/94 zum Schwerpunkt historische Gärten und Parks/Friedhöfe eröffnet. Unter dem Thema „Rasen, Rosen und Rabatten“ sind jetzt alle Schüler und Schülerinnen aufgefordert, sich den Anlagen ihrer unmittelbaren Heimat oder ihrer weiteren Umgebung zuzuwenden.

Im Rahmen der Aufklärungs- und Öffentlichkeitsarbeit bezieht der DHB im regelmäßig erscheinenden Info-Dienst Stellung zu aktuellen Themen des Natur- und Umweltschutzes. Außer den Beziehen aus dem Bereich des Heimatbundes erhalten den Info-Dienst u. a. Vertreter von Verbänden, Vereinen, der Medien, Bundes-, Landes- und Kommunalpolitiker, Vertreter aus dem Bildungsbereich und alle Kreise und kreisfreien Städte in den alten und neuen Bundesländern.

Hinzu kommen Stellungnahme, Pressemitteilungen und Pressegespräche mit Vertretern von Printmedien sowie von Funk und Fernsehen zu aktuellen Themen und Problemstellungen. Dabei geht es beispielsweise darum, die Verabschiedung notwendiger Gesetze und Verordnungen anzumahnen oder auf die Bedrohung von bestimmten Landschaften hinzuweisen. So fordert der DHB seit langem die dringend notwendige Novellierung des Bundesnaturschutzgesetzes sowie die Verankerung des Umweltschutzes als Staatsziel sowie des Schutzes der Heimat im Grundgesetz. Der *Deutsche Heimatbund* unterstützt wesentlich den von der deutschen Stiftung Denkmalschutz initiierten „Tag des offenen Denkmals“. Es ist erfreulich, daß die Landesverbände des *Deutschen Heimatbundes* vielfältige Aktivitäten hierzu entfaltet haben.

Am 14./15. Mai diesen Jahres fand in Bocholt das 2. Symposium der deutschen Heimatzeitschriften statt. Redakteure von Heimatzeitschriften aus dem gesamten Bundesgebiet diskutierten zwei Tage aktuelle Themen im Zusammenhang mit der Herausgabe von Heimatzeitschriften. Im Rahmen des Symposiums wurde zum zweitenmal der deutsche Bundespreis für Heimatzeitschriften vergeben. Unter den diesjährigen Preisträgern waren erfreulicherweise drei Heimatzeitschriften aus den neuen deutschen Bundesländern. Im Arbeitskreis „Trachten und Brauchtumpflege“, in dem rd. 1,5 Millionen deutsche Trachtenträger zu einem Gesprächsforum auf Bundesebene zusammengeschlossen sind, wurde an die Entwicklung einer vergleichenden deutschen Trachtenkunde gegangen.

Der *Deutsche Heimatbund* ist Teilnehmer am „Grünen runden Tisch“, in der sich deutsche Umwelt- und Naturschutzverbände unter der Federführung der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald zu Gesprächsrunden treffen.

Der Präsident des *Deutschen Heimatbundes*, Dr. Hans Tiedeken, wurde vom Parlamentarischen Staatssekretär des Bundesinnenministeriums, Herrn Dr. Waffenschmidt, zu einer Reise nach Wolgograd eingeladen, um sich dort mit der Situation der Deutschen vertraut zu machen. Der Präsidialausschuß und das Präsidium des *Deutschen Heimatbundes* führten ihre diesjährigen Frühjahrstagungen vom 6. bis 8. Mai 1993 in Frankfurt/Oder auf Einladung des Landesheimatbundes Brandenburg durch. Ebenso erfolgte dort die Vertreterversammlung des *Deutschen Heimatbundes*, auf der der Vorsitzende des Westfälischen Heimatbundes, Herr Landesdirektor a. D. Herbert Nesecker als Vizepräsident ins Präsidium gewählt wurde.

Die Herbstpräsidiumssitzung sowie die Sitzung des Präsidialausschusses ist vom 21. bis 23. Oktober 1993 in Tübingen auf Einladung des Schwäbischen Heimatbundes.

Als ein nach § 29 Bundesnaturschutzgesetz anerkannter Bundesnaturschutzverband nimmt der DHB an Anhörungsverfahren zu verschiedenen Gesetzes- und Bauvorhaben teil. So konnten neben beabsichtigten Baumaßnahmen des Bundes auch den Landesverbänden verschiedene Gesetzesvorhaben des Bundes mitgeteilt werden, wie die EG-Richtlinie des Rates über die Verbrennung gefährlicher Abfälle, das Investitionserleichterungs- und Wohnbaulandgesetz, die Novellierung der vierten allgemeinen Verwaltungsvorschrift zum Bundesimmissionschutzgesetz, eine Änderung des Gentechnikgesetzes, der Entwurf einer Altpapierverordnung sowie der Entwurf des Rückstands- und Abfallwirtschaftsgesetzes.

Die Präsidenten der Natur- und Umweltschutzverbände und weiterer relevanten Organisationen treffen sich zu regelmäßigen Konsultationen mit dem Bundesminister für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit, Herrn Professor Dr. Töpfer. Ebenso finden regelmäßige Besprechungen der Geschäftsführer im Ministerium statt.

In der Fachgruppe „Umwelt- und Naturschutz des *Deutschen Heimatbundes*“ wurde die Entwicklung einer Veröffentlichung „Situation des Naturschutzes heute“ beschlossen. Weitere Aktivitäten in 1994 sind die Entwicklung einer Handreichung zum öffentlichen Personennahverkehr sowie ein bundesweiter ökologischer Vorgartenwettbewerb.

# Heinz Schmitt zum 60. Geburtstag

*Peter Assion, Freiburg i. Br.*

Am 12. November 1993 wurde Dr. Heinz Schmitt, Leiter der Karlsruher Stadtbibliothek und des Stadtarchivs, 60 Jahre alt. Der Festtag wurde in Karlsruhe angemessen begangen, und über die Stadt hinaus nahmen Freunde und Bekannte an dem Ereignis Anteil. Mancher von ihnen — und da nimmt sich der Verfasser dieser Zeilen nicht aus — wurde von dem Datum allerdings überrascht. Denn man kennt Heinz Schmitt als Mann der Karlsruher und der badischen Kulturszene, der sich durch Unternehmungsgeist und Tatkraft auszeichnet. Indem das schon immer so war, hat man die Jahre nicht gezählt und bei allen Leistungen, die in der Vergangenheit erbracht wurden, mehr an die aktuellen Unternehmungen des Jubilars und seine Pläne für die Zukunft gedacht. Gleichwohl muß der 60. Geburtstag Anlaß sein, auf Schmitts Lebenswerk zurückzublicken und ihm dafür zu danken. Grund dazu hat man an den bisherigen Wirkungsstätten des Jubilars und zumal in Karlsruhe. Indem Schmitt aber von seiner ersten Ausbildung her ein Volkskundler ist und trotz vielfältiger beruflicher Belastungen seinem Stammfach stets die Treue hielt, hat die Volkskunde noch besonderen Grund, sich dankbar seiner Arbeit zu erinnern. Es gibt im badischen Landesteil nur relativ wenige, die sich an Universitäten und Museen voll der Volkskunde widmen können. Umso wichtiger war stets die Unterstützung durch außerfachlich angesiedelte, aber kompetente und engagierte Freunde volkskundlicher Wissenschaft. Heinz Schmitt steht in Baden an der Spitze dieses Personenkreises, und er ist hier Autorität wie Vorbild für jüngere Volkskundler.

Wer den Jubilär persönlich kennt, hat ihn als einen dem Leben zugetanen, humorvollen

Pfälzer erlebt, der über aller Arbeit auch stets die mitmenschlichen Kontakte und das Gespräch gepflegt hat, sei es bei fachlichen Anlässen oder in stilleren Stunden bei einem guten Glas Wein. Das hat mit seiner Herkunft und auch mit seinen ersten Berufsjahren zu tun. Für beides steht die Stadt Weinheim an der Bergstraße. Hier wurde Schmitt 1933 als Sohn des Kaufmanns Jakob Schmitt geboren, und indem er nach dem Studium und einer Ausbildung zum Bibliothekar in die Vaterstadt zurückkehrte, festigten sich hier seine Bindungen an Weinheim, an das Umland und an die alte Kurpfalz bis über den Rhein hinweg. Nach dem Abitur am Weinheimer Gymnasium 1954 studierte Schmitt zunächst in Heidelberg die Fächer Germanistik, Romanistik und Geographie, ehe er an die Universität Tübingen überwechselte und hier (nach kurzzeitiger Rückkehr nach Heidelberg 1957) den Abschluß in Deutsch und Volkskunde erstrebte. Was ihn in Tübingen hielt, war schon damals die Volkskunde, die in Heidelberg nur mehr schwach vertreten war, während sie in Tübingen von Helmut Dölker und seinem Assistenten Hermann Bausinger systematisch gelehrt wurde, von letzterem mit neuen und gerade für junge Leute attraktiven Ansätzen. Als Abschlußarbeit war eine Studie zur Mundart im Umkreis von Weinheim geplant. Doch arbeitete in dieser Richtung auch schon intensiv Erika Bauer, und so griff Schmitt einen Vorschlag Bausingers auf und untersuchte das Vereinsleben der Stadt Weinheim unter volkskundlichen Aspekten. 1961 promovierte er bei Dölker mit der fertigen Arbeit. Sie gilt heute als ein „Meilenstein der Volkskunde“ (so jüngst wieder gesprächsweise Arnold Niederer in Zürich), legte sie doch für die Ver-

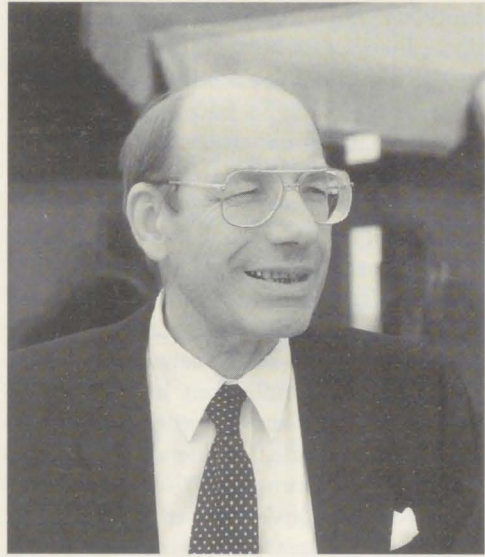
einsforschung Grundlagen, regte spätere Studien an und wird bis heute als inhaltlich und methodisch richtungswisend zitiert.

Eine akademische Laufbahn — der Wunschtraum Schmitts — ließ sich seinerzeit nicht verwirklichen. Deshalb schloß der junge Volkskundler von 1961 bis 1963 eine Berufsausbildung am Süddeutschen Bibliothekar-Lehrinstitut (heute Fachhochschule für Bibliothekswesen) in Stuttgart an. Nebenher verfaßte Schmitt volks- und landeskundliche Zeitungsaufsätze und Rundfunkbeiträge, und nachdem er die Prüfung als Diplombibliothekar bestanden hatte, war es nur folgerichtig, daß ihn 1963 die Stadt Weinheim zurückberief und ihm die Leitung von Stadtarchiv und Museum anvertraute. Diese Stelle eröffnete Schmitt ein weites Aufgabenfeld. Er richtete das Museum neu ein und vermehrte seine Bestände. Er war bei der Stadtsanierung denkmalpflegerisch tätig und verhinderte dabei manche drohende Fehlleistung. Er wirkte aber auch an der Gestaltung der örtlichen Feste mit und entwarf und organisierte mehrere historische Festzüge. Zu den mehr populären Aufgaben war er sich nicht zu schade, weil er sie als Möglichkeit begriff, die Anliegen von Heimatforschung und Heimatpflege in die breite Öffentlichkeit tragen und Kontakte knüpfen zu können, die weit über Weinheim hinausgingen. Sie nützten ihm alsbald auch bei volkskundlichen Forschungen, für die er sich die Zeit nahm und die ab 1966 in gediegenen Aufsätzen ihren Niederschlag fanden, vor allem als Brauchstudien. Der Bürgermeister der Stadt unterstützte ihn bei allen Aktivitäten, ja delegierte Schmitt nicht selten als seinen Vertreter zu auswärtigen Veranstaltungen. Kommunalpolitische Veränderungen ließen die günstigen Voraussetzungen für Schmitts Arbeit jedoch nicht fortbestehen, und vielleicht empfand es Schmitt auch als zu früh, sich endgültig an einen Wirkungsort zu binden. So nahm er im Herbst 1966 ein Angebot aus Stuttgart an und übernahm dort die Leitung der Rathausbibliothek. Als diese

mit der Stadtbibliothek vereinigt wurde, avancierte er 1976 zum stellvertretenden Direktor der Stadtbücherei.

Auch die Tätigkeit in Stuttgart schloß Öffentlichkeitsarbeit mit ein, indem regelmäßig Ausstellungen zu Themen der gesamten Kunst- und Kulturgeschichte gezeigt wurden und Schmitt hieran beteiligt war, von 1976 bis 1978 als Alleinverantwortlicher für das Ausstellungsprogramm der Stadtbücherei. Den Bezug zu Baden und der Pfalz verlor er dabei nicht, wovon wiederum Zeitschriften sowie die Sendereihe „Land und Leute“ des Süddeutschen Rundfunks Stuttgart profitierten. Aber seine Freunde empfanden die Jahre in Stuttgart doch als diejenigen eines „Pfälzers im Exil“, und auch er selber fühlte wohl so, lag ihm doch die badisch-pfälzische Wesensart weit mehr als die altwürttembergische. So nahm man es mit Freude auf, daß Schmitt nach zwölf Jahren seine „Heimkehr“ nach Baden betrieb und 1978 in Karlsruhe die Stelle des Amtsleiters für die Stadtbibliothek, das Archiv und die Sammlungen der Stadt übernahm. In den entsprechenden Funktionen ist er bis heute tätig, und wenn der Wechsel auch ein bedeutendes Mehr an Arbeit brachte und „Freizeit“ zum Fremdwort werden ließ, so ist doch auch zu erleben, daß Schmitt jetzt in seinem regionalen und kulturellen Element ist und Aufgaben dient, die ihm als besonders lohnend erscheinen und ihm dadurch Kraft und Ermutigung geben. Neben dem Üblichen, das in der Stadtbibliothek und im Stadtarchiv zur Bewältigung anstand, füllten Sonderaufgaben aller Art die vergangenen Arbeitsjahre Schmitts aus. Zu diesen gehörte die Vorbereitung des Umzugs der Stadtbibliothek ins neu erbaute „Ständehaus“ und jüngst der Umzug selbst. Hinzu kamen die Museumsarbeit und bedeutende Ausstellungsprojekte. Schon im Mai 1978 waren die Stadtgeschichtlichen Sammlungen zusammen mit anderen kulturellen Einrichtungen in das neugestaltete Prinz-Max-Palais eingezogen und erhielten so erstmals die

Möglichkeit, sich mit einer ständigen Ausstellung zu präsentieren (in nochmals verbesserter Form 1993 wiedereröffnet). Eine Serie von Sonderausstellungen füllte das Stadtpalais zusätzlich mit Leben. Sie waren u. a. den Karlsruher Stadtteilen gewidmet und präsentierten die eingemeindeten Dörfer in ihrem geschichtlichen Werden bis zur Gegenwart. Über Karlsruhe hinaus fand die Ausstellung „Trachtenpflege in Baden von der Romantik bis zur Gegenwart“ Beachtung, die 1981 gezeigt wurde und die nicht die badischen Trachten als solche vorstellte, sondern erstmals das gesellschaftlich-politische und künstlerische Interesse am Trachtentragen thematisierte: mittels noch kaum bekannter Bildzeugnisse und Dokumente. Zum Karlsruher Stadtjubiläum 1990 traten Schmitt und eine Projektgruppe mit der Ausstellung „Alltag in Karlsruhe“ hervor, die den Wandel städtischer Alltagskultur seit der Stadtgründung 1715 in historischen Querschnitten sichtbar machte und dadurch, daß sie auf die Lebenswelt der „einfachen Leute“ Licht fallen ließ, volkskundlichen Ansprüchen an die Jubiläumsfeierlichkeiten zu ihrem Recht verhalf. Die Zusammenarbeit mit projektgebundenen Mitarbeitern bzw. Mitarbeiterinnen setzte sich erfolgreich fort, indem alsbald ein weiteres vernachlässigtes Thema der Stadtgeschichte zu einer Ausstellung aufbereitet wurde, nämlich „Karlsruher Frauen 1715–1945“. Das Ergebnis dieser Bemühungen war 1992/93 im Prinz-Max-Palais zu besichtigen und überzeugte als Beitrag zur aktuell gewordenen sozialgeschichtlich-volkskundlichen Frauenforschung, indem die „weibliche Seite“ der Karlsruher Geschichte beleuchtet und der Beitrag von Frauen zur Stadtentwicklung herausgestellt wurde. Daneben widmete sich Schmitt dem Pfnzgaumuseum Durlach, das als Heimatmuseum für die östlichen Stadtteile von Karlsruhe und das angrenzende Umland gilt. Im restaurierten Durlacher Barockschloß richtete Schmitt dieses Museum neu ein, wie er auch das von ihm mitbetreute



*Heinz Schmitt*

Karpatendeutsche Museum — eine Gründung der Karpatendeutschen Landsmannschaft — in Durlach neu aufbauen ließ. Erfreulicherweise fanden die meisten dieser Unternehmungen ihren Niederschlag in Begleitveröffentlichungen, die die wissenschaftliche Grundlagenforschung, die den Ausstellungen vorausging, für die Nachwelt festhalten. So gibt es jetzt zum „Alltag in Karlsruhe“ auch ein wichtiges Buch, und ebenso über die „Karlsruher Frauen“. Zur Trachtenausstellung 1981 lag zunächst nur ein Begleitheft vor. Doch arbeitete Schmitt an dem Thema „Trachtenpflege in Baden“ weiter und legte 1988 ein reich bebildertes Buch vor, das als wohl wichtigste Veröffentlichungen zur badischen Volkskunde aus jüngerer Zeit einzuschätzen ist. Denn hier wird für den ganzen badischen Landesteil dokumentiert, wie ein bei Außenstehenden entwickeltes Trachteninteresse das volkstümliche Trachtenwesen stützte und sich auch seiner bediente: bei der staatlichen Repräsentation wie später bei der Werbung für den Fremdenverkehr und bei der Vermarktung landeseigener

Produkte. Auch zur Trachtenpflege als moderne Freizeitgestaltung findet man das Wesentliche in dem Buch Schmitts, das den Titel trägt: „Volkstracht in Baden. Ihre Rolle in Kunst, Staat, Wirtschaft und Gesellschaft in zwei Jahrhunderten“.

Außer durch die Konzeption besticht Schmitts Trachtenbuch durch profunde Quellenkenntnis, und man muß bewundern, daß der Verfasser die Zeit fand, sich derart umfassend in die ältere badische Literatur einzuarbeiten und Belege daraus zu erheben. Mit gleicher Gründlichkeit hat Schmitt jedoch auch sonst immer wieder volkskundliche Themen bearbeitet, literarische Studien mit der Beobachtung vor Ort und der Befragung von Gewährsleuten verbindend. Seine Interessen erfaßten dabei ganz Nordbaden, die Pfalz und den südhessischen Odenwald, wie sich an einer Fülle gediegener Aufsätze nachvollziehen läßt. Sie erschienen weit gestreut in geschichtlich-volkskundlichen Sammelwerken und Zeitschriften, wiederholt auch in der „Badischen Heimat“. Bei seinen Brauchstudien bildete der pfälzische Sommertag eine Art Leitthema. Immer wieder griff er das brauchtümliche Sommerbegießen auf, indem er seine historischen Studien dazu vertiefte und den heutigen Erscheinungsformen nachging. Einen anderen Schwerpunkt setzte Schmitt bei der Volkssprache, und schon 1970 bereicherte er die Mundartkunde mit dem Wörterbuch „Weinheimer Wortschatz“, das mehrfach neu aufgelegt wurde, seit 1981 in stark erweiterter Fassung. Reflexionen über die Möglichkeiten und Grenzen moderner Brauch-, Mundart- und Heimatpflege waren stets mit seinen aktuellen Erhebungen verbunden und brachten eigene Aufsätze hervor. Dabei nahm er auch wahr, daß das sogenannte „Volksleben“ nach wie vor produktiv ist, daß „Volksbrauch und Verein“ (siehe „Badische Heimat“ 1974) sich gegenseitig stützen und ganz neue Bräuche und Geselligkeitsformen entstehen. Schon zu seiner Stuttgarter Zeit stellte Schmitt hierzu Beob-

achtungen an und schrieb als erster Volkskundler eine Studie über Stadtteilstadt. Sie erschien 1977 in den „Forschungen und Berichten zur Volkskunde in Baden-Württemberg“ und war speziell den Stuttgarter Stadtteilstädten gewidmet. Doch war sie zugleich ein grundsätzlicher Beitrag zum Verständnis „neuer Formen großstädtischer Geselligkeit“ (so der Untertitel) und ist entsprechend bis heute maßgeblich geblieben. Weitere Beiträge befaßten sich mit Aspekten der Karlsruher Geschichte, mit der Stadtteilkultur in der alten Landeshauptstadt und mit badischen Persönlichkeiten. Dies war für Karlsruhe bedeutungsvoll, aber auch die ins weitere Umland ausgreifenden Aufsätze nützten der Stadt, indem sie aus Karlsruhe kamen, die Stadt als einen Mittelpunkt der badischen Volkskunde auswiesen und in ihrer Weise die Zentralität der alten Landeshauptstadt unterstrichen. Die Kennzeichnung „Schmitt/Karlsruhe“ wurde in der Volkskunde fast zu einer Art Markenzeichen: bis in den hessischen Odenwald hinauf. Dort hält Schmitt mit dem Breuberg-Bund mit Sitz in Breuberg-Neustadt enge Verbindung: als Vorstandsmitglied, als Vortragender bei den herbstlichen Jahrestagungen und als Autor der Reihe „Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften“. In den gediegenen Sammelbänden dieser Reihe war Schmitt von Anfang an (d. h. ab 1972) vertreten, mit gewichtigen Aufsätzen über die „Odenwälder Kerwe“, über das Odenwälder Hausgewerbe (Lebkuchenbäckerei) und über „Quellheiligtümer im Odenwald“.

Mit Vorträgen trat Schmitt auch sonst oft hervor, ebenso mit Exkursionen für Hochschulen, wissenschaftliche Gesellschaften und Institutionen der Erwachsenenbildung. Zeitweise nahm er auch einen volkskundlichen Lehrauftrag an der Universität Mainz wahr, so wie er früher schon an der Fachhochschule für Bibliothekswesen in Stuttgart lehrend tätig geworden war. Als Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde nimmt er treu an



den Jahrestagungen der Gesellschaft teil und ist bei den Fachkollegen aus ganz Deutschland als Diskutant und Vortragender geschätzt. So referierte er 1986 in München über „Theorie und Praxis nationalsozialistischer Trachtenpflege“, als mit der Tagung „Volkskunde und Nationalsozialismus“ die Fachgeschichte der Volkskunde zwischen 1933 und 1945 aufgearbeitet wurde. Die hohe Wertschätzung, die Heinz Schmitt in der gesamten Volkskunde genießt, kam jüngst

auch darin zum Ausdruck, daß die Durchführung des Deutschen Volkskundkongresses 1995 nach Karlsruhe vergeben wurde und man Schmitt mit der Organisation betraute. Für diese Großveranstaltung ist der Jubilar bereits voller Pläne. Möchte er sie nach seinen Vorstellungen verwirklichen können und auch sonst alles, was ihm für die nächsten Jahre angelegen ist, schaffen dürfen. Seine Freunde wünschen ihm dazu Glück, Gesundheit und Arbeitsfreude.

## Buchbesprechungen

**Erich Roth: Aus der Amtsstube eines alten Pfarrers.** Nachdenkliche Geschichten und Plaudereien. 176 S., 16,80 DM, Frieling Verlag Berlin, 1993

Dr. Erich Roth hat seinen Erinnerungsbüchern, z. B. das großartige „Kalchen und Malchen“, ein weiteres hinzugefügt, das man wohl zwischen seine Erinnerungen und seine theologischen Schriften einordnen kann, denn auch in diesen wirklich nachdenklichen Geschichten erweist sich der Autor als großer Erzähler (wer kann das heute noch von sich sagen?) einerseits und als tiefgegründeter Theologe andererseits. Eine in vielen Jahrzehnten gesammelte Lebensweisheit und Erfahrungen aller Schattierungen sprechen aus diesen Geschichten. Sie entlassen den Leser deshalb nachdenklich, weil Erich Roth die Geschehnisse auf die Grunderfahrungen seines Christseins abklopft und trotz schwerer Schicksalsschläge, die sich in manchen Erzählungen widerspiegeln, zu dem Schluß kommt, daß wohlgetan ist, was Gott tut.

Aber welch ein Erinnerungsvermögen besitzt Erich Roth! Der 1905 in Karlsruhe geborene Autor taucht mit einer Frische in frühe Kindheits- und Jugenderinnerungen hinunter, die einfach erstaunlich ist. Er ist ein begeisterter Karlsruher geblieben. Vieles, was einst war, wird durch ihn geschildert, und er hat der Stadt Karlsruhe viele schöne Erinnerungs-Geschichten geschenkt, Dokumente lebendiger Vergangenheit der alten Residenz. Dafür sei ihm besonders gedankt. Dr. Roth führt seine Leser aus seiner Geburtsstadt hinaus in die Welt und Studierstube eines Vikars und Pfarrers und erweist sich dabei als Seelsorger, „Beichtvater“, als vorbildlicher Diener an seinen Gemeindegliedern. Er spart die schweren Kriegs- und Nachkriegsjahre nicht aus und nimmt mit diesen Begebenheiten aus dem düsteren Kapitel unserer Geschichte den Leser ebenso gefangen. Roths sonniger Humor spendet Wärme, er ist Ausdruck eines alles verstehenden Gemütes.

Möge Dr. Erich Roth seine geistige Spannkraft noch lange erhalten bleiben, damit er seine Lesergemeinde weiterhin mit seinen nachdenklichen Geschichten erfreuen kann. — y —

**Sibylle Selbmann: Der Baum-Symbol und Schicksal des Menschen.** 138 S., 63 Abb., 34,80 DM. Badenia-Verlag Karlsruhe, 1993

Als Vorläufer dieses bemerkenswerten Buches erschien 1984 als Katalog im Selbstverlag der Badischen Landesbibliothek und erlebte vier Auflagen. Der Erfolg dieses Kataloges war das Resultat einer

von der BLB erstellten Wanderausstellung über den Baum, die bundesweit eine außergewöhnliche Resonanz in den Medien hervorrief.

Da der Katalog längst vergriffen ist, erweiterte ihn Sibylle Selbmann zu dem Buche, das nun vorliegt, und dem ein gleicher Erfolg zu wünschen ist, wie ihn der Katalog hatte.

Frau Dr. Selbmann hat mit diesem Buch, das hervorragend gestaltet und abgebildet ist, interdisziplinär eine wissenschaftliche Arbeit geliefert, die beachtenswert ist und die notwendig war. Das Thema Baum ist gerade heute von bestürzender Aktualität. Er ist ein Ursymbol und von zentraler Bedeutung für den Menschen, denn Baum und Mensch gehören auf mystische Weise zusammen. Peter Max Boppel, der viel über Baum und Mensch nachgedacht und geschrieben hat, formuliert im Vergleich des Menschen mit dem Baum so: „Willst du zum Lichte streben, mußt du zur Tiefe dringen.“ Und der Hl. Franziskus sagte: „Ein jeder Baum ist ein Baum der Erkenntnis. In einem jeden Baum rauschen die ewigen Quellen des Lebens.“ Und so weist die Autorin folgerichtig mit Nachdruck darauf hin, daß wenn der Baum stirbt, auch der Mensch stirbt. Dem Baum und Menschenleben, dem Stirb und Werde, den vielfältigen Beziehungen und symbolischen Bedeutungen, der zentralen Rolle in Märchen und Sagen, in Religion, Dichtung, Malerei, Musik, in den Volksbräuchen, all dem spürt Frau Selbmann nach.

Thema bleibt also immer der Baum: Der Weltenbaum, der Lebensbaum, der ewig grünt und blüht, der Baum des Lebens im Paradies, der Baum der Erkenntnis, von dem Adam und Eva nicht essen durften, das Baumkreuz, das Kreuz an dem Christus starb, der philosophische Baum der Alchimisten, das Symbol der Wandlung, der heilige Baum, meist in Verbindung mit einer Gottheit, der Stammbaum, dessen Urform die Wurzel Jesses ist, die interessanten Baum-Metamorphosen, Philemon und Baucis verwandelten sich beispielsweise in Bäume, sind Kapitel des Werkes. Besonders packend fährt Sibylle Selbmann fort mit dem Baum als Symbol des Menschen, dem tief verwurzelten Glauben an die Identität von Mensch und Baum, Thema, das besonders die Dichter und Maler fasziniert hat. Schließlich runden die Untersuchungen über den Baum als Ort des Schutzes, den Baum als Helfer und Glücksbringer, als Ort der Liebe, des Todes, der Kommunikation, den Festbaum (Maibaum, Richtbaum, Freiheitsbaum, Christbaum) das Werk ab.

Diesem Buch liegen sehr umfangreiche, zuverlässi-

ge Studien zugrunde, welche es der Autorin ermöglichen, erstmals in Deutschland die vielfältige symbolische Bedeutung des Baumes in allen Situationen des Menschen, in Literatur und Malerei bis hin zu den Redensarten in Beispielen aus ältester und neuester Zeit in einer heutzutage nicht mehr selbstverständlichen guten und flüssigen Sprache darzustellen. Man legt das Buch bereichert aus der Hand und wünscht ihm schon deshalb eine weite Verbreitung, um die Menschen für den Erhalt des Baumes zu sensibilisieren, damit diesem wieder die Achtung zuwächst, die ihm unsere Vorfahren entgegengebracht haben.

— y —

**Siegfried Heinzmann: Wegspuren einer Wäldersippe.** Die Vor- und Nachfahren des Tennenbronner Stabsvogtes Johannes Heinzmann (1700—1783). 320 S. mit Federzeichnungen von Bertold Conradi; 58,— DM. Verlag Hermann Kuhn, Willingen-Schwenningen, 1992

Um es vorweg zu sagen: Das ist eine interessante und aufschlußreiche Geschichte der Familie Heinzmann, mit stimmiger Konzeption und guter Sprache geschrieben. Das Buch erzählt von den Sorgen, Nöten und Existenzkämpfen der Nachkommen des Thurn und Taxischen Posthalters Johannes Heinzmann, der als erster Posthalter in Krummen Schiltach saß und später württembergischer Stabsvogt in Tennenbronn wurde. Er hatte sieben Söhne, und einer der Nachfahren ist der Autor dieses Buches. Ihm gelang die Schilderung einer vorbildlichen Familiengeschichte, ehrlich die Lebens- und Existenzverhältnisse darstellend und so ein Bild vermittelnd, das einmal von der Schwere des Daseinskampfes kleiner Leute und andererseits ihre Unentbehrlichkeit für die Gemeinde zeigt, in der sie lebten. Der Autor bettete diese Familiengeschichte in die regionale und überregionale Geschichte ein, und so entstand auch eine spannende Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte des Schwarzwaldes um St. Georgen jener Zeit.

P. E.

**Wilbert Neugebauer: Die Wilhelma. Ein Paradies in der Stadt.** 191 S. mit 340 meist farbige Abb., 74,— DM, Einführungspreis bis 31.12.1993 DM 64,—). Theiß Verlag Stuttgart, 1993

Prof. Dr. Wilbert Neugebauer, der Autor dieses Bandes, war von 1970 bis 1989 Direktor der Wilhelma und schuf mit diesem Buch das Standardwerk der Wilhelma. Es ist gleichzeitig die Dokumentation seines Lebenswerkes, das ganz der Wilhelma und deren Ausbau gegolten hat. Die Bedeutung der Wilhelma für Stuttgart und das ganze Land braucht hier nicht betont zu werden, sie ist ein fester Begriff in der Öffentlichkeit. Die ganze Schönheit dieses in Deutschland einzigen zoolo-

gisch-botanischen Gartens wird in ihrer großen Vielfalt in den hervorragenden Farbphotos lebendig. Es ist ein Genuß, diesen vorbildlich gestalteten Band zu studieren, denn er führt auch hinter die Kulissen und zeigt, welch großes und eingespieltes Management notwendig ist, um eine solche Einrichtung zu verwalten und auf zeitgemäßer Höhe zu halten. Der Autor führt den Leser von den historischen Wurzeln zum „Neubeginn aus Ruinen“, und dabei findet eine beinahe unglaubliche Aufbauleistung eine ihr gebührende Würdigung. Ausführlich wird der zoologisch-botanische Garten und alles, was dazu gehört, geschildert. So rundet sich das Ganze zu einem Werk, adäquat der Schönheit der Wilhelma, das jeden Tier- und Pflanzenfreund begeistern wird.

P. E.

**Peter Hank, Ingrid Wickersheimer, Klaus Fröhlich, Heide Bernhard-Wiggert: Der Kaiserstuhl. Landschaft und Alltagsleben in alten Photographien,** 108 S., zahlr. Abb., 36,— DM. Verlag G. Braun, Karlsruhe, 1992

Was diesen bemerkenswerten Bildband von den heutzutage üblichen Publikationen mit alten Photographien abhebt, ist seine Konzeption und deren Umsetzung in einem Buch. Die Diktion, weit ab von einer Aneinanderreihung von alten Photos, will mit den Aufnahmen einen anschaulichen Beitrag zur Landschafts- und Sozialgeschichte des Kaiserstuhles leisten. In der Einleitung heißt es weiter: „Darüber hinaus wollen sie (die Aufnahmen) auf dokumentarische Weise die Erinnerung an den alten Kaiserstuhl wachhalten und Mahnung sein, die Lebens- und Wandlungsfähigkeit der Natur und Kultur dieser Landschaft durch einen fortgesetzten, unverhältnismäßigen Mitteleinsatz nicht vollends zu untergraben. „Deshalb stammen die Photos von vor der großen Rebumlegung, also etwa aus dem Zeitraum zwischen 1890 und 1960. Es sind private Aufnahmen der Bevölkerung, bereitwillig zur Verfügung gestellt, die wirklich aus dem Leben gegriffen sind. Daß sie nicht professionell gemacht wurden, gerät hier zum Vorteil, denn sie machen deutlich, wie gravierend der Mensch in die einmalige Landschaft des Kaiserstuhles eingegriffen hat, Eingriffe, die nicht mehr reparabel sind und wahrhaftig zum Nachdenken zwingen. Folgerichtig ist deshalb der Band in folgende Abschnitte eingeteilt: 1. Naturgestalt (mit Flora und Fauna), 2. Lößland, 3. Besiedlung des Kaiserstuhles, 4. Das Siedlungsbild (z. B. Dorfformen), 5. Dorfleben. Gerade das letzte Kapitel zeigt, wie abhängig der Kaiserstühler von seiner Landschaft ist, es zeigt eine Lebenswelt, wie es sie so heute nicht mehr gibt. Diese beeindruckenden Aufnahmen zeigen alles, was mit dem Weinbau zusammenhängt, und das ist viel. Sie führen über das Flachsbrechen und Kirschernte bis zur Öl-

mühle, Feste und Feiern finden ihren Platz, das Leben der Menschen von klein an bis zum Tode, Kirche und Schule und schließlich auch die Kriege. Die Texte zu den Kapiteln gerieten zu kleinen, abgerundeten Essays, die informieren und die Probleme nicht ausschließen. Wie schon am Anfang gesagt: Da ist ein bemerkenswerter Bildband gelungen, welcher der einzigartigen Landschaft des Kaiserstuhles und seinen fleißigen, aufgeschlossenen Bewohnern gerecht wird, weil er aufzeigt, wie es einmal war und was es nun mit allen Kräften zu erhalten gilt. Vögely

Regine Kress-Fricke, Hg.: **Grenzüberschreitungen. Baden-württembergische Literaturtage in Karlsruhe.** 144 S., br., 16,80 DM. Edition G. Braun, Karlsruhe, 1992

Vom 21. Juni bis 5. Juli 1991 fanden die 9. Baden-Wttbg. Literaturtage in Karlsruhe statt. Sie standen unter dem Motto „Grenzüberschreitungen.“ Die vorliegende Anthologie ist das positive Ergebnis der großen Resonanz, welche die Literaturtage hervorgerufen haben. „Grenzüberschreitungen“, das heißt in diesem Falle die Reflektion der wechselseitigen Beziehungen der Nachbarregionen, z. B. mit der Literatur Frankreichs, mit der Mundartproblematik im Elsaß. „Grenzüberschreitungen“ führen aber auch in menschliche Grenzsituationen, in denen sich die Autoren befanden, die während der NS-Zeit aus der Heimat vertrieben, ermordet oder in die innere Emigration gezwungen wurden. Trotzdem die ganze Spannweite des Programms der Literaturtage natürlich nur in Teilen dargeboten werden kann, ergibt sich eine tiefe und nachdenklich machende Wirkung auf den Leser. — y —

Josef Huerkamp: **Stille Fehde. Roman.** 96 S., br., 16,80 DM, Edition Braun, Karlsruhe, 1992

Man nennt den Roman von Josef Huerkamp allgemein eine literarische Entdeckung. Man sieht in der „Stillen Fehde“ also nicht nur eine spannende Geschichte, sondern hält diese auch vom Sprachlichen her für ein kleines Meisterwerk. In der Summe ergibt das ein intellektuelles und sprachliches Vergnügen. Damit es dazu kommt, hat der Autor Dr. Huerkamp, Lehrer für Deutsch und Geschichte an einem Gymnasium, bekannt geworden auch durch Veröffentlichungen von literarischen Beiträgen in vielen Zeitschriften, die Fäden der Handlung kunstvoll geknüpft und mit seiner modernen Sprache, an die man sich gewöhnt, so abgespult, daß die Wirkung tatsächlich bis zum Ende anhält. Um was es in dem Roman geht, sei hier nicht vorgestellt, nur so viel sei gesagt, daß ein kleiner städtischer Angestellter sich in regionalgeschichtliche Forschungen einläßt, um von seiner Lebenskri-

se abzulenken. Dieses Unternehmen wird zum bestimmenden Faktor seines Lebens. Ein Lesevergnügen? Ein Lesevergnügen mit dem Wunsch verknüpft, von diesem Autor bald noch mehr vor Augen und Verstand zu bekommen. — y —

Hermann Ebeling: **Karlsruhe-Stadt mit Perspektive.** Bildband. 60 S., ca. 50 farbige Abb., geb., 19,80 DM. G. Braun-Verlag, Karlsruhe, 1992

Wenn ein neuer Bildband über Karlsruhe eine Chance haben will, um beim Leser und Betrachter „anzukommen“, muß er besondere Qualitäten haben, die ihn aus der Masse der Veröffentlichungen herausheben. Dies gilt für Text und Fotografie. Für den Text zeichnet der „Hausautor“ des Verlages, Dr. Ebeling, verantwortlich. Mit ihm ist die Gewähr gegeben, daß die Einführung „kleines Porträt einer großen Stadt“ interessant, informierend, flüssig geschrieben ist und ihren Zweck erfüllt, denn nicht jeder, der das Buch zur Hand nimmt, ist Kenner der Geschichte dieser Stadt. „Stadt mit Perspektive“, das ist mehrfach deutbar. Diese Perspektiven müssen in den Bildern sichtbar werden. Und in der Tat, die hervorragenden Fotos zeigen Perspektiven der Stadt mit ihren Bauten, Straßen, dem Schloß usw. und mit den Luftaufnahmen, die dem Betrachter eine neue Sicht ermöglichen. Die Bilder bieten auch eine Perspektivlinie von der Vergangenheit zur Gegenwart der Stadt und weiter zur Zukunft, wie sie sich in den Luftaufnahmen der Industrielandschaft oder dem Kongreßzentrum darbietet. Es ist schon eindrucksvoll, was da auf 60 Seiten Wissens- und Sehenswertes geboten wird. Der von Robert Dreikluft vorbildlich gestaltete Band dient auch durch eine französische und englische Übersetzung der Texte der Orientierung fremder Gäste und ist durch den wirklich käuferfreundlichen Preis auch für jeden erschwinglich. Dieses Buch mit den stimmungsvollen Bildern, Ein- und Ausblicken in das pulsierende Leben der Stadt ihrer Kultur, ihren Menschen ist eine gute Werbung für die heimliche Hauptstadt Karlsruhe. — y —

Hermann Ebeling: **Zwischen den Zeilen. Kleine Geschichte der Karlsruher Adreßbücher 1818—1993.** 84 S., reich bebildert, 22,— DM. G. Braun Verlag, Karlsruhe, 1992

Als Dr. Ebeling vom Verlag G. Braun den Auftrag erhielt, eine Geschichte des Karlsruher Adreßbuches zu schreiben, war er nach eigenem Bekunden sehr im Zweifel, ob man eine solche Geschichte mit „vielen Namen und wenig Handlung“ überhaupt schreiben könne, waren doch immerhin 175 Jahre zu bewältigen, ein Jubiläum! Aber, wie das oft so ist, das Eindringen in die Materie bringt dann so viel Interessantes zutage, daß mit der

Geschichte des Adreßbuches zugleich eine lebendige Stadtchronik entsteht. Der Autor hat wirklich zwischen den Zeilen gelesen, und er hat die unerhörte Fleißarbeit der Durchsicht der vielen Jahrgänge des Adreßbuches und das Verfolgen anderer weiterführender Spuren zu einem sehr guten Abschluß gebracht. Die Schrift besitzt folgende Abschnitte: 1. . . mit leichter Mühe überall zurechtfinden, 1818—1842, 2. Aus dem Biedermeier in die Gründerzeit, 1843—1872, 3. Von Karlsruhe nach Karlsruhe, 1873—1904, 4. Chronik von Krieg und Frieden, 1905—1945, 6. 46 Bände bis in die Gegenwart, 1945—1993. Die Texte beleuchten das Schicksal der Stadt durch die Jahrzehnte, und sie geben Einblick in das Alltagsleben der einfachen Bürger, die ja durch den Ablauf der Geschichte immer am meisten getroffen wurden, aber auch in das Dasein sehr bekannter Karlsruher Persönlichkeiten, wie z. B. Nebenius. Die Chronologie „175 Jahre auf einen Blick“ rundet den Band ab, der zahlreiche Abbildungen enthält, die Dokumente durch den Gang der Zeiten sind. 175 Jahre Adreßbuch sind 175 Jahre Stadtgeschichte Karlsruhe, und so wird diese Schrift auch zu einer willkommenen Ergänzung der Publikationen des Karlsruher Stadtarchivs. — y —

Rudolf Stähle: **Balduin, der Gartenfreund. Erfahrungen und Tips für die vier Jahreszeiten.** Zahlreich Abb. von Kristian Stähle, 136 S., br., 16,80 DM. Verlag G. Braun, Karlsruhe, 1992

Das ist einfach ein glänzend geschriebenes Buch, das nicht nur Gärtner beim Lesen bereichert und Freude macht. Dr. Stähle, Leiter der Kulturredaktion des Süddeutschen Rundfunks in Karlsruhe, ist ein passionierter Gärtner mit in vielen Jahren gewonnenen Einsichten, und ein Autor, der diese Erfahrungen in einer sehr interessanten Weise weitergeben kann. Er hat sein Buch in 52 Wochenkapitel eingeteilt und benützt diese Kapitel zum Nachdenken über umweltfreundliche Gärtnerei, ein besonderes Anliegen Stähles, zum Erzählen von Anekdoten und zum Philosophieren über Garten und Welt. Deshalb kann man das Buch auf einmal durchlesen, weil das Lesen Vergnügen macht, oder es portions- und tageweise genießen. Immer ist es anregend und wertvoll mit den gegebenen Tips, mit „seinen Überlieferungen aus Omas Zeiten, praktischen Wetterregeln, Wissenswertes und Heiteres über Quittenlikör, Meerrettichwein, Blattläuse und Ringelblumen, Saubohnen und Frühkartoffeln. Wie Wilhelm Busch über Schnecken dachte und was Miraculix von Misteln dachte.“ (Verlag) Dieses Buch ist stets bereichernd durch seine in vielen Jahren Praxis erprobten Ratschläge, es ist genußvoll und vergnüglich durch die gekonnte Mischung von Ernsthaftigkeit, Lebenserfahrung und hintergründigem Humor. Es wird

viele Freunde finden. Übrigens: Dr. Stähle, alias Balduin, der Gartenfreund, ist jeden Samstag in der gleichnamigen Sendung des SDR zu hören.

— y —

Max Scheifele, **Flößerei auf der Ettlinger Alb. Aus der Geschichte des Albtales.** 148 S. mit vielen Abb., 38,— DM. Katz-Verlag Gernsbach, 1993

Mit seinem Buch über die Flößerei auf der Ettlinger Alb leistet Landesforstpräsident i. R. Dr. Max Scheifele erneut einen wertvollen Beitrag zur heimatgeschichtlichen Forschung. Das Werk ergänzt sinnvoll die Arbeit Scheifeles über die Murgschifferschaft. Murgtal und Albital haben damit in Bezug auf die Flößerei, des Floßhandels und des Waldes eine von großem Sachverstand geprägte Interpretation gefunden.

Der Liebhaber des landschaftlich so reizvollen Albtales ist zunächst doch verwundert, wenn er von der Flößerei auf der Ettlinger Alb hört. Er hält es für unwahrscheinlich, daß auf dem bescheidenen Bach mit seinen noch bescheideneren Nebenbächen geflößt werden konnte. Und doch wurde die unscheinbare Mossalb für die Brennholztrift benutzt, und auf dem Maisenbach schwammen die riesigen Holländer Langholzstämmen zu Tal. Scheifele belegt dies auf eine interessante Weise und zeigt damit eine bisher weitgehend unbeachtet gebliebene volkskundliche, heimat- und forstgeschichtliche Seite des Tales auf.

Der Autor geht in seinem Buch zunächst auf die Landschaft und ihre Geschichte ein, die von den Klöstern Herrenalb, Frauenalb und der Markgrafschaft Baden bestimmt wurde. Er unterrichtet über die Arten der Flößerei, also über die Trift und die gebundene Flößerei. Wichtige Kapitel sind die Darstellung der Scheiterholztrift nach Stadt und Schloß Ettligen und die Versorgung der jungen Residenz Karlsruhe mit Brennholz bis Mitte des 18. Jahrhunderts. Damit wird gezeigt, wie wichtig die Albflößerei für die enorme Nachfrage nach Brennholz der beiden Städte war. So verbrauchte Karlsruhe Ende des 18. Jhd. bereits 8000 Klafter Brennholz jährlich, und es kam dabei des öfteren zu modern anmutenden Energiekrisen. Die Residenzstadt hatte also großes Interesse an der Trift auf der Alb.

Ein eigenes Kapitel bildet der Holländer Holzhandel. Alle diese Unternehmungen bedurften einer genauen rechtlichen Grundlage. Dem dienten die Verträge mit Unternehmen und Holzhandelsgesellschaften. Natürlich geht Scheifele auf die Waldverhältnisse ein, die durch den hohen Holzeinschlag in Mitleidenschaft gezogen wurden, auf die alten Sägemühlen und das Ende der Flößerei auf der Alb um 1820.

Scheifele hat nach gründlichen Untersuchungen

die vielfältigen Verzweigungen und Rücksichtnahmen historischer Art, die abgeschlossenen Verträge mit den Unternehmern, die ganzen wirtschaftlichen und sozialen Aspekte der Alblößerei zu einer Schrift gestaltet, der eine weite Verbreitung im Raume Herrenalb, Ettlingen, Karlsruhe, Bruchsal und darüber hinaus zu wünschen ist. Vögely

Adolf Schmid, **Marina Zwetajewa, 1893—1941.** 104 S., Rombach Freiburg, 1992

Die Schrift von Adolf Schmid trägt den Untertitel „Auf den Spuren einer einzigartigen Dichterin und einer Symbolfigur ihrer Zeit — mit Erinnerungen an eine Kindheit in Freiburg und im Schwarzwald und mit etlichen historischen Querverbindungen.“ Damit hat der Autor seine Forschungen über Marina Zwetajewa, über die er schon in unserem Heft 2/1992 publiziert hat, zu einem Buch erweitert und zusammengefaßt und gleichzeitig die Schwerpunkte seiner Schrift angezeigt. Wenn A. Schmid die Zwetajewa eine einzigartige Dichterin nennt, dann ist dem hinzuzufügen, daß sie eine faszinierende Frau und Persönlichkeit war, hineingestellt in eine Zeit, die Rußland politisch äußerst in Bewegung hielt und zur Stellungnahme zwang. Eine Frau, die von sich sagte: „Einen schuf er (Gott) aus Stein und den anderen aus Erde — und aus funkelndem Silber mich!“ mußte mit der Sensibilität ihres So-Seins in Bedrängnisse kommen, Schweres auch im persönlichen Umkreis erdulden, lange Jahre Exil auf sich nehmen. Am Ende ihres ausweglos gewordenen Lebens steht der Selbstmord. Marina Zwetajewa, deren Lebenslauf A. Schmid mit großer innerer Anteilnahme aufgezeichnet hat, war Dichterin von Jugend an, und es ist ein tiefgründiges Oeuvre, das diese leidenschaftliche Frau hinterlassen hat.

Ganz besonders ansprechend sind für uns natürlich die Texte, die von Marina Zwetajewa als 12—13jähriges Mädchen bei dem Aufenthalt der Familie in Horben und ihrem Schulbesuch in Freiburg geschrieben wurden. Von diesen Erlebnissen her rührte die tiefe Liebe dieser Frau zu Deutschland, die sie über die Zeiten hinweg bewahrte und die erst ihren unheilbaren Riß bekam, als Hitler die CSR besetzte. Hier liegt auch der Ansatzpunkt des Autors, Leben und Werk der Zwetajewa in die großen kulturellen Zusammenhänge zu stellen, die zwischen den Dichtern Rußlands und denen Deutschlands bestanden und die auch heute noch bestehen und die es zu erhalten gilt. Adolf Schmid gelang es, die außerordentlich facettenreichen Beziehungen der Zwetajewa zu ihren eigenen Landsleuten Pasternak, Gorki, Ehrenburg, Majakowski, Mandelstam u. v. a. aufzuzeigen. Besonders anrührend ist das Verhältnis der Zwetajewa zu Rainer Maria Rilke geschildert, hier tun sich dem Leser neue Seiten auf.

Man liest diese Schrift von Adolf Schmid nicht nur einmal. Es ist dem Autor gelungen, ein literarisches Zeitgemälde zu schaffen, in deren Mittelpunkt eine Frau steht, deren Schicksal man nicht mehr vergißt. Vögely

Herbert Jüttemann: **Waldkircher Dreh- und Jahrmarktsorgeln. Aufbau der Orgeln und Fertigungsprogramm der Waldkircher Orgelbaufirmen 1806—1985.** Mit 324 Zeichnungen und Abb. sowie 52 farbigen Darstellungen historischer Orgelfassaden. 324 S., gebunden 58,— DM. Waldkircher Verlag 1993

Nicht nur den Autor faszinieren die alten Dreh- und Jahrmarktsorgeln, sondern auch viele andere Menschen jeglichen Alters erliegen dem Zauber, der von diesen Instrumenten ausgeht. Die meisten geben sich den Klangkaskaden hin, geben jedem Drehorgelspieler auf der Straße gerne den ihm gebührenden Obulus und freuen sich, daß es diese Instrumente noch gibt. Dem technisch Interessierten aber stellt sich die Frage nach dem Bau und Funktionieren dieser Orgeln, dem Blick hinter die glänzende Fassade. Es ist das Verdienst von Herbert Jüttemann, daß er mit dem vorliegenden Werk diese Wissenslücke auf seine kompetente Art und Weise geschlossen hat. Mit seinem Buch „Waldkircher Dreh- und Jahrmarktsorgeln“ in Verbindung mit der Veröffentlichung „Waldkircher Orgelbauer“ von Rambach und Werner erfährt der einst weltberühmte Orgelbau in Waldkirch seine zusammenfassende, gültige Erforschung und Darstellung. Der Volkskundler ist dem Autor besonders dankbar, auch über dieses Buch hinaus, für alles, was er für die alten Schwarzwälder Uhren, Mühlen, Sägen usw. getan hat. Er ist einer der großen Bewahrer kulturellen und künstlerischen Schaffens der Schwarzwälder, und er zeigt auch, was wir zu verlieren im Begriffe sind.

Dr. Jüttemann schildert nicht nur das Aussehen der Waldkircher Orgeln, unterstützt durch viele hervorragende Fotos, sondern gibt über den technischen Aufbau, die Funktionsweise, die Instrumentierung und die klanglichen Merkmale erschöpfende Auskunft. Den Ingenieur Jüttemann interessiert dieser technische Teil besonders, und er deckt damit einen Teil der Volkskunde ab, der sonst nicht gerade im Mittelpunkt steht. Die Gliederung des Buches zeigt dies. Teil I befaßt sich mit dem Aufbau der Dreh- und Jahrmarktsorgeln: Terminologie und Funktionsweise der mechanischen Orgeln, deren kurze Geschichte, das Pfeifenwerk, mechanische Bauelemente, pneumatische Steuerung usw. Die penible Erforschung des Funktionierens der Orgeln dokumentiert Jüttemann mit 320 Zeichnungen, hinter deren Geheimnisse auch der technische Laie nach einigen Bemühungen kommen kann. Der II. Teil des Werkes widmet

sich den Firmen mit ihren Fertigungsprogrammen. Diese Firmen, deren Anzahl überrascht, haben Waldkirch zu einem Zentrum des Dreh- und Jahrmarkt-Orgelbaues gemacht und den Namen des Städtchens buchstäblich in die Welt hinausgetragen. Hier tut sich auch eine interessante sozialgeschichtliche Seite Waldkircher Stadthistorie auf. Ein umfangreicher Anhang (Erhebungsbogen, Skalen Waldkircher Jahrmarktsorgeln, Schrifttum) rundet das Werk ab.

Das Buch, das den technisch Interessierten voll befriedigt, gibt auch dem reinen Leser und Betrachter das Seine. Es wurde verlegerisch sehr gut betreut, und die Ausstattung läßt keinen Wunsch übrig.

Vögely

**Helmut Bender, Von Hansjakob und über Hansjakob.** Aus „Dürre Blätter“ und anders. 133 Seiten, Klaus Eugen Meier Verlag, Freiburg i. Br., DM 28,—

Vom ehemaligen Präsidenten der inzwischen aufgelösten Freiburger Hansjakob-Gesellschaft Helmut Bender liegt ein neues Buch über Heinrich Hansjakob vor. Etwa die Hälfte der Publikation besteht aus dem auszugsweisen Abdruck von Hansjakobs Erinnerungen „Aus dem Leben eines Reichstagskandidaten“ (1877) sowie „Eine Rundreise“ (1886), die in den beiden Sammelbänden „Dürre Blätter“, 1889/90 im Georg Weiß Verlag in Heidelberg zum erstenmal ediert, zu finden sind. Die zweite Hälfte des Benderschen Buches stellt nicht nur einen „Abgesang“ auf die vom „Aussterben“ (S. 132) bedrohte Hansjakob-Gesellschaft dar, sondern wird bedauerlicher Weise zum Pamphlet auf die angeblichen „Verächter unter den Hansjakobfreunden“, auf die — wie Bender formuliert — „falsche Propheten“, die Hansjakobs Vita und Werke zerstören würden (S. 133). Daß damit in erster Linie der Hansjakob-Verlag der Stadt Haslach und der Acheron-Verlag des Acheron Verlegers Wolfgang Winter gemeint ist, darüber läßt Bender keinen Zweifel aufkommen. Den Acheron-Verlag, der 1992 Hansjakobs Illenauer Tagebuch „Aus kranken Tagen“ in vorbildlicher Weise ediert hat, vergleicht Bender mit der Narrenstadt Schilda (S. 126). Dem Hansjakob-Verlag der Stadt Haslach spricht er das Recht ab, die Werke Hansjakobs herausgeben zu dürfen (S. 93, 102), ohne jedoch ein einziges Argument für diese absurde Behauptung vorbringen zu können. Dabei hat der Hansjakob-Verlag der Stadt Haslach seit 1960 18 Bände von Hansjakobs wichtigsten Werken in einer umfassend kommentierten Ausgabe neu aufgelegt und damit die Volksbücher Hansjakobs zahlreichen Hansjakobfreunden wieder zugänglich gemacht.

Wer wie Bender selbstgefällig meint, die alleinige Wahrheit über Heinrich Hansjakobs Persönlich-

keit und sein Werk gepachtet zu haben, disqualifiziert sich als Hansjakobfachmann selbst. Direkt peinlich wird es, wenn Bender in seinem neuesten Buch über Hansjakob ein so sensibles und schwieriges Thema wie die Asylantenfrage in drei Beiträgen (S. 103 ff.) populistisch angeht und dabei Hansjakob als Beleg anführt: „Das Makabre an alledem [Bender meint damit die Asylantenfrage] aber scheint zu sein, daß die großen Probleme stets von schwachen Regierungen [sic!] gelöst werden sollten. Das war zu Hansjakobs Zeiten allerdings nochmals anders . . .“ (S. 104). In der Tat ging die „starke“ Regierung zur Zeit Hansjakobs, das auf dem preußisch-deutschen Militarismus gestützte autoritäre Regime eines Wilhelms II., dem Bender offenbar nachtrauert, mit unbequemen Minderheiten, etwa mit den Polen oder Elsässern, ganz anders um als die rechtstatlich, demokratisch legitimierte Regierung der Bundesrepublik Deutschland mit den heutigen Asylanten.

Bender sieht die Hauptaufgabe und das Hauptanliegen der Hansjakob-Gesellschaft mit seiner neuesten Publikation erfüllt und beendet (S. 7, 131). Nach der Lektüre des Benderschen Buches kann man darüber — trotz der unzweifelhaften Verdienste der Hansjakob-Gesellschaft in der Vergangenheit — nicht traurig sein.

Manfred Hildenbrand

**Hans-Martin Pillin, Die Grimmelshausenstadt Renchen und ihre Geschichte, Band I,** hrsg. von der Stadt Renchen 1992. Druck: Reiff Druck und Verlag, Offenburg, 165 Seiten.

Hans-Martin Pillin, einer der profiliertesten Kenner der Geschichte des rechtsrheinischen Teils des Bistums Straßburg, ist vor Jahren mit der dreiteiligen Chronik der Stadt Oberkirch weit über die Grenzen der Ortenau hinaus bekannt geworden. Die Stadtväter von Renchen waren daher gut beraten, ihm auch die Bearbeitung der Chronik ihrer Stadt anzuvertrauen. Ein paar Kostproben daraus mögen dies beweisen:

Erste Spuren menschlichen Lebens stammen aus dem Mesolithikum, was eine erst 1981 gefundene Jaspis-Pfeilspitze belegt. „Römerbauten“ auf der Kopie eines Stadtplans von 1606/18, Terra-Sigillata-Funde sowie Eisenluppen aus der Römerzeit beweisen, daß am Schnittpunkt von Rench und Römerstraße eine römische Siedlung bestanden hat. Nachdem die Ortenau spätestens 536 n. Chr. dem fränkischen Hoheitsgebiet einverleibt wurde, entstanden zahlreiche auf „-heim“ endende Orte. Als solcher wird Renchen im Zusammenhang mit einem „*Wernherus de Reinecheim*“ 1115 erstmals erwähnt. Das „*Heim an der Rench*“ mag schon bewohnt gewesen sein, als 1070 der Adlige Siegfried „*magna Francorum ex stirpe progenitus*“ der *Kirche von Straßburg* das Gut Ulm schenkte, zu dessen

Hauptort sich Renchen in der Folgezeit entwickelte.

Als Datum der Verleihung der *Stadtrechte* an Renchen nennt Pillin den *10. Mai 1326*. Die verlorengegangene Urkunde, von König Friedrich dem Schönen von Habsburg anlässlich seines Aufenthalts in der Reichsstadt Offenburg ausgestellt, rekonstruiert er in einem ebenso eleganten wie überzeugenden Beweis, zu dem zwei gleichlautende Dankschreiben der Stadt Oberkirch und der Stadt Renchen beitragen, und die sich nur auf die Verleihung der Stadtrechte an beide Städte beziehen können.

Pillin schildert, wie Renchens-Entwicklung zu einer richtigen Stadt durch die Stadtbrände von 1333 und 1526 enorm gebremst wurde und welche Lasten es als *Objekt bischöflich-straßburgerischer Pfandschaftspolitik* zu tragen hatte. Ein Jahrhundert vor der abendländischen Glaubensspaltung hatte es zusammen mit dem Bistum unter der Herrschaft des „berüchtigten Wilhelm von Diest“ durch dessen verschwenderischen Lebensstil zu leiden. Trotz Gefangennahme durch das Domkapitel und Anklage vor dem Konstanzer Konzil (1415) konnte sich dieser Mann bis 1439 auf dem Straßburger Bischofsstuhl behaupten.

Im Kapitel über die religiös-kirchlichen Verhältnisse erhellt Pillin, wie der *Kult des hl. Kreuzes*, aus Poitiers kommend, durch Vermittlung des Säklinger Frauenklosters nach Renchen kam (Ersterwähnung 1318) und dort das ältere St.-Nikolaus-Patrozinium der Pfarrkirche verdrängte. Er erklärt, warum der profilierte Leutpriester und Dekan Johannes Heil (1484–1525) trotz Sympathie für Martin Luther mit der Kapitelsgeistlichkeit beim alten Glauben blieb. Auch zur Zeit der *württembergischen Pfandherrschaft (1592/1604–1664)* blieb der Bevölkerung ein mehrmaliger Religionswechsel — etwa wie in der benachbarten Markgrafschaft Baden-Baden — erspart.

Dem in dieser Zeit wütenden *Hexenwahn* versuchte Herzog Johann Friedrich von Württemberg gleich bei Übernahme der Herrschaftsgewalt Einhalt zu gebieten, ließ jedoch schon 1616 ein Schema zur Befragung der der Hexerei bezichtigten Personen erstellen. Die von Pillin mitgeteilten Originalzitate der „*Malefitz-Prothocolle*“ lassen den heutigen Leser schauern über die furchtbare Verirrung des menschlichen Geistes. Sie erregen Mitleid für die armen Opfer, die „*zum abscheulich Exempell. . . mit dem Schwert zum Leben zum todt gerichtet, bernachmals ihre Körper zu Pullvoer und Aschen verbrandt unnd die Asche auff die Wahlstatt vergraben*“ wurden.

Über *Grimmelshausen*, der von 1667–1676 Schultheiß von Renchen war, teilt Pillin die neuesten Erkenntnisse der Forschung mit: das endlich gesicherte *Geburtsdatum* am oder um den 17. März 1621, ein Porträt des großen Barockdichters von 1672 und Quellen, aus denen er bei seiner literari-

schen Arbeit schöpfte. Von den bisher etwa 200 bekannten Quellen nennt Pillin das Lexikon des Th. Garzoni und Schriften des Nürnbergers G. Ph. Harsdörffer.

An die Geschichte der Stadt Renchen, die in diesem ersten Band bis zum Ende der bischöflich-straßburgischen Herrschaft über das Amt Oberkirch im Jahre 1803 dargestellt ist, schließt sich „Die geschichtliche Entwicklung der nach Renchen eingemeindeten Ortschaften Ulm und Erlach bis zum Jahre 1803“ an.

Die Stadt Renchen kann man zu diesem hervorragenden gelungenen Werk aufrichtig beglückwünschen. Auf den Folgeband, der hoffentlich nicht allzulange auf sich warten läßt, darf man sehr gespannt sein.

Werner Scheurer

**Rudolf Lill (Hg.): Hochverrat? Die „Weiße Rose“ und ihr Umfeld.** 217 S., Universitätsverlag Konstanz, Konstanz 1993

Mit einem Sammelband über den studentischen Widerstand der „Weißen Rose“ gegen den nationalsozialistischen Totalitarismus stellt sich die noch junge, in Karlsruhe angesiedelte „Forschungsstelle Widerstand gegen den Nationalsozialismus im deutschen Südwesten“ der Öffentlichkeit vor. Das hier anzuzeigende Werk ist die erste Schrift einer Reihe „Porträts des Widerstands“, die insbesondere auf den Widerstand in Südwestdeutschland ein erhellendes Licht werfen soll.

Ein solches Vorhaben ist durchaus verdienstvoll, wie sich bei der Lektüre recht schnell herausstellt: Die „Weiße Rose“ ist zwar als Widerstandsorganisation wohl bekannt, aber das Wissen um Mitglieder und Struktur der Gruppe ist merkwürdig beschränkt: Einerseits stehen in den meisten Darstellungen die Geschwister Scholl fast exklusiv im Mittelpunkt, und andererseits erscheinen die Aktionen der „Weißen Rose“ meist als Münchener Lokalereignis. Wie wenig eine solche Verkürzung über den studentischen Widerstand dieser Hitler-Gegner aussagt, belegen die Beiträge des „Hochverrat“-Bandes. Das Umfeld der „Weißen Rose“ war größer als der Kern der Gruppe um die Geschwister Scholl, und — bedeutsam für die badische Geschichte — es führten Wege des Widerstands auch in den deutschen Südwesten.

Insofern bietet das Werk einen anregenden Einstieg in die weitere Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus in Baden.

Nach einer Einführung ins Thema (Prof. Dr. Rudolf Lill) bietet der Beitrag über die Geschwister Scholl (Prof. Dr. Wolfgang Altgeld) einen aktuellen Überblick über die Forschungstendenzen. Die Schwester des zum Tode verurteilten „Weiße Rose“-Mitglieds Willi Graf, Anneliese Knoop-Graf, gibt einen bewegenden Einblick in die Aktivitäten ihres Bruders. Wird bereits hier die Verbindung



nach Südwestdeutschland deutlich, so festigt sich dieser Eindruck durch die Aufzeichnungen Hans Hirzels über seine Flugblattaktionen in Stuttgart und Ulm. Auch der Beitrag über Eugen Grimlinger und seine finanziellen Unterstützungen aus Stuttgart (Dr. Michael Kießner) zeigen die Notwendigkeit, sich verstärkt mit dem Widerstand im Südwesten auseinanderzusetzen.

Der Beitrag über den Chemiker und Nobelpreisträger Heinrich Wieland (Prof. Dr. Gerda Freise) zeigt einmal mehr, in welchem Maß Widerstand und Unangepaßtheit über den eigentlichen Kern des „inneren Kreises“ der „Weißen Rose“ hinaus-

gingen. Ein Literaturüberblick (Dr. Michael Kießner) rundet den Band ab, der in einem dokumentarischen Anhang zudem noch Kurzbiographien der Mitglieder der „Weißen Rose“, die sechs Flugblätter und ein bisher noch unbekanntes, von der Gestapo in Auftrag gegebenes Gutachten über die Flugblätter und ihren Autoren aufnimmt.

Insgesamt also ein gelungenes und nützliches Werk, das den Weg der zukünftigen Forschung markiert und gerade mit seiner Setzung von Schwerpunkten im süddeutschen Raum auch den badischen Leser interessieren wird.

## Autoren dieses Heftes

*Robert Albiez*

Kapellenweg 60, 76275 Ettlingen

*Prof. Dr. Peter Assion*

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg,  
Institut für Volkskunde  
Maximilianstr. 15, 79100 Freiburg

*Dr. Horst Ferdinand*

Fröbelstr. 4, 53757 St. Augustin

*Johann Haller*

Buchenbergstr. 30, 78126 Königfeld

*Gerd-Klaus Kaltenbrunner*

Im Ölmättle 12, 79400 Kandern

*Dr. Joachim Larenz*

Beim Widmen 15, 76736 Rickenbach

*OStDir. Dr. Margarete Kraft*

Fichte-Gymnasium, Sophienstr. 12-16,  
76133 Karlsruhe

*Prof. Dr. Friedemann Maurer*

Baustätterstr. 44, 72762 Reutlingen

*Dr. Hubert Morgenthaler*

Maria-Probst-Str. 5, 6903 Neckargemünd

*Rainer Röder*

Konstanz

*Dr. Gerhard Schwinge*

Schillerstr. 2, 76448 Durmersheim

*Dr. Bernhard Stier*

Universität Mannheim Historisches Institut  
Seminar für Neuere Geschichte  
Postfach 2428, 66131 Mannheim

*Dr. Johannes Werner*

Steinstr. 21, 76477 Elchesheim

G. BRAUN **B**

4/1992 10.— DM P 9614 F

# in Baden- Württemberg

KULTUR · LEBEN · NATUR



Karlsruhe Liebe auf den zweiten Blick  
Skulpturen Hier stehe ich. Ich kann nicht anders!  
Südstadtlindianer Daheim in der Fremde

4 Hefte jährlich,  
Jahresabonnement DM 34.— Einzelheft DM 10.—

**L**and und Leute, Natur und Umwelt, Kunst und Kultur, Wissenschaft und Technik — das sind die Themen der „in Baden-Württemberg“. Führende Autoren und Fotografen beschäftigen sich mit Zeitgeschichten und Zukunftstendenzen, geben Hintergrundinformationen und berichten über das Geschehen im Land. — Ein kostenloses Probeheft senden wir Ihnen auf Anforderung gerne zu.

**G. BRAUN** BUCHVERLAG **B**


Karl-Friedrich-Straße 14-18  
76133 Karlsruhe  
Telefon (07 21) 165-0

W 2720



# VON WEGEN RUHESTAND


Wenn der berufliche Endspurt in Sicht ist, sollten Sie auch finanziell für gute Aussichten sorgen. Mit einer Zusatzrente zum Beispiel, die relativ leicht zu erreichen ist, wenn man sie frühzeitig plant.

Sprechen Sie mit dem Geldberater Ihrer Sparkasse über den  Renta-Plan. Mit diesem beliebten Vorsorgeprogramm können Sie Ihre Altersversorgung ganz schön beleben.

Aber auch wenn es um die rechtzeitige Regelung von Erbschaftsangelegenheiten, die Nachfolge in einer Firma, um Leibrente und ähnlich wichtige Fragen geht: Die Sparkasse ist mit Rat und Tat für Sie da. Damit Sie aktiv in den Ruhestand starten können.

wenn's um Geld geht – Sparkasse



Ein Unternehmen der  Finanzgruppe